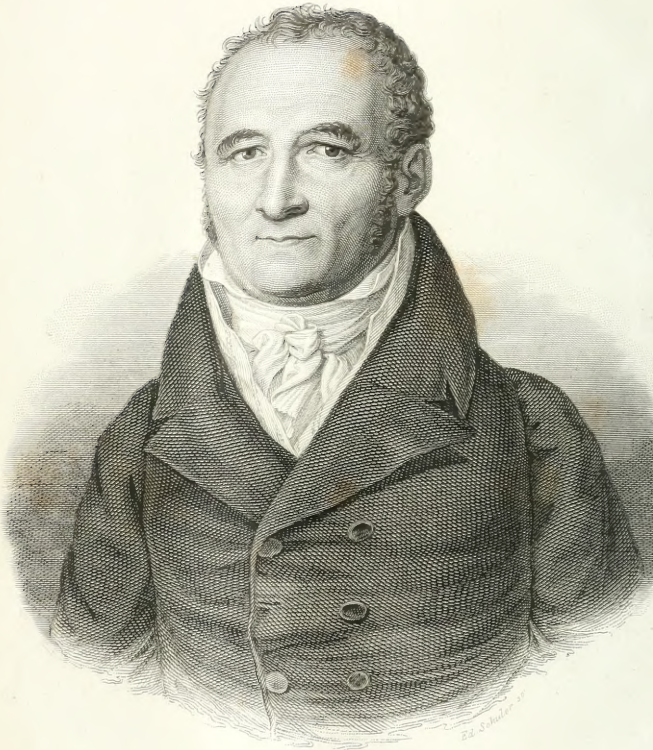
12942.



HEBEL.

H AA37

Johann Peter

Hebel's Werke.

Zweite Ausgabe in drei Bänden.

Erster Band.

Mit Hebel's Bildniß, einem Facsimile seiner Handschrift und vier Musikbeilagen.

29203
4/10/93.

Karlsruhe.
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1853.

Müller'sche Sammlung

Karlsruhe. — Druck der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchdruckerei.

Vorwort

zur Ausgabe in fünf Bänden von 1843.

Die im Jahr 1834 veranſtaltete Ausgabe der Hebel'ſchen Werke (in acht Bänden) iſt längſt vergriffen, und ſo ſah ſich die Verlagshandlung, die das Eigenthum ſeines geiſtigen Nachlaſſes von den Hebel'ſchen Erben erworben hat, zu einer neuen Ausgabe aufgefordert.

Man durfte bei dieſer neuen Auflage vielſeitige gewichtige Winke nicht unbeachtet laſſen; die neue Sammlung weicht deßhalb in mannigfacher Beziehung von der ältern ab.

Vor Allem ſchien es zweckmäßig und den Anforderungen bei weitem der meiſten Leſer entſprechend, die neue Ausgabe auf das zu beſchränken, was Hebel als Dichter und als Volksſchriftſteller geleiſtet hat, und ſomit ſeine theologiſchen Arbeiten von dem neuen Plane auszuſchließen. Man wollte nicht Alles, was von ihm herrührt, man wollte nur allgemein anregende Leiſtungen aus Hebel's Nachlaſſe wiedergeben.

So iſt in ſeinen Gedichten, ſeinen Räthſeln, ſeinen Kalendererzählungen, ſeinen bibliſchen Erzählungen, in

welchen offenbar der Hausfreund zu der Jugend spricht, und einzelnen vermischten Aufsätzen ein immer noch reicher, und überdieß durch verschiedene Arbeiten nicht wenig vermehrter Stoff übrig geblieben.

Auch diesen Stoff bietet die neue Sammlung in anderer Weise und Anordnung, und nicht ohne einzelne Weglassungen im Vergleich zu der frühern Gesammtausgabe, dar.

Man hielt für ein Erforderniß der Pietät gegen den Dichter, noch einmal prüfende Hand an diejenigen Gedichte Hebel's zu legen, die, nie für die Oeffentlichkeit bestimmt, seinen Privatcorrespondenzen entnommen sind. Und so wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, daß man solche Gedichte, die, nicht in den Augenblicken der Weihe geschrieben, des poetischen Werthes entbehren oder doch zu lokal und speziell sind, der neuen Auflage nicht einverleibt hat, während einzelne Stellen derselben, die auf äußere Erlebnisse oder inneres Leben des Dichters immerhin einen Bezug haben, mit Treue für die Lebensbeschreibung benutzt werden sind.

Auch die Varianten, welche die frühere Sammlung der ersten Auflage der alemannischen Gedichte zumeist entnommen hat, sind in der neuen weggeblieben. Die Sammlung konnte, als Ausgabe letzter Hand, sich auf die Abänderungen, die Hebel traf, beschränken.

Die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes hat man, mit Ausnahme der Betrachtungen über das Weltgebäude, deren Anfänge noch in dem alten Badischen Landkalender zu suchen sind, in der Reihenfolge wiedergegeben, wie sie in jedem einzelnen Jahrgange des Hausfreundes vorkommen, — man hielt diese chronologische Anordnung für besonders geeignet, die jedesmalige Stim-

mung des Dichters in der Zeit seiner Wirksamkeit als Volksschriftsteller zu beurkunden.

Insbesondere hat man sich zur Pflicht gemacht, das Leben Hebel's, das die erste Sammlung schon mit rücksichtsvoller Sorgfalt erzählt hat, nach allen Richtungen erschöpfend darzustellen. Man glaubte das Andenken des würdigen Theologen nicht zu beeinträchtigen, wenn man auch die Momente seines Lebens hervorhob, in welchen nur der Mensch und der Dichter sich geltend machten. Mündliche und schriftliche Mittheilungen von Männern, die mit Hebel in innigem geistigem Verkehre standen, mannigfache Lebensurkunden und eine reiche Correspondenz, deren Gebrauch einzelne seiner Freunde gestattet haben, und wofür hiermit öffentlicher Dank ausgesprochen wird, gaben zu dieser Darstellung, die Hebel's Leben, wo es immer möglich ist, mit Hebel's eigenen Worten erzählt, reichlichen Stoff.

Zu besonderm Danke fühlt man sich gegen den ausgezeichneten Staatsmann und Schriftsteller verpflichtet, welcher der Aufforderung des Adjunkten des Rheinländischen Hausfreundes durch reiche Mittheilungen aus dem Leben seines Freundes entsprochen hat.

Indem die Verlagshandlung sich angelegen sein ließ, den Hebel'schen Werken eine möglichst würdige Ausstattung zu geben, glaubt sie der Lesewelt eine nicht unwillkommene Gabe dargeboten zu haben.

Vorwort

zur ersten Ausgabe in drei Bänden.

Die im Jahre 1843 veranstaltete Ausgabe der Hebel'schen Werke ist vergriffen. Vielfache Nachfrage hat die jetzt erscheinende hervorgerufen.

Die Grundsätze, welche uns bei der Anordnung der letzten Ausgabe leiteten, und die wir in dem Vorworte zu derselben ausgesprochen haben, waren auch bei der gegenwärtigen maßgebend.

Doch haben wir auch jetzt wieder nöthig gefunden, Manches hinwegzulassen, was den frühern Ausgaben einverleibt war. Dieses ist namentlich bei einzelnen Gedichten der Fall, die nur für den Augenblick und für die nächsten Umgebungen des Dichters Werth und Bedeutung haben konnten.

Wenn wir bei dieser Ausscheidung nicht mit mehr Strenge verfuhren, so möge dies die Rücksicht für die große Anzahl der noch vorhandenen Freunde und persönlichen Bekannten Hebel's entschuldigen, die Manches nur ungern vermissen würden, was für die größere Lesewelt vielleicht kein Verlust wäre.

Ebenso haben wir die Sammlung auf die Gedichte, Räthsel, Kalendergeschichten und die vermischten Aufsätze Hebel's beschränkt, und die biblischen Erzählungen, als Schulbuch, aus derselben weggelassen.

Dagegen sind wir durch neue Mittheilungen verehrter Freunde des Dichters, welchen wir hier unsern Dank dafür aussprechen, in den Stand gesetzt worden, die Ausgabe zu vervollständigen. Insbesondere haben wir die Lebensbeschreibung des Dichters mit neuen Stellen aus Briefen desselben, die Gedichte aber durch dessen lateinische Kirchenlieder vermehrt.

Vorwort

zur zweiten Ausgabe in drei Bänden.

Die Ausgabe der Hebel'schen Werke vom Jahre 1847 ist vergriffen. Vielfachen Wünschen entsprechend geben wir dieselbe in veränderter Form und meist unveränderter Anlage.

Die Grundsätze, die in dem Vorworte zur jüngsten Auflage ausgesprochen sind, waren auch hier leitend.

Nur sind wir einen Schritt weiter gegangen und haben uns eine Weglassung erlaubt, die weder die Ehre Hebel's, noch die Vollständigkeit der Ausgabe beeinträchtigen wird.

Es ist dieses die Weglassung der Erzählung „Andreas Hofer", die ohnehin nur von ephemerer Bedeutung, in ihrer Form nicht gelungen, keinen Leser anzusprechen, und sehr viele nur zu verstimmen geeignet wäre.

Wir glauben der Zustimmung der Freunde Hebel's hierbei sicher sein zu dürfen.

Johann Peter Hebel's Leben.

1. Die Eltern.

Johann Peter Hebel ist der Sohn achtbarer Landleute, welchen er nur ein geringes Vermögen, aber viele geistige Güter verdankte.

Sein Vater, Johann Jakob Hebel, war in dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück geboren. Wanderlust und Wißbegier trieben ihn frühe von der Heimath weg, die er als Webergeselle verließ. Zu Basel trat er in Kriegsdienste, und folgte als Diener des damaligen Majors Iselin den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, an den Niederrhein und nach Corsika.

Die Zeit, die zwischen diesen Zügen lag, brachte Johann Jakob Hebel im Iselin'schen Hause zu Basel zu.

J. J. Hebel besaß eine Bildung, welche über seine Verhältnisse hinausging. Wie aus schriftlichen Arbeiten, die von ihm übrig sind, hervorgeht, wußte er überall den Geist zu bereichern. Sein noch vorhandenes Schreibbuch, das eine Sammlung von Dichtersprüchen in deutscher und französischer Sprache enthält, zeugt von einem tiefen Gemüthe und lebendigen Sinne für Poesie. Eine tabellarische Zusammenstellung der jüdischen Geschichte von seiner Hand, beurkundet sogar seine Bekanntschaft mit Josephus.

In Basel lernte J. J. Hebel schon frühe seine spätere Ehefrau kennen: Ursula Oertlin, die fromme und arbeitsame Tochter wenig bemittelter Eltern von Hausen bei Schopfheim. Auch sie diente im Iselin'schen Hause.

J. J. Hebel empfand bald eine Neigung zu der jungen Markgräflerin, die er unverwischt auf seine Heerzüge mit hinaustrug. Er erklärte diese Neigung von Valenciennes aus. Noch ist der Bewerbungsbrief, in bunter Einfassung mit rother Dinte

und großer kalligraphischer Fertigkeit geschrieben, vorhanden. Mit jener scherzenden Gemüthlichkeit, die auf den Sohn übergegangen ist, bittet er sich dort das Herz der Geliebten zum künftigen Meßkram aus, wenn solches zu verschenken sei.

Die Neigung war nicht unerwiedert geblieben; nach J. J. Hebel's Rückkehr aus Corsika, im Jahr 1757, wurden Johann Jakob und Ursula ein Paar.

Der Bräutigam, der jetzt zu seinem ursprünglichen Gewerbe zurückkehrte, fand schutzbürgerliche Aufnahme in dem Geburtsort der Braut. Das kleine ererbte Vermögen Beider hatte sich während ihrer Dienstzeit vermehrt; ihre vereinte Thätigkeit mußte für das Uebrige sorgen.

Den Winter hindurch arbeitete Johann Jakob Hebel an seinem Webstuhle. Den Sommer, wo der Webstuhl ruhte, brachten beide Eheleute in Basel zu. Sie fanden dort bei ihrer alten Herrschaft freundliche Aufnahme und Arbeit vollauf in Haus und Garten.

Während eines solchen Aufenthaltes zu Basel wurde Johann Peter Hebel den 10. Mai 1760 geboren, und den 13. desselben Monats in der St. Peterskirche nach reformirtem Ritus getauft.

---

2. Die Heimath.

Mit den Namen Hausen und Basel sind die Pole angedeutet, innerhalb welcher das geistige Leben des Dichters sich bewegt. Hier lebte das Kind, hier der herangereifte Mann, hier lebten die Erinnerungen des Dichters, der, recht verstanden, überall als Repräsentant der Gesinnung und Sitte seiner Landschaft hervortritt, und deßhalb nur in diesen Grenzen seine Meisterschaft behauptet.

Diese Heimath Hebel's gehörte dem obern Theile des altbadischen Landes an. Wo der Rhein bei Basel sich nordwärts wendet, überall ursprünglich deutsches Land mit deutschem Volke durchwallend, obwohl er Grenze bildet zwischen Baden, der Schweiz und Frankreich, da liegen, vom Schwarzwald herunter bis an den Strom sich dehnend, die altbadischen Herrschaften Badenweiler und Röteln nebst Sausenberg.

Diesseits des Stromes von einst österreichischen Besitzungen umschlossen, haben diese Herrschaften den Namen des badischen Oberlandes erhalten. Rauh auf der holzreichen Höhe des Schwarzwaldes in ihrem nordöstlichen Theile, wo der Belchen sich hebt, wird diese Landschaft dem Strome zu freundlicher; überall fruchtbarer Boden, treffliche Wiesen und Weinbau.

Zur Arbeit auffordernd, aber auch sie lohnend, ist das Land reich an trefflichem Eisen, das seit Jahrhunderten in den landesherrlichen Schmelzhütten zu Gandern und Hausen bearbeitet ward.

Es ist die Herrschaft Röteln insbesondere, deren Städtchen und Dörfer uns in Hebel's Dichtungen entgegentreten; von der Gander und der Wiese durchflossen, enthält sie das liebliche Wiesenthal mit dem Städtchen Schopfheim und seinem ehemaligen Filialort Hausen, mit dem Amtssitze Lörrach und der unweit gelegenen Ruine des Bergschlosses Röteln, welche das Thal beherrscht.

Diese Gegend ist von einem Volke bewohnt, dessen Sprache Hebel durch seine Dichtungen weit über ihre Grenzen hinausgeführt hat, dessen ganze Gesittung er wiedergibt. Das Jugendleben Hebel's fällt noch in die Jahre, wo die Volksthümlichkeiten, noch weniger vom Strome der Zeit ergriffen, in ihrem reinen Gepräge neben einander standen. So, wie sie in seinen Liedern auftreten, so waren die badischen Oberländer seiner Zeit gemüthlich, mit frommer Wärme den Lehren des Lutherthumes zugethan, aber eben deßwegen nicht glaubenshässig gegen die katholischen oder reformirten Nachbarn, mit treuer Anhänglichkeit einem Fürsten hingegeben, der, der Edelsten einer, über mehrere Generationen, Glück und Wohlstand fördernd, herrschte; arbeitsam, redlich und dennoch meist bis zur Schlauheit klug, sparsam, jedoch gerne in vollem Maße genießend, was Fleiß und Arbeit einer glücklichen Natur abgewonnen, dabei stolz auf Reiz und Reichthum der Gegend, und mit unauslöschlicher Liebe der Heimath zugethan.

---

3. Die Kindheit.

Der Knabe gedieh in liebevoller Pflege frisch heran, und der glückliche Vater hat nicht gesäumt, alle seine körperlichen

und geistigen Entwicklungen sorgfältig aufzuzeichnen. So bemerkt ein Blatt aus einem Notizenbuche desselben, wie der kleine Peter mit 22 Wochen den ersten Zahn bekommen habe, und mit 28 Wochen allein gesessen, und wie er mit dreiviertel Jahren allein gestanden sei, und „wie er in der Meß 1760 schon habe pfeifen können auf einer hölzernen Pfeifen". —

Die Obsorge für den heranblühenden Knaben blieb bald der Mutter allein überlassen. Schon im Juli 1761 starb Johann Jakob Hebel in einem Alter von 41 Jahren. Ein Töchterchen, erst fünf Wochen beim Tode des Vaters alt, folgte bald demselben nach.

Solcher Verlust und die vermehrte Sorge steigerten den Ernst und den frommen Sinn der Wittwe. Es bedurfte des Ernstes, die Leichtfertigkeit des Knaben zu meistern. Armuth und Arbeit vermochten aber so wenig als mütterliche Zucht, den Muthwillen desselben ganz zu unterdrücken, und er gibt uns selbst einen Zug aus seinem Kinderleben, wenn er als Hausfreund den Adjunkten sich fragen läßt:

> „Hat Euch auch manchmal der Feldschütz verjagt von den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter?"

Noch vor seiner letzten Reise nach Mannheim vertraute er einem seiner Freunde, daß Dr. Gall hinter seine angeborne böse Neigung gekommen sei. Als nämlich der berühmte Phrenologe zu Karlsruhe verweilte, wo er Vorlesungen, wie anderwärts, hielt, und Hebel unter seine Adepten zählte, war er in einem engern Kreise ersucht worden, die Schädel der Anwesenden zu prüfen.

„Ungemein stark ausgebildet" — oder ähnliche Worte habe er mit dem Ausdrucke der Verwunderung und sichtbarer Verlegenheit gemurmelt, nachdem er eine gewisse Stelle an Hebel's Kopfe befühlt habe, dann aber schweigend sich weiter gewendet. Dringend gebeten, mitzutheilen, was er so stark ausgebildet gefunden, sei er hierzu nicht zu bewegen gewesen, bis Hebel ausgerufen habe: Sie meinen gewiß das Diebsorgan! Er habe nun mit gutem Gewissen Herrn Gall die tröstliche Versicherung ertheilen können, daß die neue Lehre an dem kirchen-

rathlichen Haupte keine Niederlage erlitten; versteht sich, so weit diese Lehre die Willensfreiheit nicht aufheben soll.

In seinen Kinderjahren habe er nicht nur eine ungemein starke Neigung zu Naschereien, sondern auch eine große Verschmitztheit in der Wahl der Mittel zur Befriedigung seiner Neigung verrathen. Sei es nun auch seiner treuen, frommen Mutter mit Gottes Hülfe gelungen, diesen schlimmen Hang zu unterdrücken, so heiße es doch: **naturam furca si expellas usque tamen recurret.** Die sündhafte Anlage habe sich bei manchen Anlässen, wenigstens in Empfindungen, die ihn bewegten, wieder offenbart.

Daher auch die Befriedigung seines Humors an der Erzählung der Diebsstreiche eines Zundelfrieder. Daher die Gewohnheit, die Pein schlafloser Nächte mit Phantasiespielen von allerhand Gaunerstreichen zu vertreiben.

> „Wie manche schöne lange Winternacht habt ihr mich (abwechselnd mit den Wegelagerern und Falschwerbern) zum süßen Schlummer eingewiegt!" —

schreibt er im Jahr 1808 in diesem Sinne an seine Freunde in Straßburg.

Aber neben diesem Muthwillen lebte, von der ächt frommen Mutter sorgfältig genährt, ein religiöses Gefühl in dem Knaben, das sogar seine Spiele durchdrang. Oft predigte er von Stühlen und Bänken. Am schönsten aber hat er das tieffromme Gemüth wie den poetischen Sinn im Spiele beurkundet, wenn er Schmetterlingspuppen begrub, und der Auferstehung der Falter entgegenharrte.

Mit der Liebe zur Mutter hatte sich dem Kinde eine Liebe selbst zu den leblosesten Umgebungen seiner Kindheit mitgetheilt, die den Mann nicht verlassen hat, der einem Freunde für eine übersendete Schwarzwälder Uhr mit folgenden Worten dankt:

> „Eine hölzerne Uhr ist mir viel interessanter als die Taschenuhr und als die feinste englische Stockuhr, weil ich unter hölzernen aufgewachsen bin und meine erste Bewunderung und Freude, und ich muß fast sagen, die kindliche Ehrfurcht vor diesem mechanischen Leben an ihnen hängen blieb."

Schon in seinem sechsten Lebensjahre kam der aufgeweckte Knabe in die Ortsschule zu Hausen; er besuchte sie bis zu seinem

zwölften. Der Schule stund Andreas Grether vor, ein Mann von eigenthümlicher Persönlichkeit, kleiner Gestalt, stark hervortretender Nase und stets gerüstet mit langem, weit ausreichendem Stocke.

Voll heiligen Eifers für seinen Dienst überwachte der Lehrer sorglich das keimende Talent des kleinen Johann Peter, und schenkte ihm keine Züchtigung für muthwillige Streiche.

Mit den nöthigen Verkenntnissen im Lesen und Schreiben ausgestattet, kam Johann Peter in die lateinische Schule zu Schopfheim. Die deutsche besuchte er nebenbei fort.

Eine falsche Kunde, als habe die Rachsucht Grether's, den er einmal abbildete, ihn gleichsam zum Studium gedrängt, hat er selbst im Hausfreunde von 1818 widerlegt.

Diese Widerlegung enthält ein treues Bild des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler. Hebel erzählt, wie er die daliegende Kohle benutzt habe, um den leicht treffbaren Lehrer an die neue Schulstubenthüre zu zeichnen, wie er Schläge dafür bekommen habe, „nicht die ersten und nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten". Dann aber sagt er von Grether:

> „Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, und liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher und wie alle seine Schüler. Oft wenn derjenige, der dies schreibt, ein Exempel aus den Brüchen rechnet oder wenn er im Herzen den Trost und den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden kommt, so reden wir von ihm."
>
> „Also kann es mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden ist. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmen Schule die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Caffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit beimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun, aber niemals unverdiente." —

So Hebel selbst.

Seine Schalksstreiche waren allerdings meist von einer Gattung, welche die letztere Aeußerung rechtfertigt. Ein Zug aus jenen Schulzeiten mag als Beleg dienen:

Auf dem Weg von Hausen nach Schopfheim zur Schule fragte den kleinen Peter sein täglicher Begleiter, was sie noch treiben wollten, da sie noch gute Zeit bis zur Schulstunde hätten. Peter schlug vor, auf der Wiese, über die sie ihr Weg führte, alle zur Bewässerung geöffneten Stellfallen zu schließen, und alle geschlossenen zu öffnen. Der Feldhüter beobachtete sie von ferne, verbarg sich hinter einen Strauch und fiel, als die beiden Jungen herbeikamen, über sie her. Hebel riß sich los; der Feldhüter, den andern Jungen mitschleppend, sprang ihm nach, wagte aber nicht über einen schwachen Baumstamm, welcher zufällig über einem nahen, tiefen Bache lag, ihm zu folgen. Als der kleine Peter sich in Sicherheit, den Feldhüter aber den andern Jungen mit Ohrfeigen reichlich bedienen sah, rief er ihm, mit der Hand an den Backen schlagend, zu: „Chum, 's büßt mi!" (Komm, es beißt mich!)

Die Zeit, welche die Schule nicht in Anspruch nahm, mußte, wie es die Armuth der Familie gebot, mit Arbeit ausgefüllt werden. Im Winter mußte der Knabe der Mutter das nothwendige Holz im Walde zusammenlesen und nach Hause tragen. Oft zerschlug er Steine für den Schmelzofen zu Hausen, und unterstützte so die Mutter mit seinem kleinen Verdienste.

Freundlicher war seine Lage in den Sommermonaten, wo seine Mutter zu Basel bei der alten Herrschaft immer noch die gewohnte Beschäftigung fand. Behagliches Leben in dem wohlhabenden Hause, und mäßige Arbeit und freie Bewegung, neben auch hier fortgesetztem Unterricht. Die nachstehende Sammlung enthält ein Gedicht: Erinnerung an Basel, das, wenn auch von minderm poetischen Werthe, die Freuden jener Zeit mit hellen Farben schildert. Wie jener Freuden, vergaß Hebel niemals derer, welche sie ihm schufen. Nie versäumte er, wenn er Basel betrat, den Besuch bei Iselin's Gemahlin, die den Gatten längst überlebt hatte, und nie verließ er die Stadt, als auch sie dahin geschieden war, ohne ihr Grab gesehen zu haben.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Knabe sein zwölftes Jahr erreicht. Immer schöner entwickelte Fähigkeiten beurkundeten seinen wissenschaftlichen Beruf. Der Knabe fühlte sich zur

Theologie hingezogen, im Leben und Wirken eines Landgeistlichen fand er sein schönstes Ziel, ein Ziel, das noch den Greisen beschäftigte. Um ihn ungestört der Vorbildung für seinen künftigen Beruf leben zu lassen, trennte sich jetzt die Mutter von dem Knaben, und gab ihn in die Hände seines Lehrers, des damaligen Diakonus Obermüller zu Schopfheim.

Doch stund herbere Trennung bevor. Während eines Aufenthaltes in Basel erkrankte die Mutter. Die freundlichste Pflege mochte die immer lauter werdende Sehnsucht der Wittwe nach der Heimath nicht beschwichtigen. Man gab ihr nach. Ein Einwohner von Hausen holte sie mit einem Wagen ab. Der Sohn hatte sich als Begleiter der kranken Mutter eingefunden. Die Kranke verließ Basel ohne schlimme Ahnung. Aber schon auf der Hälfte des Weges, zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, fühlte sie die Nähe des Todes. Ehe ein Arzt herbeigerufen werden konnte, verschied sie unter dem Jammergeschrei des verwaisten Söhnleins.

Man bedeckte die Leiche mit einem Tuche, und Hebel hat späterhin als ein Zeichen seines kindischen Leichtsinns erzählt, wie er, neben dem tiefsten Schmerze, dennoch mit Begier des Augenblicks harrte, wo er, in Hausen angelangt, durch den Anblick der Leiche Nachbarn und Freunde überraschen werde.

Mochte in dem Knaben, neben dem tiefsten Jammer, sich solche Leichtfertigkeit geltend machen, der Mann trug in allen Lagen das Andenken der frommen Mutter mit innigem Dank im Herzen. Bei allen Ereignissen, die ihn freudig berührten, war die Mutter sein erster Gedanke. Es ist noch ein Brief von ihm vorhanden, der seine Ernennung zur höchsten Würde seiner Kirche noch als Geheimniß einer befreundeten Seele mittheilt; der Greis schließt die Mittheilung mit den vielsagenden Worten: „Was würde meine Mutter sagen!“

Auch die Predigt, mit der er am Schlusse seiner Laufbahn eine stille, ländliche Pfarre anzutreten gedachte, spricht ungekünstelt dasselbe Gefühl kindlicher Liebe aus:

Dort sagt er von der früh verlorenen Mutter:

„Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe

weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren."

Das schönste Denkmal aber hat er seiner Mutter in seinen Liedern gestiftet. Wir kommen weiter unten hierauf zurück.

---

4. Die Lehrjahre.

Dem Knaben war nur ein geringes Erbe zugefallen. Der lateinischen Schule zu Schopfheim allmählig entwachsen, sollte er die höhere Bildungsanstalt, das damalige Gymnasium illustre zu Karlsruhe, das mit grundgelehrten, meist schriftstellerisch thätigen Männern, von durchweg eigenthümlich ausgeprägter, ehrbarer Haltung besetzt war, beziehen. Der Vormund brachte ihn dahin. Die fehlenden Mittel ersetzte der Beistand freundlicher Gönner.

Einen solchen wohlwollenden Freund fand er besonders an dem damaligen Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen. Früher zu Schopfheim angestellt, oder vielleicht auch bei Anlaß einer Geschäftsreise, hatte dieser in dem Knaben den künftigen Mann entdeckt und den Vorsatz, eine wissenschaftliche Bahn einzuschlagen, in ihm bestärkt. Jetzt nahm er den mittellosen Schüler in sein Haus und, wechselnd mit andern Freunden, zum Tischgenossen, und überwachte mit väterlicher Sorge seine Studien wie seinen Wandel.

Mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet, und also väterlich geleitet, machte der Jüngling rasche Fortschritte. Indessen riß ihn der Schalksinn, den die fromme Mutter nur zu mildern, nicht aber zu unterdrücken vermocht hatte, hie und da zu losen Streichen. Der wohlwollende Pflegevater begnügte sich jedesmal mit milder Zurechtweisung. Ein Schalksstück aber hätte dem losen Schüler bald die ganze Gunst des Wohlthäters gekostet. In demselben Hause wohnte neben Hebel noch ein älterer Schüler, dessen pedantisches Wesen Hebel's Muthwillen reizte. Er schlich sich daher an einem Winterabend, kurz vor der Stunde, da sein Nachbar gewöhnlich nach Hause kam, vor dessen Zimmerthür mit dem Lichte, das er so lange, bis er die Hausthüre sich öffnen hörte, unter den konkaven Griff der Thürfalle hielt. Hebel, leise davon schleichend, hatte alsbald die Freude, einen lauten Schrei

zu vernehmen. Es erfolgte eine Untersuchung des Hausherrn, der Hebel aus dem Hause wies.

Jetzt kamen seine Freunde und legten Fürbitte ein. Vergebens. Der muthwillige Johann Peter kannte aber das weiche Herz des Wohlthäters, und schrieb einen reumüthigen, wohlgesetzten Brief in lateinischer Sprache. Dieß wirkte. Die Fürsprecher wurden gerufen und ihnen eröffnet, daß Verzeihung gewährt werde; sie sollten jedoch Hebel einstweilen nur Hoffnung machen und ihm sagen, daß er persönlich sich um Wiederaufnahme zu bewerben habe. Die jungen Leute theilten ihm indessen die ganze Unterredung mit. „Gut," sagte Hebel, „aber wir müssen bei der Gelegenheit auch noch für künftige Fälle sorgen, damit er mich nicht wieder so leicht wegen eines kleinen Muthwillens fortschickt. Geht hin und sagt, ihr hättet mich nicht getroffen, man habe mich auf dem Wege nach Knielingen, wahrscheinlich dem Rheine zu, springen sehen!" Die Weisung wurde pünktlich befolgt, und der schlaue Peter hatte richtig gerechnet, denn er wurde, als er sich stellte, zwar mit kräftigen Ermahnungen, aber zugleich mit offenen Armen empfangen, und nie wieder vor die Thüre gewiesen.

Schon nach vier Jahren verließ Hebel, reif für die akademischen Studien, als einer der vorzüglichsten Schüler das Gymnasium. Als Hochschule wählte er die Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen, welche damals in jugendlicher Blüthe stand. Die Namen Seiler und Rosenmüller zogen überall die jungen Theologen an. Am 8. Mai 1778 trat Hebel in die Reihe der akademischen Bürger von Erlangen.

Die Freiheit des bunten Studentenlebens, das Treiben einer in sich abgeschlossenen jugendlichen Welt zog bald den Jüngling mehr an, als das Heftschreiben in den Hörsälen und das Nachlesen des Geschriebenen. Er gab sich dem lustigen Burschenleben völlig hin, und trat in die allenthalben auf den protestantischen Hochschulen verbreitete Landsmannschaft der Mosellaner oder, wie anderwärts behauptet wird, in den Orden der Amicisten.

Ein Jüngling von Hebel's Gemüth war nicht berufen, mit dem Schläger in der Hand nach Ruhm zu jagen. Doch wird erzählt, wie er einmal eine Ehrensache hatte. Nicht ohne Herzklopfen betrat er die Mensur. Er kam mit einer leichten Stichwunde in dem Arm davon. Der blutige Tag ließ eine dauernde

fröhliche Erinnerung zurück, und oft gab Hebel noch in spätern Jahren seinen Freunden die pathetische Anrede seines Sekundanten mit unvergleichlichem Humor wieder.

Die Liebe, die den Jüngling dem Studententhum zugewendet, hat den Mann nie verlassen. Nie hat er, durch seine spätere Stellung oft zum Richteramte über Studirende berufen, im überschäumenden Muthe des Jünglings Gefährliches gesehen, und die der Hochschule nahen Zöglinge des Lyceums konnten unter seiner Leitung ungefährdet sich in den Bräuchen der Hochschule bewegen.

Er selbst spricht sich noch im Jahr 1811 über Studentenleben und Treiben in einem Briefe an eine befreundete Familie in folgender Weise aus:

„Diesen Sommer war ich in Baden, und könnte Euch manches kleine Abenteuer erzählen. Z. B. wie auch Heidelberger Studenten da waren im Salmen zur Herberge, und wie ich einmal am Essen neben einen feinen Knaben von achtzehn Jahren zu sitzen kam und viel an ihn hinredete von der Süßigkeit des Studentenlebens."

„In der Brust des Studenten," sagte ich endlich ganz begeistert und gleichsam in einem Polymeter, „in der Brust des Studenten wohnen das Kind und der Knabe und der Mann in einer Brust beisammen. Das Kind ist am Entschlummern, schlägt aber noch immer die Augen auf und lächelt, als ob es in einen Traum voll Rosen niedertauchen wollte und sich darauf freute; der Knabe aber ist wacker und athmet Lebensluft und Freiheit, und der Mann wacht auch schon bisweilen auf und sieht die Sache ernsthaft an, schläft aber wieder ein, bis seine Stunde da ist." — Er kein Wort. Hierauf begann ich den sechsten und letzten Polymeter: „Darum, junges Blut, genießen Sie die schönen Tage, und begehen Sie nicht lauter kluge Streiche, sondern auch thörichte, wie ich zu meiner Zeit und noch." Da öffnete er endlich die Scheere seines Mundes, und schnitt mir mit vier Worten: „Ich bin kein Student!" alle meine schönen Streckverse entzwei."

Schon nach zwei Jahren verließ Hebel die Hochschule. Das überwiegende Talent vermochte den vernachlässigten Fleiß nicht

zu ersetzen. Er hätte Docent sein müssen, hätte er etwas lernen sollen. So kam es, daß er in der Prüfung den Forderungen seiner Examinatoren nur sehr nothdürftig genügte.

---

5. Die erste Dienstzeit.

Es begann nun die Zeit eines armen, aber nicht freudelosen Stillebens. Um so freudiger, als es sich auf dem Boden der geliebten Heimath bewegte. Von 1780 bis zum Jahre 1782, wo er ordinirt wurde, hielt Hebel sich zu Hertingen auf, einem Pfarrdorfe, das in schöner und fruchtbarer Gegend fast gleich weit von Basel und Schopfheim entfernt liegt. — Hier bestand seine Beschäftigung zunächst in dem Unterrichte, welchen er den Kindern des Pfarrers und eines andern Einwohners ertheilte. Er ward hier umgeäzt.

Nachdem er die Ordination erlangt hatte, leistete er dem Pfarrer Aushülfe in kirchlichen Geschäften.

Er blieb nicht lange in dieser Stellung. Man wußte seine nicht geringen Schulkenntnisse zu benutzen, und so ward Hebel schon im März 1783 an das Pädagogium zu Lörrach versetzt, freilich mit dem bescheidenen Titel eines Präceptorats-Vikarius, und mit dem ebenso bescheidenen Gehalte von etwa 350 Gulden.

Ueber acht Jahre lebte Hebel in dieser Stellung; die sparsam zugemessene Besoldung nöthigte ihn, der nie ein ängstlicher Haushälter war, den Rest seines Vermögens zu verbrauchen. Seine Bemühungen um einen vortheilhaftern Lehrdienst waren vergebens. Ob er mit gleichem Ernste sich um eine Pfarrstelle bewarb, oder ob die ihn noch in spätern Jahren anwandelnde Sehnsucht nach einer solchen, nicht von jeher eine nur vorübergehende war, ist, nachherigen Vorkommnissen zufolge, wenigstens immerhin zweifelhaft.

Aber Entbehrungen vermochten so wenig als vereitelte Pläne, die Heiterkeit seines Gemüthes zu trüben; fand er doch in seinen Umgebungen zu Vieles, was ihn freudig stimmte.

Mochten schon die Erfolge der Bemühungen des noch unerschöpften Schulmannes ihn mit der gering belohnten Stellung versöhnen, so fühlte er sich in dem Leben im heimathlichen Lande und unter dem Volke, das die Sprache seiner Kindheit sprach,

im Umgange mit Freunden, zum Theil Freunden seiner Jugend, obwohl er dort weniger empfing als vielmehr gab, behaglich und glücklich.

Noch ohne Ahnung künftiger Berühmtheit, widmete er den Erguß frischen Witzes, wie das flüchtig aufgezeichnete Ergebniß seiner Laune, ausschließlich dem Kreise seiner Freunde.

Gewohnt, überall sich eine kleine eigene Welt in die alltägliche herein zu denken und die Namen seiner Freunde, wie den eigenen, durch selbstgeschaffene zu ersetzen, und sich und ihnen fremdartige Beschäftigungen anzudichten, erscheint er hier und in später fortgesetztem brieflichen Verkehr bald als Parmenideus neben Zenoides, und bald wieder als Stabhalter neben dem Vogt und dem Bannwarte.

Wie die Freundschaft seinem Leben Befriedigung verlieh, so gab ihm die Liebe höhere Bedeutung. In dem verwandtschaftlichen Kreise seines Freundes Tobias Güntert, der damals das Pädagogium zu Lörrach als Prorektor leitete, lernte Hebel, welcher während seines Aufenthaltes zu Lörrach Tischgenosse Güntert's und so gewissermaßen Glied seiner Familie geworden war, ein Mädchen kennen, das ihn mit unauslöschlicher Liebe erfüllte.

Gustave F., einem Geschlechte angehörig, aus dem bis in die neueste Zeit herein mancher würdige Pfarrherr und manche holde Jungfrau hervorgegangen ist, war durch Schönheit und Adel der Seele seiner Liebe würdig. Sie erwiederte die stille Neigung des Dichters.

Warum, auch nachdem die Bedenklichkeiten wegen der Nahrung beseitigt waren, aus dem nie öffentlich erklärten Verhältnisse nie ein eheliches wurde, ist selbst den vertrautesten Freunden Beider ein Geheimniß geblieben. Aber die Dauer der innigsten, zartesten Neigung, der Gustave die vortheilhaftesten Bewerbungen ruhig opferte, hat sich in dem fortwährenden geistigen Verkehre Beider beurkundet. Gustave hat den Freund der Jugend überlebt.

---

6. Schulmännische Wirksamkeit.

Es bedurfte einer Zeit von fast neun Jahren, bis die Verdienste Hebel's höhern Ortes nach ihrem wahren Werthe erkannt wurden. Oft waren seine Bewerbungen ohne Erfolg geblieben.

Selbst sein geringer Gehalt war nie erhöht worden. Endlich ward ihm die Aussicht auf die Pfarrei in der Altenstadt zu Pforzheim Anfangs des Jahres 1790 eröffnet. Aber, wie ein Brief, der sich aus jener Zeit erhalten hat, berichtet, machten körperliche Leiden, die inzwischen eingetreten waren, ihm die Ablehnung der früher wohl gewünschten Stelle jetzt zur Nothwendigkeit. Er erklärt dorten, wie anhaltendes Sprechen ihm große Schmerzen verursache, wegen deren er sich weit aussehenden ärztlicher Behandlung zu unterwerfen habe, „das Informiren schade ihm jedoch nicht, wenn er sich vor Schreien und Zorn hüte."

Eine gedrückte, fast hoffnungslose Stimmung spricht sich in demselben Schreiben aus, wenn er sagt:

> „Gesetzt, ich wollte auch eine weniger beschwerliche Pfarrei in der ungewissen Hoffnung annehmen, daß mich das Predigen, wenn ich nicht dabei informire, weniger angreifen werde, so verbietet mir mein Gewissen und meine Ruhe, so lange ich nicht gesichert vor einem frühen Tode oder elenden Leben bin, zu heirathen und — was ist ein lediger Pfarrer in einem abgelegenen Dorfe, der der Haus- und Landwirthschaft unerfahren ist!"

Diese briefliche Verwahrung scheint an die rechte Stelle gelangt, von der Pfarrei weiter keine Rede, und die angewandte ärztliche Hülfe von großer Wirksamkeit gewesen zu sein. Schon im folgenden Jahre ward Hebel an das Gymnasium in Karlsruhe, obwohl nur als Subdiakonus, berufen.

Die Anstalt, immer noch hohen Rufes sich erfreuend, war fortan der Schauplatz seiner erfolgreichen Wirksamkeit. Allmählig von dem Unterrichte in den untern Klassen zu den höhern emporsteigend, fand er hier gleichen Anlaß zum Lehren wie zum Lernen.

Es lag nicht in der Persönlichkeit Hebel's, sich mit anhaltender Ausdauer irgend einem Studium hinzugeben. Tiefes Wissen war ihm nicht Bedürfniß. Er bedurfte zu Erwerbungen aus dem Gebiete der Wissenschaft des äußern Anlasses. Solchen gab besonders die Schule. Selbst trefflicher Lehrer, lernte er auf diesem Wege mit den Schülern. Einen guten Theil seiner nicht tiefen, aber mannigfaltigen, durch nothwendige Wiederholungen um so fester eingeprägten Kenntnisse dankt er dieser Beschäftigung. Seine Vertrautheit mit den Sprachen des klassischen Alterthums, die er zum Theil von den Schulstudien mit-

gebracht hatte, mußte sich unter solchen Umständen zu besonderer Höhe steigern. Die Literatur die ihm diese Kenntnisse erschlossen, gab ihm das Schöne in reicher Ausbeute. Den Geist seiner Lieblingsschriftsteller durchdringend, eignete er dieselben großentheils seinem Gedächtnisse an, so daß er bald beim Unterrichte für sich des Buches nicht mehr bedurfte.

Gleiches trat bei der hebräischen Sprache ein, welche er alsbald bei seinem Eintritt in die Anstalt in ihren ersten Grundlagen zu lehren hatte. Die Lehre wirkte um so mehr zu seiner Belehrung, als er hier großer Lücken im mitgebrachten Wissen sich bewußt war. Gestand er doch einmal seinen Schülern selbst, daß er nicht nur das Hebräische zu lehren habe, sondern vorerst auch zu lernen. Er war bald Herr über die Formen, deren ängstliche Handhabung nie die Lebensfrage seines Unterrichtes geworden ist, und so wußte er auch hier für die Schönheiten der heiligen Sänger des alten Bundes empfängliche Gemüther zu begeistern.

Den Freund der Natur zog besonders die Naturgeschichte an, die ebenso in seinen Lehrkreis gehörte. Auch hier fühlte er sich mit den glücklichen Erfolgen belohnt, welchen die Liebe zur Sache begabten Köpfen sichert.

Mit dem Lehramt war ihm die Predigt zur Dienstpflicht gemacht. Das heitere Bild einer stillen Pfarrei mehr, als den Wunsch darnach, in der Seele, hatte Hebel während seines Aufenthaltes zu Lörrach sehr häufig dort und in der Umgegend in seiner volksthümlichen Weise gepredigt. Jetzt, zum Kanzelvortrag vor einer größern Gemeinde, verstand er auch hier seine Stellung. Auch hier zog die Wärme eines frommen Gemüthes und die einfache Würde der Sprache und des Vortrages die Hörer mächtig an. Markgraf Karl Friedrich selbst, der fromme Förderer kirchlichen Lebens, fehlte nur selten bei seinen Predigten.

Bei solchen Leistungen ward Hebel schon ein Jahr nach seiner Versetzung nach Karlsruhe zum wirklichen Hofdiakonus befördert. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahr 1798, wo er zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache in der obersten Abtheilung des Gymnasiums ernannt ward.

Das Gymnasium, obwohl zur Vorbereitung für künftige Gelehrte aller Fächer errichtet, war, nach der ursprünglichen Absicht seines Stifters, in seiner damaligen Einrichtung beson-

ders für Vorbereitung und Ausbildung künftiger Theologen bestimmt; es ersetzte in Bezug auf diese, deren das Land am meisten bedurfte, und die in reichlichster Anzahl aus seinen Schülern hervorgingen, möglichst die dem kleinen Lande fehlende Hochschule.

Die neue Beförderung dankte Hebel der Würdigung des ihm freundlich zugethanen, um Baden hochverdienten Staatsmannes, Friedrich Nikolaus Brauer, der damals an der Spitze des Consistoriums stand.

Brauer fand in Hebel den Mann, welcher dem längst gefühlten Bedürfniß eines neuen Landeskatechismus genügen mochte.

Hebel unterzog sich dieser Anforderung. Er legte der Arbeit den kleinen Katechismus Luther's und den Herder'schen zu Grunde. Die vollendete Arbeit erhielt die Genehmigung des Consistoriums. Nachdem sie aber den einzelnen Diöcesen des Landes zur Beurtheilung in Abschrift mitgetheilt worden war, wurde sie so vielseitig bemängelt und bestritten, daß der Entwurf lediglich liegen blieb.

---

7. Die alemannischen Gedichte.

So war Hebel, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt; lange Zurücksetzung war durch steigende Anerkennung vergütet, seinem Wirkungskreise waren weitere Grenzen gezogen, seine Lebensverhältnisse waren angenehm; die Residenz, seit der Vereinigung der badischen Markgrafschaften größerer Bedeutung — wenn auch nur allmählig — entgegengehend, bot manchen Genuß und, viele geistige Kräfte vereinigend, anziehende und weckende Berührungen; dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung und zwanglos behaglicher Abendstunden genügte der Ort. Hebel's gesellige Vorzüge zogen Freunde und Bewunderer an; das offene, für Freundschaft so empfängliche Gemüth schloß sich leicht an, und so war ihm Anlaß genug gegeben, mit der neuen Lage sich zu befreunden.

Aber es bedurfte langer Zeit, ein tiefgefühltes Vermissen der Heimath in ihm ganz zu mildern. So schreibt er im Jahre 1802 in scherzhaftem Unmuthe dem Rechnungsrathe Gyßer zu Müllheim, welcher die Ankündigung seiner alemannischen Gedichte ebenfalls mit alemannischen Versen begrüßt hatte:

Ihr trinket urig Poesie
In lange Züge z'Müllen an der Post,
Tausig Sappermost,
Isch sel nit e chospere Wi!

Aber chömmet, sind er's echt im Stand,
Doher au ne Rung, in's Welschchornland,
Sufet Prosa usem nasse Züber
In der Chuchi! (s tribt mer d'Augen über,)
Sel, by Gollig, luegt ein ander a!

Selbst noch im Jahre 1805 schreibt Hebel einer befreundeten Familie mit dem vollen Heimathsstolze des Oberländers:

„Ich muß in's Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hardbewohner ermatten soll."

Bisweilen steigerte sich seine Sehnsucht zu leisem Heimweh, und dieses ist nach dem eigenen Geständnisse des Dichters die Mutter der Dichtungen, die seinen Ruhm begründet haben.

Es gab Stunden der Einsamkeit, wo ihm die Heimath mit ihren Bewohnern lebhafter vorschwebte, die Wehmuth der Entfernung verklärte ihm die Bilder einer schönen Erinnerung, — und so wies das Bedürfniß, von den geliebten Gegenständen zu sprechen, seiner Dichtung den bestimmten Kreis an.

In bäuerlicher Einfachheit erzogen, und nirgends einen Ursprung leugnend, der mit den zartesten Erinnerungen zusammenhing, dem Gedanken an einfache Wirksamkeit unter Landleuten stets ergeben, fand er im Leben und Treiben des Landvolks seiner Heimath, in seiner Auffassung und Ausdrucksweise sich geistig heimisch, und wie sonst die Dichternatur, beengt von der Gegenwart, in ungemessene Ferne hinausstrebt, so weilte sein Genius in diesen engen Grenzen.

So war ihm das poetische Genrebild natürlich vorgezeichnet. Aber mehr eigenthümlich als schöpferisch, bedurfte er eines weitern äußern Anlasses, des Beispiels. Es lag ihm nahe. Die Alten, die er verständig anzuwenden wußte, wo Andere nachahmten, haben ihren großen Einfluß auf seine Dichtungen. Nächst ihnen Voß. Er, der für das Idyll seine rechte Stelle in der Poesie der Nation zurückverlangt hatte, war durch seine plattdeutschen Gedichte auch für die Hebel'schen Gedichte von entschiedenem Einflusse. Sein Beispiel weckte den Gedanken der Ge-

dichte in alemannischer Mundart. So entstanden die alemannischen Gedichte, Bilder der Heimath des Dichters, seiner Landsleute, seiner Kindheit. Er tritt darin als der eigentliche Vertreter der Sprache, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise seiner Landsleute hervor. Obwohl er sich nirgends sichtlich in den Mittelpunkt seiner Dichtungen stellt, berühren sie oft und meist sein eigenes Leben. So tritt in der einsamen Mutter, die dem schlafenden Knaben den Christbaum ziert, das Bild seiner eigenen Mutter hervor; eben so stellt das damit verwandte Gedicht „eine Frage" die Mutter des Dichters in ihrer Erziehungsweise dar, obwohl nur der die Züge des Bildes erkennen wird, der Hebel's Jugendleben kennt; so verlegte er das Gespräch über die Vergänglichkeit zwischen Brombach und Steinen, an die Stelle, wo er seine Mutter verlor.

Nicht allein in dargestellten Erinnerungen und ausgesprochenen Gesinnungen, Anschauungen aus dem Leben und Treiben seiner Landsleute darstellend, wußte er Allegorie und Personifikation glücklich zu benutzen, und das Leblose in den Kreis der Landleute seiner Heimath hereinzuziehen. Es lag nahe, den Fluß der Heimath, die Wiese, als alemannische Jungfrau dem liebenden Rhein entgegenzuführen; aber auch Jahres- und Tageszeiten und die Gestirne des Himmels erscheinen vermenschlicht in demselben Gewande, mit derselben Sprache, derselben Sinnesweise.

Mehr eigenthümlich, als selbst schaffend, wußte er Fremdes glücklich auszubeuten, und gleichsam für sein poetisches Gebiet zu erobern. Nicht überall ist Stoff und Gedanke sein Eigenthum, aber überall ist das Entlehnte so von seiner Eigenthümlichkeit durchdrungen, so in seine Darstellungsweise umgeprägt, daß weniger eine Entwendung hervortritt, als eine Acclimatisirung fremder Pflanzen auf seinen heimathlichen Boden.

Die meisten dieser Gedichte sind zu einer Zeit entstanden, als Hebel schon längst in Karlsruhe wohnte, nämlich in den Jahren 1801 und 1802. Die Bescheidenheit erlaubte dem Verfasser nicht, an einen größern Kreis von Lesern zu denken, als den der nähern Bekannten, denen er seine Lieder, meist Eingebungen nächtlicher Stunden, mittheilte. Es bedurfte des Zuspruchs sachkundiger Freunde, ihn zur Herausgabe der Sammlung zu bewegen, die durch beifällig aufgenommene Abschriften ein-

zelner Gedichte bereits vorbereitet war. Und selbst dieser Zuspruch wäre vielleicht wirkungslos gewesen, hätten nicht finanzielle Rücksichten geboten, aus dem geistigen Schatze materielle Vortheile zu ziehen. Noch ohne schriftstellerischen Namen, wählte Hebel, nach vorgängiger Mittheilung einiger Proben, den Weg der Subscription.

Er scheint selbst über den günstigen Erfolg derselben noch Zweifel gehegt zu haben. Scherzhaft schreibt er hierwegen an einen Freund zu Müllheim, bezüglich auf die gelungene Sammlung von Unterschriften:

Nei, wohl so hätt' ich au der Schmidt
Z'Hügeln überlistet mit mim Lied!
So ne gscheidte Ma, wie Ihr just sind,
Chaust e Chatz im Sack, und seig sie blind!

Geb der Himmel, aß se schöner Art,
Und mit chloren Augen use fahrt,
Wenn i 's Säckli lös, und lock und sag:
„Büsli chum, und loß di seh am Tag!"

So erschien im Jahre 1803 in der Macklot'schen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe die erste Ausgabe der alemannischen Gedichte. Die Sammlung bestand aus zwei und dreißig Gedichten. Sie waren damals schon mit vier musikalischen Compositionen ausgestattet, von denen drei zu den Liedern Freude in Ehren, Hans und Verene und Wächterruf von Pfarrer C. L. Müller zu Friesenheim verfaßt sind. Die Melodie zu dem Gedichte „der Morgenstern" hatte Hebel von unbekannter Hand aus Kolmar erhalten.

Die günstigste Aufnahme kam der noch anonym herausgegebenen Sammlung entgegen.

Zog die frische Eigenthümlichkeit der alemannischen Gedichte, die der Natur so nahe und der Naturdichterei so ferne Kunst des Dichters die Kenner und Berufenen an, so sprach das tiefklare Gemüth, der kindlich fromme Sinn allenthalben auch die Leser von minderer Bildung an, und besonders freudig nahmen die Bewohner des badischen Oberlandes die Sammlung auf.

Oeffentliche Urtheile lenkten bald die Aufmerksamkeit eines weitern Leserkreises auf den Dichter und sein Werk.

Was der liebenswürdige Greis J. G. Jacobi zu Freiburg, der, wenn auch jetzt schon fast vergessen, von gewichtigem

Einfluß auf die Bildung seiner Umgebungen war und als zuständiger Richter in Dingen der Kunst galt, in dem Freiburger Intelligenz- und Wochenblatte vom 23. Hornung 1803 zu einem kleinern Publicum Lobendes und Anerkennendes über die alemannischen Gedichte gesprochen hatte, ward in dem Jahrgange 1804 des von ihm gegründeten Taschenbuchs Iris wiederholt.

Noch in dem Jahre ihres Erscheinens fanden aber die alemannischen Gedichte in dem Urtheile Jean Paul's eine neue, gewichtigere Anerkennung. Eine Anerkennung, um so freudiger für Hebel, als er sich zu Jean Paul mit Begeisterung hingezogen fühlte.

Jean Paul's Ankündigung der alemannischen Gedichte ist in einem Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt enthalten, und dieses wieder abgedruckt in den Anhängen zu Katzenberger's Badereise.

„Eben habe ich," sagt Jean Paul, „zum fünften oder sechsten Male eine Sammlung Volkslieder von Einem Dichter gelesen, welche in der Herder'schen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte." —

„Unser alemannischer Dichter hat für Alles Leben und für Alles Sinn; das off'ne Herz, die off'nen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch. Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zueignen, deren allegorisirende Personifikation er oft bis zur Kühnheit der Laune steigert. Z. B. im ganzen ersten Gedicht: die Wiese."

„Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet, — er ist meistens christlich-elegisch — zuweilen romantisch-schauerlich, — z. B. in der hohen Erzählung: der Karfunkel, — er ist ohne Phrasentriller, — er ist zu lesen, wenn nicht Ein Mal, doch zehn Mal, wie alles Einfache."

„Mit andern, bessern Worten: das Abendroth einer schönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt, — poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie, — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt, und zu Beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen."

„Wahrlich, eine liebliche Erscheinung, aber keine außer der

Jahreszeit! Denn auf dem deutschen Musenberge, der jetzt unter einer stechenden Frühlingssonne zugleich blüht und dampft, kann jetzt Alles auffahren. Gleichwie Blumen und nordisches Gestrippe und Gift und Duft."

Auf diese Stimme hin konnte Hebel ruhig bei der nächsten Auflage seiner Gedichte mit seinem Namen hervortreten. Eine solche war schon im Jahre 1804 nothwendig geworden. Jetzt trat Göthe mit ausführlicher Beurtheilung des Dichters in der Jenaischen Literaturzeitung auf.

„Der Verfasser dieser Gedichte," sagt Göthe, „ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie, doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum sittlich-didaktischen und zum allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus, aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dies Lob."

„Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, Göttern gleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen; so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint."

„Ueberhaupt," sagt derselbe Beurtheiler an einer andern Stelle, „hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem

ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem Einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benützen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt."

An diese Stimme reihten sich in gleichem Sinne noch andere. So verbreiteten sich die alemannischen Gedichte, allenthalben empfohlen und allenthalben willkommen, bald so weit, als die deutsche Sprache geht.

Und so konnte schon im Jahre 1806 die dritte, im Jahre 1808 die vierte Auflage erscheinen, und es mochte wohl die Verbreitung namentlich von Wiener Nachdrücken die Ursache sein, daß erst im Jahre 1821 die fünfte Auflage erschien, der dann schon im nächsten Jahre eine neue Originalausgabe nachfolgte, eine Auflage, deren Wohlfeilheit einem neuen Reutlingischen Nachdruck nicht vorzubeugen vermochte.

Obwohl bei dem Dichter, der, bei ohnehin nicht überschwenglicher Ergiebigkeit, immer zu rechter Zeit und vor dem Eintritte der Nachahmung eigener früherer Produktionen aufzuhören wußte, noch kein völliger Stillstand eingetreten war, — denn neuere Leistungen waren inzwischen in verschiedenen Zeitschriften erschienen, — so ließ er dennoch die dritte, wie die vierte Ausgabe seiner Gedichte durchaus unvermehrt.

Ueber die Ursache der so bald eingetretenen Abnahme seiner Kraft im Hervorbringen gibt Hebel selbst Aufschluß:

> „Wo hätte ich träumen können," schreibt er im Jänner 1805 einem Freunde, „daß die anspruchlosen alemannischen Gedichte, die nun bald die dritte Auflage erleben, solche Aufmerksamkeit der Gebildeten und selbst den Beifall von Männern, wie Jacobi, Jean Paul und Voß erhalten würden. — Aber, lieber Freund, dieser Beifall hat mich zur Fortsetzung nicht aufgemuntert, sondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht selber wieder wegsingen. Der Geist, der damals so stille über mir schwebte, ist beschrien und verschwunden. Zwei Proben vom Nachtrieb

hat die Iris 1804 und 1805 aufgenommen, und noch etwas Weniges und Gemeines habe ich in den Papieren."

Die alemannischen Gedichte waren in der vierten Ausgabe nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt erschienen.

Der zu nie geahnter Erweiterung ausgedehnte Kreis von Lesern, der Gedanke, nicht mehr vor den fast durchweg persönlich gekannten Lesern eines kleinen Landstriches dazustehen, sondern vor der Nation; die Mahnung Göthe's, „auch dem äußeren, technischen Theile seiner Dichtungen, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken," bewogen zu mancher Aenderung. Das allzu Oertliche, wie das Derbkräftige, das Gemeinscheinende mußte angemesseneren Ausdrücken weichen, einzelne Nachlässigkeiten des Versbaues wurden möglichst verbessert. Die Gründe dieser Aenderungen hat Hebel selbst in der Vorrede zu der vierten Auflage auseinander gesetzt. Er hat nicht überall damit überzeugt. Manche Freunde seiner Dichtungen sahen mit konservativem Unwillen die Frischheit derselben durch seine Neuerungen verletzt. Aber aller Aufforderungen ungeachtet, war Hebel nicht mehr zur Wiederherstellung der alten Formen zu bewegen.

Was Hebel inzwischen Neues geschaffen und in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hatte, der Iris und dem alsatischen Taschenbuche namentlich, das nahm er erst in die fünfte Ausgabe seiner Gedichte auf.

Es konnte nicht fehlen, daß der Gedanke einer Uebertragung der so beifällig aufgenommenen Gedichte hier und da rege ward.

Jean Paul, der die innige Verwandtschaft der Form und des Gedankens dieser Dichtungen und die innere Nothwendigkeit ihrer Mundart zu sehr begriff, um nicht die störenden Einflüsse jeder Uebersetzung vorauszusehen, hat sich hierüber bereits in seinem Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ausgesprochen.

Er sagt: „Nur die Mundart jenes Landes, das sonst das Mutterland einer unvergleichlichen Dichtkunst war, und jetzt das Vaterland von einigen großen Dichtern ist, spricht das zarte, spielende Musenkind; und mit der schwäbischen Mundart entzöge man ihm seine halbe Kindlichkeit und Anmuth."

Diese Mahnung blieb nicht beachtet. Jacobi verlangte in dem Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt und in der Iris

vom Jahre 1804 die Uebertragung der Hebel'schen Gedichte in die allgemeine Schriftsprache. So wenig er sich verhehlen konnte, daß selbst in der gelungensten Uebersetzung manche Schönheit der Hebel'schen Gedichte untergehen müßte, fand er in der Erhabenheit und Einfachheit, in der Natürlichkeit derselben die Gewähr des Anklanges und Beifalls auch bei anderer Form. Freilich forderte er Meisterhände für diese Aufgabe. Er wünschte, daß ein Mann, mit dem seltenem Talente begabt, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel sprossende Blume in den einheimischen Boden zu verpflanzen weiß, die alemannischen Gedichte mit einigen unumgänglichen Auslassungen und Veränderungen übersetzte. Er versuchte den Beweis seiner Behauptung mit eigenen Uebertragungen. Die „Freude in Ehren" erschien in dem Wochenblatt; Einiges aus dem „Winter" und der „Sonntagsfrühe" in der Iris.

Hebel selbst war keineswegs mit Jacobi einverstanden. Ihm glich, wie er sich einem Freunde gegenüber äußerte, eine hochdeutsche Uebersetzung seiner Lieder einem einfachen Landmädchen, das in fremdem städtischem Putze in hoher Gesellschaft eingeführt werde.

Doch hielt ihn diese Ansicht nicht ab, selbst mit einem Uebertragungsversuche aufzutreten. Die Iris vom Jahre 1804 brachte die hochdeutsche Uebersetzung des Abendsternes, eben jenen „Nachtrieb", dessen sein Brief gedenkt. Bei allem Streben, dem Originale möglichst treu zu bleiben, sah Hebel sich bei dieser Uebersetzung zu vielen, gar nicht unbedeutenden Abänderungen genöthigt. Er hat dabei dem künftigen Uebersetzer den Weg angedeutet. Für den Uebersetzer, der nicht mit seinem Eigenthum schaltet, war dieser Weg freilich schwer einzuhalten, und es gehört große Vorsicht dazu, zwischen Willkühr und Nothwendigkeit die Grenze zu finden. Mit dieser Uebertragung dürfte aber Hebel selbst einen bündigen Beleg zu dem Ausspruche Jean Paul's geliefert haben.

Den Uebertragungen einzelner Gedichte folgte bald eine Uebersetzung der ganzen Sammlung. Die erste erschien zu Bremen und Aurich im Jahre 1808. Der ungenannte Verfasser erklärte jedoch nur die Unverständlichkeit des Originals für den norddeutschen Leser als Anlaß seiner Arbeit.

Hebel selbst erlebte noch drei andere Uebertragungen seiner

alemannischen Gedichte von Scheffner, Girardet und Adrian. Die anonym herausgegebene Scheffner'sche Uebertragung, die Arbeit eines fünfundsiebenzigjährigen Greisen, erschien 1811 zu Königsberg; sie kündigte sich ebenfalls nur als Hülfsmittel zu besserer Verständlichkeit an, und wurde im Jahre 1817 zum zweitenmale aufgelegt. Die von Girardet erschien im Jahre 1821 zu Leipzig, die Adrian'sche 1834 zu Stuttgart.

Dem Wunsche Jacobi's rein entgegengesetzt, hatte Göthe schon in seiner Beurtheilung der Hebel'schen Gedichte sich ausgesprochen, daß, wie es für eine Nation ein Fortschritt zur Cultur sei, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetze, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz sein müsse, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekte zu lesen gebe.

„Versuche doch der Verfasser", sagt Göthe, in seiner Beurtheilung fortfahrend, aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt."

Auch mit dieser Ansicht konnte sich Hebel nicht ganz befreunden. Er hielt die alemannische Mundart für unvereinbar mit Allem, was sie nicht in sich selbst erzeugt und geboren habe; eine Uebersetzung in der vorgeschlagenen Weise war ihm eine fremde Seele in fremdem Körper, ein Mensch von seinem Geschmacke und seinen Sitten, der auf einmal im Zwilchrocke erscheint. Er sprach mehr als eine bloße Meinung aus, wenn er sagte, es könne das Hochdeutsche in die alemannische Sprache nur hinüber gedichtet, nicht aber hinüber übersetzt werden, denn auf diese Weise hat er selbst Fremdes, sogar aus den verschiedensten Zeiten und Ländern, durch und durch zum Eigenthum der alemannischen Zunge gemacht. Dagegen gedachte Hebel später einzelnen Volksliedern aus dem Wunderhorn das Gewand seiner Gegend zu geben. Es blieb jedoch beim bloßen Vorsatze.

---

8. Dienstleben und Beförderungen.

Inzwischen wirkte Hebel mit glücklichem Erfolge als Lehrer fort. Seine Verdienste blieben nicht unbemerkt. Die Ernen-

nung zum Kirchenrathe, welche am 12. December 1805 erfolgte, war ein neues Zeichen der Anerkennung dieser Verdienste. Auf Hebel's Berufsverhältnisse hatte der neue Titel keinen Einfluß.

Es schien übrigens die Zeit herangekommen zu sein, wo er das mühsame Lehramt mit der Seelsorge vertauschen konnte. Mit dem Breisgau war Freiburg an Baden gefallen.

Es wurde eine evangelische Pfarrei daselbst errichtet.

Die Nähe der Heimath, die Freundlichkeit der Stadt, die Schönheit ihrer Umgebungen, die Gemüthlichkeit ihrer Bewohner, der erleichterte Umgang mit den Jugendfreunden, die Anwesenheit vieler Freunde und Verehrer und anziehende gesellige Kreise nährten in ihm den Wunsch, sich um jene Stelle zu bewerben.

Noch im December des Jahres 1806 machte er eine Reise nach Freiburg, um alle Verhältnisse der neuen Pfarre in der Nähe zu betrachten.

> „Das Resultat meiner Reise", schrieb er kurz vor derselben an seine Freunde in Straßburg, „wird die Entscheidung sein, ob ich die neue lutherische Pfarrei in Freiburg annehme oder nicht. Fast glaube ich ja!"

Seine Unentschlossenheit wich aber dem *festen* Vorsatze, die nöthigen Schritte um diese Pfarrstelle zu thun, als ihm überall herzlicher Empfang und dringende Aufmunterung zum Bleiben entgegenkam.

Allein der fünfzehnjährige Aufenthalt in Karlsruhe hatte Hebel, trotz seiner heimathlichen Sehnsuchten, dort heimisch gemacht, seine Stellung hatte, trotz den Mühen des Schullebens, des Anziehenden und Anregenden zu viel; die Jugend lag zu weit hinter ihm, als daß er sich so leicht in das Neue, das Ungewohnte und Ungeprüfte hineingewagt hätte.

Kaum hatte er Freiburg im Rücken, als die Unentschlossenheit mit erneuter Macht zurückkehrte, und er heftiger aufgeregt war, als zuvor.

In dieser Stimmung gelangte er in das nur drei Stunden von Freiburg entfernte Emmendingen, wo er übernachtete. Vergebens suchte er Stunden lang den Schlaf. Als er endlich der Erschöpfung erlegen, da weckte ihn um die zweite Stunde des Morgens die Stimme des Nachtwächters mit seinen eigenen Worten:

Und wem sche wieder, eb's ne tagt,
Die schwert Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt, es wär nit nöthig gsi!

Diese Worte übten, wie eine Mahnung von oben, eine beruhigende Gewalt auf sein Gemüth.

In Karlsruhe wieder angelangt, vernahm er von Karl Friedrich selbst den Wunsch, ihn der Residenz zu erhalten und die Zusage einer Gehaltserhöhung.

Schon im Januar 1807 schreibt er scherzend an dieselben Freunde, denen er sein Schwanken mitgetheilt:

„Ich bleibe in Karlsruhe, wie es scheint. Unter anderm will's der Großherzog haben, was mir sehr lieb ist, damit ich nicht selber wählen darf."

So blieb er dem Lehramte und der Anstalt, die in Folge neuer Anordnungen im Schulwesen den Namen eines Lyceums erhalten hatte. Schon zu Anfang des Jahres 1808 ward ihm die Direktion derselben übertragen. Seiner Wirksamkeit als Lehrer war jetzt die oberste Abtheilung der Anstalt angewiesen, wo die alten Sprachen und Rhetorik den Kreis der ihm zugetheilten Lehrgegenstände bildeten. Ein neuer Geschäftszuwachs kam im folgenden Jahre hinzu, wo Hebel zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission ernannt ward.

Es war die letzte Auszeichnung, die er unter der Regierung Karl Friedrichs erhielt. Die Achtung, welche ihm der Großvater geschenkt, bewahrte ihm auch der Enkel, Großherzog Karl.

Schon im Anfange des Jahres 1814 von einem Theile seiner Geschäfte befreit, legte Hebel die Direktion des Lyceums nieder; seine Unterrichtsstunden wurden auf neun, noch später auf acht herabgesetzt.

Dafür trat er in demselben Jahre in die evangelische Kirchensektion ein; überdieß ward ihm im Jahre 1816 die Direktion des evangelischen Schulwittwenfiskus übertragen.

---

9. Die Räthsel und der Hausfreund.

Neben solchen Förderungen und Beschäftigungen ging wenigstens in der ersten Zeit dieses Lebensabschnittes Hebel's eine

Reihe poetischer Leistungen einher. Erst als die seiner Neigung fremde Arbeit zu umfangreich ward, da ging die Lust und Kraft zum Hervorbringen im Unmuthe des Geschäftsmannes unter. Außer den wenigen alemannischen Gedichten, die er noch als „Nachtrieb" hervorbrachte, schrieb er einige Gedichte in schriftdeutscher Sprache. Hierher gehören sein Sommerlied und das Abendlied, wenn man aus dem Wirthshause beimgeht, die beide das eigenthümliche Gepräge seiner alemannischen Lieder noch an sich tragen, so wie auch das Grenadier- und Musketierlied, welches bei Anlaß des Feldzuges für das Jahr 1809 für die badischen Soldaten bestimmt war. Die meisten andern Gedichte jener Zeit sind bei gelegentlichen Anlässen verfaßt, und waren nie für weitere Verbreitung bestimmt.

Bisweilen schrieb Hebel auch seinen Freunden gereimte oder metrische Briefe; er war bei diesen Correspondenzen nicht eben immer in wirklich dichterischer Stimmung. Sie waren jedoch an Personen gerichtet, die ihm die vernachläßigte Sorgfalt in Wort und Maaß gerne nachsahen. Die Möglichkeit einer einstigen Verbreitung dieser Briefe schwebte ihm nicht vor, — und doch sind wieder poetische Episteln darunter, die nach dem Hingange des Dichters der Lesewelt nicht vorenthalten werden durften.

Hebel's Räthsel und Charaden danken der Geselligkeit ihren Ursprung. Bei den damals noch kleineren Verhältnissen der Residenz gehörte das Drechsler'sche Caffeehaus zu Karlsruhe zu den Vereinigungspunkten gebildeter Männergesellschaft. Hier, wo sich die Unterhaltung frei bewegte, fand sich Hebel heimisch und gesucht. Es war in jenem Kreise üblich, seinen Scharfsinn in Errathung von Räthseln und Charaden zu üben und zu zeigen. Hebel, der in seiner eigenthümlichen Weise die Gesellschaft nur die Charaden- und Räthselakademie bei Drechsler zu nennen pflegte, ward durch diese Uebung zu eigener Schöpfung aufgemuntert; eine Produktivität und Gewohnheit, welche die Zusammenkünfte in dem genannten Caffeehause noch lange überdauerte, und deren Ergebnisse von dem Gästische, an dem sie Hebel gegen ähnliche Mittheilungen zum Besten gab, überall hin die Runde machten.

Er erzählt im December 1803 einem fernen Freunde Folgendes über die Entstehung dieser Räthsel:

„Ich habe jetzt nicht Zeit, mich mit Vielerlei zu zer-

streuen, denn ich suche der Welt, die sich aber lediglich auf unsere Tischgesellschaft einschränkt, durch Charaden nützlich zu werden. Was kann man auch in einer Jahreszeit Besseres thun, wo einem der December in jede gute Stunde regnet, und eine Nacht der andern über den schmalen Tag hinüber die Hand reicht."

So entstand eine Reihe von Räthseln, die zum Theile rein örtlich, unbedeutend und sogar jetzt nicht mehr verständlich, in der großen Mehrzahl aber zum Trefflichsten gehören, was in diesem Fache geleistet worden ist. Dieß gilt besonders von seinen „Trug-Charaden", wo er, mit seltener Kunst und Schalkheit, dem Leser hervorstechende Merkmale eines Gegenstandes, den er gar nicht meinte, gibt, und den über die Leichtigkeit der Aufgabe fast Unwilligen mit dem Rathe, noch einmal zu rathen, am Ende zu neuem Nachsinnen hinweist.

Hebel, der diese Meisterschaft offenbar der regsamen Uebung, in der er die Gesellschaft erhielt, mit verdankte, hat einen großen Theil dieser Räthsel selbst veröffentlicht.

Sie sind besonders in den Kalendern, in dem Badischen Provinzialblatte, dem Freiburger Wochenblatte und dem Morgenblatte erschienen. Manche wurden bloß handschriftlich seinen Freunden mitgetheilt. Viele haben sich nach mündlichen Mittheilungen von Mund zu Mund verbreitet.

Hebel hat diese Räthsel erst gegen das Ende seines Lebens für die Gattin eines Freundes gesammelt. Die bescheidene Zuschrift an die Freundin ist der Sammlung seiner Gedichte einverleibt. Der Brief, welcher das Heftchen begleitete, sagt darüber:

„Ich wollte den Brief nicht ohne den Nachschuß von Charaden, Unkräutlein von der Winterhalde des Parnassus abgehen lassen, die ich zum Theil erst selbst wieder eintreiben mußte."

Eine neue Thätigkeit aber, ansprechender als alle Dienstgeschäfte, und förderlich für den Ruhm des Schriftstellers, ward nicht dem Theologen oder dem Schulmanne, sondern dem Dichter im Dienstwege zugewiesen. Es war die Redaktion des Badischen Landkalenders.

Schon seit 1803 hatte Hebel mehrere Aufsätze, durchgängig naturgeschichtlichen Inhalts, in den damaligen Landkalender geliefert, von dem er seinen Freunden in Straßburg schreibt:

„Das Gymnasium ist Herausgeber und Verleger des Kalenders als eines Volksbuches. Bisher wurde er unter der Bearbeitung Mehrerer, zu welchen ich auch gehöre, alle Jahre schlechter. Jetzt trug das Consistorium, unter dessen Fürsorge die Kasse des Gymnasiums, die Ausarbeitung desselben mir allein auf."

Dieser Auftrag war übrigens durch Hebel selbst herbeigeführt worden.

Der Kalender für die baden-durlachischen Lande war Eigenthum des Karlsruher Gymnasiums. Er mußte von den Bewohnern dieser Lande gekauft werden. Schon seit 1785 war man besorgt, denselben von abergläubigen und geschmacklosen Bestandtheilen zu reinigen und zur nützlichen Volksschrift zu machen. Aber diese Zubereitung sagte dem Landvolke so wenig als die äußere Ausstattung des Kalenders zu, und fremde, zumal schweizerische Volkskalender, verbreiteten sich, trotz des Kalenderzwanges, immer mehr im Lande.

Hebel, der mit jenen Volkskalendern genau bekannt war, erkannte gar bald die Ursache ihrer Verbreitung. Sie lag in der Unvolksmäßigkeit des Badischen Landkalenders nach Form und Inhalt. Er wies in einem „unabgeforderten Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Kalenders" und noch „weitern Gedanken" über denselben Gegenstand den rechten Weg, den Kalender zu heben. Er stellte Desiderien auf, die seine Vertrautheit mit Volkssitte und Volksgeschmack beurkunden. Er fand die bisherigen Bestrebungen, das Volk durch einen Kalender, der jene, wie diesen übersah, zu belehren, für rein verfehlt. Hauptsächlich aber verlangte er, „daß ein Mann von Geist und Laune, zugleich ein vertrauter Kenner und Freund des Volkes, die Bearbeitung des Kalenders in die Hände bekäme."

Das zweite Gutachten schließt mit dem wiederholten Wunsche, die Bearbeitung des Kalenders gegen ein erkleckliches und aufmunterndes Honorar nur einem geistreichen und sachlustigen Manne zu übergeben, der selbst auf dem Lande lebt.

Das Consistorium aber sah in ihm selbst den rechten Mann, und übertrug ihm die Redaktion gegen ein bestimmtes Honorar.

So erschien der Badische Landkalender für das Jahr 1807

zum erstenmale ganz von seiner Hand und zum letztenmale unter dem bisherigen Titel und in der bisherigen Form.

Im nächsten Jahre trat der Kalender als Rheinländischer Hausfreund an das Licht, bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten ausgestattet.

Der Anklang, den der neue Kalender im Gefühl des Volkes, wie in dem Urtheile der Kundigen fand, bewies, daß Hebel nicht nur die Aufgabe des Kalenderschreibers zu bestimmen, sondern daß er sie auch zu lösen wußte.

Tief gemüthlich, kindlich fromm, launig und schalkhaft, hat er in dem erzählenden Theile des Kalenders, den er „Allerlei Neues zum Spaß und Ernst" betitelte, die Meisterschaft bewährt, die von der Prosa des alemannischen Dichters zu erwarten war.

Innig vertraut mit der Sprechweise des Volkes, hat er sie in diesen Aufsätzen mit möglicher Treue wieder gegeben. Die Nothwendigkeit der Schriftsprache gebot jedoch immerhin edlere Haltung, besonders da, wo der ernstere Stoff würdige Behandlung verlangte. Die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung, dem Volke selbst so geläufig, hat ihren unverkennbaren Einfluß auf solche Darstellungen gehabt, und aus mancher Wendung und manchem Ausdrucke des Hausfreundes blickt sogar auch der eifrige Leser Jean Paul's hervor.

Den Stoff wußte Hebel glücklich zu finden und aus sich heraus neu zu bearbeiten. Er griff aus dem Leben, wie aus dem Vademecum, und selbst das Alte, selbst das schon Gebrauchte ging frisch und unverbraucht aus seiner Seele hervor. Er reproducirte auch hier mehr, als er producirte, aber das ist gerade seine Eigenthümlichkeit, daß er das Fremde so zu durchdringen wußte, daß es ihm gänzlich angehörte.

Mit sicherem Blicke wußte er die rechte Mitte zwischen Unterhaltung und Volksbelehrung zu finden, jener ein größeres Feld zu lassen, als dieser; berücksichtigte er doch die Thatsache, daß der Landmann die Kalender nicht liest, um sich anzustrengen, sondern um sich zu erholen.

Mit gleicher Umsicht wählte er die Gegenstände der Belehrung. Das Weltgebäude war es hauptsächlich, was er selbst dem schlichtesten Menschenverstande licht und klar darzustellen wußte. In fortgesetzter Erklärung von Sprichwörtern, die im

Volke gang und gäbe, ihm zum Text und Thema moralischer und religiöser Betrachtungen dienten, suchte er nebenbei das sittliche und religiöse Gefühl in seiner heiteren Weise aufzumuntern. Nutzanwendungen in gleicher Art versäumte er übrigens bei keiner Erzählung, die irgend einen Anlaß hierzu gab.

Die Zeitbegebenheiten, die er nach dem Beispiele früherer Kalender erzählte, gehören mit unter die belehrenden Darstellungen, zumal in einer Zeit, wo die politischen Zeitschriften nicht in übergroßer Menge vorhanden waren, und das Zeitungslesen unter den arbeitenden Klassen noch wenig üblich war.

Wie in diesen Darstellungen, wußte Hebel in einzelnen Lebensschilderungen oder in Erzählung einzelner Anekdoten aus dem Leben berühmter Personen das Unterhaltende mit dem Belehrenden innig zu verbinden.

Im Gebiete des blos Unterhaltenden ließ er das Scherzhafte den Ernst überwiegen. Neben Erzählungen voll tief bewegender Rührung die tollsten Schelmenstreiche!

Nicht überwacht von einer Ansicht, die aus purer Tugendförderung den Volkshumor auf schmale Atzung zu setzen pflegt, und mit Recht nicht besorgt für schlimme Folgen von erzählten losen Streichen, ließ er die angeborne Lust an Diebereien durch und durch in seinen Kalendern walten, und die Spitzbubenstreiche des verschmitzten Zundelfrieders und des trinklustigen Girkelschmiedes, Personen, welche nicht erfunden, sondern Erinnerungen aus seiner Jugend, als stehende Figuren von Kalender zu Kalender wieder erschienen, sind mit unverkennbarer Vorliebe erzählt.

Der Hebel'sche Kalender fand im Lande alsbald die allgemeinste Theilnahme. Man erkannte bald in ihm das Beste seiner Art. Die Anerkennung des Auslandes bedurfte noch eines äußeren Anstoßes, der erst später gegeben ward.

Hebel selbst legte mit großer Liebe an diese jährlich wiederkehrende Arbeit Hand. Diese Sorgfalt erstreckte sich auch auf die äußere Form und Ausschmückung des Kalenders. Die Holzschnitte, die für die ersten Jahrgänge in Straßburg gefertigt wurden, waren besonders Gegenstand seiner großen Aufmerksamkeit.

Es war ein eigener Akt der Anerkennung, wenn Hebel einzelner Freunde in seinem Kalender gedachte, den er gleichsam

zum Pantheon der Freundschaft erhob. Viele seiner Freunde sind, freilich nur einem kleinen Kreise erkennbar, darinnen aufgenommen. Insbesondere hat er aber nach seiner alten Gewohnheit, seine nächsten Umgebungen in eine eigene kleine Welt hineinzudichten, vom Jahre 1811 an den Adjunkten und die Schwiegermutter in den Hausfreund eingeführt.

Diese Personen bezeichnet er seinem Freunde Jäck in Triberg, dem er das im nämlichen Jahre erschienene Schatzkästlein zusandte, in der Weise des Kalendermannes:

„Der Adjunkt ist der württembergische Gesandtschaftssecretär Kölle dahier, der mir bisweilen Anekdoten für den Hausfreund zuträgt.

„Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren wunderschönes Töchterlein der Adjunkt einmal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Portrait und als Kind.

„Hausfreund, sagte eines Tages die Schwiegermutter, seid Ihr im Stande und bringt mich auch in Euern Kalender? Der Hausfreund erwiederte: Holdselige Frau, gestattet mir, Euch so oft zu küssen, als ich Euch hineinbringen will, oder erlaubt mir lieber, es ungezählt so oft zu thun, als ich es wünsche und Eure Schönheit verdient, so will ich Euch vor aller Welt Augen das ganze Schatzkästlein dediciren, so Ihr doch als eitles Weltkind weit und breit bekannt seid, ich aber für einen gar frommen und untadelhaften Schulherrn gehalten werde. Da sagte sie: Hausfreund, wenn Ihr wollet, so möget Ihr mir das Büchlein wohl dediciren. Dieß ist die Schwiegermutter."

Die schöne Frau ist nämlich die Künstlerin Hendel-Schütz, die einen eigenen Abschnitt in Hebel's Leben ausfüllt.

Das Schatzkästlein aber, welches die vier ersten Jahrgänge des Hebel'schen Kalenders enthält, war von der Cotta'schen Buchhandlung veranstaltet worden. Der Eigenthümer dieser Buchhandlung war zufällig in den Besitz einiger dieser Kalender gekommen. Er machte sogleich dem Verfasser den Vorschlag, eine Gesammtausgabe der vorhandenen Erzählungen zu veranstalten. Hebel ging gerne darauf ein. Das Honorar sollte zu einer Pariser Reise verwendet werden. So entstand das Schatz-

kästlein. Das Honorar aber ging dem Verfasser nach und nach durch die Finger, und die Reise unterblieb.

Diese Sammlung erst begründete den Ruf des Rheinländischen Hausfreundes auch außer den Gränzen des Landes, für das er als Volksschrift bestimmt war. Es wurden jährlich bis an die 40,000 Exemplare abgezogen. Der Kalender wanderte bis nach Amerika. Unter den auswärtigen Bestellern war auch Göthe.

Der Hausfreund ging seinen steten Gang fort. Die Jahrgänge, die nach dem Schatzkästlein erschienen, bezeugen dieselbe frische Kraft des Geistes, wie die früheren; aber der Kalender bedurfte der rechten Stimmung, und ließ sich nicht abfassen als Tagesarbeit oder Dienstgeschäft. Das Mahnen des drängenden Verlegers führte oft Verstimmungen herbei. Mehr noch das wachsende Dienstgeschäft, das oft wie ein Alp auf Hebel's Seele drückte. Doch blieb noch Muth und Laune genug für die Fortsetzung des Kalenders übrig.

Da nöthigte ein nie erwarteter Anlaß, den Kalender anderen Händen zu überlassen.

Hebel, zu verständig, zu gemüthlich und zu wahrhaft fromm, um seine Neigungen durch religiöse Bekenntnißunterschiede beherrschen zu lassen, und innig befreundet mit Katholiken, Geistlichen wie Weltlichen, hatte in einer Erzählung für den Kalender von 1814 Anstoß gegeben und Beschwerden von katholischer Seite herbeigeführt.

Es war allerdings nicht im Geiste der katholischen Kirchenlehre, wenn in der Erzählung: „der fromme Rath" von zwei sich mit dem hochwürdigen Gut auf einer Brücke begegnenden Patres der Eine einen Jüngling, der nicht weiß, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknieen soll, mit aufgehobenem Zeigefinger an den hohen und sonnenreichen Himmel verweist; und die von dem Verleger der Erzählung beigegebene Abbildung war auch nicht geeignet, den übeln Eindruck der Erzählung zu mildern.

So kam es, daß die Ausgabe des Kalenders, welche die ärgerliche Erzählung enthielt, unterdrückt ward, und der Kalender nur erscheinen konnte, nachdem das Blatt mit derselben herausgenommen und der Umdruck einiger anderer Blätter vollendet war.

Daß Hebel, weit entfernt von der Absicht eines verdeckten Angriffs auf ein katholisches Dogma, nicht im entferntesten die aufregende Wirkung seines Aufsatzes voraussah, geht aus der Art und Weise, wie er jenen frommen Rath des Paters darstellt, einleuchtend hervor. Deßhalb fühlte er sich tief gekränkt über das Vorgefallene, und beharrte auf dem Entschlusse, fortan den Kalender nicht mehr zu schreiben. Eine Erklärung, die, einmal verbreitet, allenthalben großes Leidwesen erregte.

Die Aufregung wich jedoch bald wieder der Laune, und schon im Anfange Februars 1815 konnte er in einem Briefe an seine Freunde in Straßburg, denen er noch ein verbotenes Exemplar mittheilte, darüber scherzen, daß, nachdem Alles vorüber war, der päbstliche Nuntius in Luzern, Monsignore di Testa ferrata noch nachträgliche Kenntniß von der Sache nahm.

Den Vorsatz, den Kalender nicht mehr zu bearbeiten, hielt er aber fest. Vielleicht war er der heitern Arbeit müde geworden. Wenn auch der Hausfreund von 1816 noch zwei Aufsätze von ihm enthielt, so mögen diese Ueberreste von dem Manuscripte für 1815 gewesen sein. Am Jahrgange 1817 hat er nicht den mindesten Antheil. Dagegen hat ihm eine dort enthaltene Erzählung, welche die Rachsucht seines von ihm als Knaben mit der Holzkohle an die Schulthüre gezeichneten Lehrers als Ursache seines Uebertrittes in die lateinische Schule und somit seiner künftigen Laufbahn darstellt, jene berichtigende Erklärung für den Jahrgang 1818 abgenöthigt, deren bereits gedacht ist.

Im Jahre 1818 gelang es dem Zuspruche seiner Freunde, ihn zu bewegen, sich des Kalenders wieder anzunehmen. So erschien der Hausfreund für 1819, jedoch als der letzte Kalender von seiner Hand.

---

10. Verschiedene Arbeiten.

In die ersten fröhlichern und fruchtbareren Jahre des Hausfreundes fallen noch andere literarische Arbeiten Hebel's; sie gehören in ihrer größern Anzahl mehr der Wissenschaft und der Disciplin an, als der Poesie.

Ein theologischer Verein, den ein Jugendfreund Hebel's, Pfarrer Hitzig zu Röteln, gegründet hatte, ernannte ihn zu

seinem correspondirenden Mitgliede. Dies gab ihm Anlaß, hie und da einen theologischen Aufsatz zu verfassen, der ohne alle Absicht weiterer Verbreitung der Gesellschaft zugesendet wurde.

Auch für die Pfarrsynoden zu Karlsruhe, welchen er anfänglich noch beizuwohnen hatte, schrieb er einzelne Abhandlungen jedoch mehr von praktischer, als wissenschaftlicher Bedeutung. Auch in diesen Arbeiten beurkundet sich Gedankenreichthum und richtiges Urtheil. Sein Humor fand im Hausfreunde ein genügendes Feld. Wohl noch vor dem Erscheinen desselben hatte er seinen Aufsatz über die Juden zunächst für seine Freunde geschrieben. Er verstand sich jedoch erst im Jahre 1812 dazu, diesen Aufsatz in der Zeitschrift Jason zu veröffentlichen. Ein Jahr vorher erschien von ihm in den süddeutschen Miszellen: Oesterlin's Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders.

---

11. Reisen.

So lange die Freiheit der wiederkehrenden Ferien, dieser helle Punkt in dem Leben des Schulmannes, ihm nicht durch andere Arbeiten verkümmert war, suchte Hebel die alte Heimath nach kurzen Zwischenräumen immer wieder auf. So in den Jahren 1804 und 1805, wo er zwei junge Edelleute auf einer Schweizerreise begleitet hatte, so 1807, 1809 und 1812.

Ueber die Schweizerreise berichtete Hebel im Jahr 1806 einem Freunde zu Genf kurz Folgendes:

> „Ich war seit meinem letzten Schreiben an Sie gesund, Ihnen herzlich gut und in der Schweitz. Gern flog ich von Bern aus, wo ich Ihnen am nächsten war, zu E... hinüber oder hinaus. Aber es war für die Beschränktheit unseres Reiseplans zu weit. Ich kehrte von dort aus schon wieder über Biel, durch das Münsterthal über Basel zurück, und begnügte mich, den Berg- und Brunnengeistern des heiligen Juragebirges meine besten Begrüßungen und Wünsche für Sie anzuvertrauen."

Hebel sah im Jahr 1812 seine Heimath zum letzten Mal.

Die Menschen aus seiner Jugendzeit, wie sie in seinem

Liede leben, waren dahingestorben; ein neues Geschlecht mit neuen Sitten nahm ihre Stelle ein. Wie auch geliebt, geehrt, gefeiert, — der Dichter fand sich nicht mehr recht heimisch in dem Lande seiner Jugend.

So beschränkte er, der Anwandlungen von Heimathssehnsucht unerachtet, bei ohnehin beschränkterer Zeit, seine Reisen meist auf Baden und dessen Umgebungen.

Aber anziehend fast wie die Heimath war ihm das nähere Straßburg. Dorthin zog ihn noch in spätern Jahren die innige Freundschaft, in das Haus des Bijoutiers und spätern Fabrikherrn Haufe, der einst zu Lörrach sein Schüler gewesen war. Haufe, dessen Geschicklichkeit in der Erzählung „der falsche Edelstein" gefeiert ist, und seine geistreiche und liebenswürdige Hausfrau, nahm einen großen Raum in Hebel's Herzen ein. Sie besaßen sein volles Vertrauen, für Niemanden war er fleißigerer Briefsteller, als für sie. Aus ihrem Hause und seinen Umgebungen hatte er sich seine eigene Welt gebildet. Wild- und Rheinkönig Peter I. von Aßmannshausen, wozu er sich selbst ernannte, fand er in jenem Kreise seine höchsten Reichswürdenträger. Die Tage, die er dort verlebte, erklärt er für „illuminirte Kupferstiche," oder für die „Dichtung in der Wahrheit seines Lebens."

---

12. Das lustigste Jahr.

Es wird von einem Freunde Hebel's im Morgenblatte erzählt, daß von all den Jahren seines Lebens, in welchen ungewohntes Geschäft seine Heiterkeit nicht erdrückt hatte, das Jahr 1809 das lustigste gewesen sei.

In diesem Jahre war die berühmte Hendel, wie schon das Jahr zuvor, auf dem Hoftheater in Karlsruhe im Schauspiele und in mimisch-deklamatorischen Darstellungen aufgetreten. War es die einzige Kunst der damals in der Höhe ihres Ruhmes stehenden Frau, die den eifrigen Theaterfreund begeisterte, war es der Zauber ihres Umgangs, welcher den Dichter, dem sie die rechte Betonung seiner alemannischen Gedichte abzulernen versuchte, gefangen nahm, — Hebel, obwohl damals ein Neunundvierziger, ward förmlich in die Künstlerin verliebt.

Das Geständniß dieser freilich nicht sehr nachhaltigen Neigung ist in seinen Briefen vielfältig niedergelegt.

Er widmet der Schilderung der Persönlichkeit seiner Freundin eine ganze gereimte Epistel:

— Die Musen —
Lösen das Grämen,
Schenken das Schämen,
Loben, was Madam Prosa schilt,
Schelten, was sie mit Beifall vergilt.
Rosig und mädchenhaft
Blüh'n sie in ew'ger Jugendkraft,
Die zehnte nicht minder,
Als die neun anderen Kinder.

Und nicht zu verachten die neune,
Die zehnte von nun an die Meine.
In wen sie verliebt ist, das frag' ich sie nie,
Sie liebe, wen sie will, ich liebe doch sie.

Ihr solltet sie schauen,
Diese Perle der Frauen,
Diesen Kindskopf, diesen Mann, dieses Weib,
In der nämlichen Seel', in dem nämlichen Leib.
Und kosten den seligen Zeitvertreib.
Nun hab' ich's gestanden, nun ist's heraus,
Und weint Ihr um mich, so lach' ich Euch aus.

Aus einzelnen Auftritten mit der Künstlerin, welche er seinen Freunden mittheilt, spricht seine damalige Stimmung noch deutlicher sich aus; eine Stimmung, in der freilich der Mensch und der Dichter mehr hervortreten, denn der Kirchenrath.

„Ich begreife recht gut," schreibt er zu Ende des Jahres 1809, „daß ich seit vier Wochen, so lange Madame Hendel hier war, vor lauter blauen Wundern und ästhetischem Schlaraffenleben nicht habe schreiben können. Sie gab, außer den mimischen Darstellungen: Medea (das wissen wir), die Jungfrau von Orleans, Orsina und Emilia Galetti, und zweimal Schiller's Phädra und eine deklamatorische Akademie. Aber wie? Oft war es mir, wenn ich sie in der ganzen Glorie ihres Genius und ihrer Kunst erblickte, wie Einem, der mit einem höhern Wesen im Umgang steht und die Ahnung hat, es könne kein gutes Ende nehmen."

„Fast wurde es am Montag wahr. Sie deklamirte im Theater Hans und Verene zweimal hinter ein-

ander mit ungemeinem Beifall; das war gut. Als nach dem Zettel jetzt eine Scene aus Macbeth folgen sollte, lächelte sie mich (ich saß in den vordersten Reihen) schalkhaft an, als die eine Spitzbüberei im Sinne hat, und fing, mir selbst überraschend, den verliebten Hauensteiner an:

„Z'Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt."

Auch gut. Aber als sie sagen sollte:

Minen Auge g'fallt
— — — —
's isch e Sie, es isch kei Er,

dreht sie sich nach mir, lächelt nach mir, sagt

's isch kei Sie, es isch en Er,

und deutet auf mich. Was sagen Sie? Eine Schauspielerin und ein Kirchenrath in Gegenwart des Großherzogs, des Hofes, des Fürsten von Thurn und Taxis, vieler Fremden und sechshundert Andern. Ist schon so etwas einem Kirchenrathe passirt? Mir noch nie. Indessen lief auch das noch glücklich ab. Vor langem lautem Beifall konnte sie die Schlußzeile gar nicht mehr anbringen, und dankte für ihn nicht stumm, sondern laut, indem sie hinzusetzte, sie habe dieses Glück (ich will nicht Alles nachschreiben) ihrem Freunde Hebel zu verdanken, dessen Gegenwart sie begeistere."

„Nach dem Schlusse dankte ich ihr im Garderobezimmer mit einer Umarmung, das war auch gut, und holte sie zu einer Abendgesellschaft ab, wo ich, ihr zur Vergeltung, einen heroisch-tragischen Auftritt, so gut ich als Laie kann, zum Besten gab. Ich stürzte Nachts um Zwölf durch eine Balkonthüre (N. B. ohne Balkon), die ich für ein Fenster hielt, an welchem ich die Tabakspfeife ausleeren wollte, hinaus; blieb aber doch mit der schwereren Hälfte des Körpers im Saal, obgleich der Kopf draußen in der Luft, Nachts um zwölf Uhr auch nicht mehr mein Leichtestes war; ganz ohne allen Nachtheil, ohne den mindesten Schrecken, ohne eine Spur von Schmerz. Ich begreife meine Ruhe und meine Rettung bei völligem Bewußtsein nicht, aber schon vor einem

Jahre habe ich Madame Hendel dafür angesehen, daß sie im Besitze verborgener Künste sei. Am Montag ging sie fort, seitdem spielen ich und ihr Eichhörnlein, das sie mir schenkte, zwei betrübte Figuren mit einander."

Von der Künstlerin aufgefordert, sich in ihr Stammbuch einzuschreiben, wählte Hebel Worte, die er aus ihrem eigenen Munde gehört hatte und die gewissermaßen ihr Eigentum waren, indem Iffland sie in eine Rolle einflocht, die er eigends für die Künstlerin geschrieben hatte.

Es war dies die Rolle der Margarethe in den Hagestolzen. Hebel übertrug das Lied Margarethens in's Alemannische, und schrieb in das Stammbuch:

„'s schwimmt menge Ma im Ueberfluß,
het Matte, Feld und Geld,
und litzel Freud, und viel Verdruß,
und Trüebsal in der Welt.
Ne ruebig Herz, e frohe Mueth
goht über 's Kaisers Geld und Guet."

Und so het 's Margrethli gseit.
Gott geb'em Freuden und Gsundheit!

Hebel.

Vom Neujahrstage 1810 erzählt er:

„Ich habe in dieser Nacht das Jahr bei der Madame Hendel gewechselt, und gratulire Euch zum neuen. Sie war nur drei Tage hier, und ging heute wieder fort, und jetzt

Wie einstens an des Nilus Strand
Der König stand,
Die sieben fetten Küh' verschlangen hag're,
Die sieben vollen Aehren sieben mag're,
Daß sein Verstand
Und königlich Besinnen schwand,
So sitzt in seinem Kämmerlein,
Und athmet schwere Trübsal ein
Anjetzt der König ohne Land.
Verloren sind ihm Rast und Ruh,
Er reitet auf der magern Kuh,
Die dürre Aehre sproßt im Sand.

Auch im folgenden Frühjahre entschuldigt er sein bisheriges Schweigen so:

„Sie hat, die gebenedeite Tochter Kronions, Madame Hendel, zerrissen hat sie den Bändel und sich in den

Stand der vierten heiligen Ehe begeben, mit Herrn Professor Schütz in Halle."

Bald darauf bekennt er denselben Freunden:

„Ich muß doch ein wenig verliebt gewesen sein in die Geliebte, wie ich jetzt erst merke; denn so lange Madame Schönberger, die Gepriesene und Bewunderte, hier war, war ich sehr eifersüchtig über die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihr huldigte, und ließ es nicht gelten, daß sie schön spiele und singe. Aber in der That, sie thut Beides vortrefflich."

So war in dem Manne mit dem jugendlichen Sinne eine Jugendneigung in den reifern Jahren schnell aufgetaucht und schnell wieder verschwunden, und nur einmal wurde sie von ihrer Urheberin auf Augenblicke wieder heraufbeschworen.

Hebel schreibt im Mai 1812 denselben Freunden, die im Besitz des offenkundigen Geheimnisses seines Herzens waren:

„Ich wäre Gottlob gesund, ausgenommen, daß mir die Zauberin Medea von Petersburg aus ein Zugpflaster auf mein armes, vernarbtes Herz geschickt hat. Ich bin aber selber daran schuld. Ich schrieb einmal auf ein Blatt Briefpapier: „Petersburg, den . . . Lieber Herr Kirchenrath," und schob es unter ihre Papiere. „Vielleicht findet sie's irgend einmal," dachte ich, und lachte. Aber ich hatte es schon lange wieder vergessen. Dieses Blättlein hat sie mir wirklich aus Petersburg über und über beschrieben wieder zugeschickt."

Uebrigens war der Künstlerin gelungen, ihren Verehrer in einer Beziehung dauernd umzuwandeln. Hebel, der in seinem Anzuge bisher die größten poetischen Licenzen sich erlaubt hatte, zeigte sich neben der Gefeierten nur im anständigsten Aufputze, und ward von nun an nicht mehr ganz in der frühern nachlässigen Tracht gesehen.

---

13. Verstimmungen.

Aber die Tage des Behagens neigten sich allmählig zum Abend. Die Geschäfte, wie sie Hebel nach und nach aufgebürdet wurden, warfen düstere Schatten auf seine Seele.

War ihm der Schulunterricht schon früher manchmal lästig geworden, so brachte die Stellung als Direktor des Lyceums, als Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission neue Mühen, die immer drückender wurden. Das vielfache Schreiben, das ermüdende Aktenlesen, das diese Stellung erheischte, verstimmte ihn, der einmal zum Geschäftsmanne nicht geboren war, immer mehr. Er sprach seinen Mißmuth unverholen aus; den nächsten Freunden am offensten. Schon im Jahre 1814 zeigen sich in seiner Correspondenz die Anfänge dieses Unmuthes.

„Meine Feder ist untreu geworden, lieben Freunde," schreibt er nach Straßburg, „aber mein Herz liebt Euch, wie je und immer. Ich verändere mich nicht, aber die Bestie, die Feder, ist so eitel und preciös, daß sie nur noch zu Entwürfen von hohen Ministerial-Erlassen, Visitations-Rescripten, abschlägigen Antworten auf Gratialgesuche und Thränen der seufzenden Creatur ꝛc. ꝛc. Zeit haben will. Sonst hätte ich Ihnen schon früher für die so freundliche und liebe Einladung gedankt, was ich jetzt nachhole, — und wie gedankt? Ich wäre gekommen, und hätte wieder einmal einen schönen colorirten Kupferstich in meinen einfältigen Lebenslauf hineingelebt; will mir's aber mit Gutheißen Euerer Liebe auf den nächsten Jahrgang vorbehalten."

„E. wird Ihnen gesagt haben, daß man mich in ein neues Amt hinein gegeißelt hat, und als ich es angetreten hatte, hat man mir das alte nicht abgenommen. Es ist ein großes Zutrauen zu meiner Kraft, zu meinem guten Willen und zu meiner Einfalt. — Vielleicht hat man mir auch zugetraut, weil ich damals den Kalender noch schrieb — in Zukunft schreibe ihn, wer will — es komme auf mich an, mir einen Privatkalender zu machen, in welchem die Sonne bei Nacht auch scheint, und die Kinder, in meinem Zeichen geboren, mit zwei Köpfen denken und mit vier Händen schreiben können."

Noch mit demselben Humor lehnt er später die Einladung derselben Freunde nach Straßburg ab.

„Es ist schwer, solchen Einladungen zu widerstehen, zumal, wenn die Abhaltung in lauter kleinen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu bestehen scheint, die, einzeln ge-

nommen, leicht zu besiegen sind, zusammen genommen ein großes Gewicht haben, und fast gebietend entscheiden. Doch ist die Basis von Allem das alte Lied, das Geschäft. Denn nur der Professor hat Ferien, nicht der Direktor, nicht der Kirchenrath, der Bischof von sechs Diöcesen ist, nicht der Kalendermacher, der erst einen Bogen hat, nicht der Geschäftsträger des halben Oberlandes, dem ich jetzt, wo Alles von Rekruten wimmelt, mit dem Sultan Saladin im Mönch vom Libanon zurufen möchte:

„Verlangst du deine Kinder von mir?"

Wie aus dem Leben, wich allmählig, nur selten wiederkehrend, die frohe Laune aus seinen Briefen. Sein Scherz strömt aus krankem Herzen, wenn er seinem Jugendfreunde Hitzig schreibt: den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, sei jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Akten durchgehen, examiniren, castigiren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten correspondiren; das heiße so viel, als: ich sterbe täglich. — Es seien ihm fast alle Freuden aus dem Geschäfte gestoben, und viele sogar aus dem Leben.

In gleichem Sinne schloß er damals einen Brief an die Familie Haufe:

„Leben Sie wohl, lieben Freunde! In der Antwort können Sie das „wohl" weglassen, und nur schreiben: leben Sie; mehr geschieht doch nicht."

Selbst den brieflichen Mittheilungen an seine Freunde trat die Arbeit und der Unmuth hemmend entgegen.

Er berührt dies abgenöthigte Verstummen in einem Schreiben an dieselbe Familie im Jahre 1819 mit wiederkehrendem Humor:

„Ihr guten Seelen, voll Freundschaft und Nachsicht! Wenn der Heilige, den unser Herz verehrt, einst Kirchenrath gewesen wäre, wiewohl er es sehr war, aber auch noch etwas mehr, so hätte er zu den Gesegneten seines Vaters gewiß auch das gesagt: „Ich habe Akten geschrieben und ihr mir Briefe." Ich hoffe aber, er habe es gedacht, weil ich doch auch einer seiner geringsten Brüder bin, und vergelten soll er's Euch wenigstens mit allen Freuden und mit allem Frieden, den freundliche und gute Herzen verdienen."

14. Auszeichnungen.

Inzwischen blühten aus den verstimmenden Mühen neue Ehren hervor.

Großherzog Karl war im letzten Monate des Jahres 1818 gestorben. Er hatte in der neu gegebenen Verfassung dem Lande ein kostbares Vermächtniß hinterlassen. Es war die Aufgabe seines Nachfolgers, des Großherzogs Ludwig, diese Verfassung in das Leben zu rufen. Der neue Fürst säumte nicht.

Die Bestimmung der Verfassungsurkunde, die einen evangelischen Prälaten in die erste Kammer der Landstände einführt, schuf eine in Baden bisher nicht gekannte Würde.

Großherzog Ludwig, der Hebel's Verdienste zu würdigen wußte, der, selbst mit reichem, stechendem, ächt volksthümlichem Witze begabt, seinen Leistungen als Volksschriftsteller seinen vollen Beifall zugewendet hatte, und Hebel persönlich schon von frühen Zeiten her höchst gewogen war, warf sein Augenmerk auf ihn.

Als aber Hebel die Prälatenwürde angeboten wurde, ward dieser überrascht und sehr verlegen.

Er war ein vieljähriger Freund des um die evangelische Kirche Badens hochverdienten Kirchenrathes Sander, und hatte erwartet, daß die neue Würde, welche geschaffen worden war, um durch die Berufung ihres Trägers in die erste Kammer die Kirche zu ehren, seinem Freunde übertragen werde, der älter, als er, an Jahren und im Staats- und Kirchendienste war, und dessen ganzer Geistesrichtung die Wirksamkeit eines Mitgliedes der Ständeversammlung unzweifelhaft mehr zusagen mochte.

Diese Gesinnungen Hebel's waren zu bekannt, als daß man nicht vorausgesehen hätte, Hebel werde, aus zarten Rücksichten auf die Stellung seines Freundes und die näheren Ansprüche, welche man daraus für ihn ableiten konnte, die Ernennung zum Prälaten ablehnen.

Dieß war unzweifelhaft der Grund, aus welchem man zuvörderst Hebel von der Absicht des Großherzogs unterrichten ließ, und sich seiner Bereitwilligkeit, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen, zu versichern suchte.

Der zur Besprechung mit ihm berufene Staatsbeamte war

ermächtigt zu erklären, daß, wenn er die Annahme verweigere, die Wahl auf einen Dritten fallen könnte. Man wollte gleich von vorn herein der Meinung entschieden entgegen treten, daß das älteste Mitglied des Kirchenrathes auf die neu geschaffene Prälatenstelle irgend eine Anwartschaft habe.

Wenn nun Hebel im Augenblicke der ihm von der Absicht des Großherzogs gemachten Mittheilung, obwohl auf's Tiefste gerührt, aus den angedeuteten Rücksichten seine Weigerung in seiner bescheidenen Weise aussprach, so fand er eben so schnell in der weitern Mittheilung einen Beweggrund, sich dem Willen des Großherzogs zu fügen, indem er sich wohl denken konnte, daß seine Erhebung zur Prälatenwürde seinen älteren Freund Sander weit weniger unangenehm berühren dürfte, als die Berufung jedes Andern.

Aber er hatte noch andere Bedenken, die er theilweise nicht sogleich aussprach, und die ihn veranlaßten, sich vier und zwanzig Stunden zu näherer Ueberlegung vorzubehalten.

Als des andern Tages der an ihn abgeschickte Staatsmann die wiederholt geäußerten Zweifel, den Erwartungen, die sich in seiner Ernennung zum Mitgliede der ersten Kammer ausdrückten, gebührend zu entsprechen, glücklich beseitigt hatte, schien ihn nur noch der Gedanke zu beunruhigen, daß ihm die neue Würde einen lästigen Zwang in seiner gesellschaftlichen Haltung und überhaupt in seiner Lebensweise auflegen könnte.

Er meinte, da er nicht hoffen dürfe, in der ihm zugedachten Stellung nützlichere Dienste leisten zu können, als so viele Andere, die sie mit Freuden annehmen und mit Ehren behaupten würden, ihm denn doch wohl eine Rücksicht auf seine persönlichen Neigungen und Bedürfnisse gegönnt sein dürfe. Seine bisherige Lebensweise zu ändern, würde ihm ja nur schwer fallen.

Es handelte sich unter Anderm um nichts Geringeres, als um den Zweifel, ob ihm, als Prälaten, die Gesetze der conventionellen Schicklichkeit noch gestatteten, seine Abende am Tische im runden Salon des Museums zu Karlsruhe bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier zuzubringen.

Als er sich hierüber ausgesprochen hatte, wurde ihm leichter, und leicht wurden in der Unterhandlung auch diese Bedenklichkeiten beseitigt; gehörte doch das ganze Museum ausschließlich den gebildeten Klassen an, und bestand doch die nähere Umge-

bung Hebel's überdies aus ältern Männern von ehrenvoller Stellung. Selbst die strengste Ansicht konnte ihm als Träger einer neu geschaffenen Würde, die keine höheren kirchlichen Funktionen beilegte, eine Zurückgezogenheit, wie die gefürchtete, nicht aufbürden. Sie ward bei Hebel um so weniger nothwendig, der in ganz eigenthümlicher Weise mit freiem, ungezwungenem Wesen und heiterer Laune den Ausdruck einer persönlichen Würde verband, die ihn in jeder Gesellschaft vor irgend einer Verirrung vollkommen schützte.

Uebrigens beschränkte er dennoch von jetzt an seine Besuche der Tafelrunde auf einige Tage in der Woche, und vertauschte den Wirthstisch mit dem häuslichen, wofür er sich erst, obwohl wahrscheinlich ungerne, einrichten mußte.

Der neuen Beförderung folgte am Neujahrstage 1820 das Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens, und schon am 5. September desselben Jahres, wie das großherzogliche Handschreiben sich ausdrückt, nach „glücklich beendigtem Landtage," das Commandeurkreuz desselben Ordens.

So ward Hebel als Vertreter der evangelischen Geistlichkeit in das neue parlamentarische Leben eingeführt. Er wohnte den Landtagen von 1819, 1820, 1822 und 1825 bei.

Aber das politische Leben war ihm ein fremdes; das ihm inwohnende Talent der Rede, selbst der unvorbereiteten, schützte ihn nicht vor einer gewissen Schüchternheit, und so wohnte er meist nur mit einer schweigenden Theilnahme den Verhandlungen der ersten Kammer bei.

Hebel mußte deßhalb bisweilen hören, daß er die Bescheidenheit, womit er die Ernennung zum Prälaten aufgenommen, und die er auch später nie verleugnete, in der ersten Kammer durch ein allzu vorsichtiges Zurückhalten zu weit treibe.

Auf eine ihm, im Kreise näherer Freunde gemachte, ähnliche Bemerkung soll er, in der humoristischen Weise, die ihm ganz eigen war, und in der er gegen alte Bekannte sich nicht selten aussprach, dem Mahnenden entgegnet haben:

> „Ihr habt gut reden, Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von K. Ihr wart noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon Mancher Euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Eurem Vater über die Straße ginget, und es begegnete Euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie

den Hut ab, und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurück gab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wohl wißt, als Sohn einer armen Hintersassen-Wittwe zu Hausen aufgewachsen, und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, nach Lörrach oder Basel ging, und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter, zieh 's Chäppli ra, 's chunnt a Her;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe waren: „Peter, blib doch stob, zieh gschwind di Chäppli ab, der Her Landvogt chunnt!" Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Mutbe ist, wenn ich hieran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherren, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses, und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr!"

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß mit diesem Schlusse die Stellung des Thronfolgers angedeutet ist.

So Hebel über seine Stellung zu der Kammer. Doch bewogen ihn bisweilen ansprechende Fragen, die Angelegenheiten der Kirche und der Schule insbesondere, das Wort zu nehmen; auch im Ständesaale war dann seine Rede klar, bündig, einfach und würdevoll. Aber die Betonung der Worte und die leisere Stimme verriethen eine Befangenheit, über die er nie Herr zu werden vermochte.

Zu den ständischen Verhandlungen kamen kirchliche. Die Zeit war herangekommen, wo der alte Wunsch einer Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen im Großherzogthum Baden sich als Bedürfniß aussprach. Im Sommer des Jahres 1821 trat zu Karlsruhe eine Generalsynode zusammen, aus der die vereinigte evangelisch-protestantische Kirche hervorging.

Hebel und Sander waren als Vertreter des lutherischen Religionstheils dabei erschienen. Beiden verlieh die theologische Facultät zu Heidelberg, in Anerkennung ihres Wirkens, im August 1821 die Doctorwürde. Eine Auszeichnung, die den einst fast durch das Examen gefallenen Candidaten mit großer Freude erfüllte.

---

15. Die biblischen Geschichten.

Die schriftstellerische Thätigkeit Hebel's ruhte; neue Geschäfte drängten. Hebel fand im Jahre 1819 keine Muße mehr für den Kalender des nächsten Jahres. Nur gab ihm noch die Stimmung des Augenblickes hier und da ein Räthsel oder eine Charade oder ein Gelegenheitsgedichtchen ein.

Theologische Arbeiten füllten seit dem Schlusse der Generalsynode seine Zeit aus. Schon vor der Eröffnung derselben hatte er in seiner einfachen Weise Gebete für den Wochendienst aufgesetzt. Während der Synode lieferte er zu einer liturgischen Sammlung für die nun vereinte evangelische Landeskirche Formularien für Taufe, Beichte und Abendmahl.

Schon lange war das Bedürfniß einer biblischen Historie gefühlt worden. Längst war man von dem alten Hübner abgegangen, an dessen Stelle nur Ungenügendes getreten war.

Der Meister in dem Volksbuche schien vor Allen geeignet, der Jugend aller Stände den historischen Inhalt der Bibel verständlich, einfach, anmuthig und würdig zu erzählen. Er unterzog sich, von Freunden angegangen, schon im Jahre 1818 dieser neuen Arbeit. Sie ging anfänglich rasch von Statten. Der größte Theil der Erzählungen aus dem alten Testamente war am Schlusse desselben Jahres vollendet.

Nach der Synode ward die ganze Arbeit beendigt. Das Werk erschien im Jahre 1824 in zwei Theilen in der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung. Eine bald darauf bei Katz zu Pforzheim gedruckte Ausgabe ward in den evangelischen Schulen des Großherzogthums eingeführt.

So frischen Muthes Hebel in dieser Arbeit insbesondere zu Anfang vorgeschritten war, so ging sie später langsamer vorwärts, und der große Unterschied zwischen der Behandlung des alten Testaments von der des neuen weist auf erloschenen Muth oder geschwundenes Selbstvertrauen.

Obwohl der Gedanke an diese Bearbeitung ihm nicht ursprünglich angehörte, so war sie ihm nie ein abgenöthigtes Geschäft. Seine Briefe aus jener Zeit zeigen, wie sie ihn ausfüllte.

„Ich schreibe," erzählt er im December 1818 seinen Freunden zu Straßburg, „wirklich eine heilige Geschichte für die Kinder, und lebe am Berge Tabor, unter den

Palmen von Jericho, am Brunnen Jakobs, am heiligen Grab."

„Die Arbeit muß, will's Gott, bis Ostern fertig sein; es ist mir jede Stunde der freien Zeit und frommen Geistesstimmung dazu theuer, absonderlich die heilige Zeit, wenn die Festglocken läuten und nachklingen und die Spätzlein an's Fenster kommen."

Nachdem das Werk bereits erschienen war, schrieb er der Freundin zu Straßburg:

„Nach keiner Richtung hin hat mein Ohr nach einem Zeugniß über die biblische Geschichte mehr und sorglicher gelauscht, als über die Rheinbrücke, und fast möchte ich sagen, wenn Sie etwas Verdienstliches darin finden, daß ich das Verdienst Ihnen verdanke; denn immer, wenn ich schrieb, habe ich mir meinen alten Schulmeister Andreas Grether in Hausen und meine Mitschüler und mich unter dem Schatten seines Stabes, oder ich habe mir eine Repräsentation aller Mütter unter ihren Kindern, und immer die nämliche gedacht, und uns, mich als Schulbüblein mitgerechnet, um unser Urtheil gefragt. An die eigne Mutter durfte ich nie denken, Hübner war zu sehr ihr unerreichbares Ideal."

In gleichem Sinne hatte er während der Arbeit einem befreundeten Geistlichen, dem Dekane Fecht in Kork, nachdem er, wie es denn sehr oft nöthig war, sein langes Schweigen entschuldigt hatte, geschrieben:

„Aber das kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich seit acht Wochen einen bereits 20 Bogen langen Brief an Sie schreibe, der keinen andern will zum Worte kommen lassen. Sie und H. und ich und ein halbes Dutzend verstorbene und lebende Schulkameraden zwischen 1768 und 1772 heraus müssen beständig vor mir stehen, wenn ich an der Bibelgeschichte schreibe. Uns Obgenannte muß ich unaufhörlich fragen, ob's uns recht sei so und ob wir's auch verstehen, nämlich die 68er und 72er, und ob's uns auch an's Herz geht. Ich bin schon an Samuel und David, und glaube fast, Gott steht mir bei, daß ich etwas Besseres, als das Gewöhnliche liefere."

Es fehlte dem neuen Werke nicht an Zeichen der Anerken-

nung. Die Synode der Diöcesen Kork und Bischoffsheim übersandte dem Verfasser eine lateinische Dankadresse. Erfreut über diese Würdigung seiner biblischen Erzählungen, schrieb Hebel einem Freunde, dem Dekane Fecht, dessen Vortrag auf der Synode jene Zuschrift veranlaßt hatte, einen Brief voll warmen Dankes, der also scherzend schließt:

„Aufrichtig gesprochen, ich habe das Büchlein mit Liebe für mein Vaterland geschrieben, ob ich gleich das ausländische Geld nicht habe seitwärts liegen lassen. Ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht, zu welchen die Hanauischen auch gehören. Wenn es mir aber gelungen ist, so ist mir die auswärtige Celebrität in gelehrten Blättern sehr sekundär, nachdem ich das Geld habe. Sie sehen also, daß ich von der Vaterlandsliebe, einiger Verdienstlichkeit um dasselbe und um die gute Sache und der Geldsucht harmonisch belehrt bin."

Allein, wie auch das Buch mit Liebe geschrieben war, wie seine Brauchbarkeit eine neue Anerkennung darin fand, daß ein Jahr nach seinem Erscheinen ein katholischer Geistlicher es für die Jugend seiner Kirche bearbeitete, so blieb der Beifall, den das Werk fand, weit hinter den Bestrebungen des Verfassers zurück.

Form und Inhalt wurden vielfältig bemängelt. Man stieß sich an der Sprache, die Viele zu sehr an den Hausfreund erinnerte; man fand einzelne Sätze zu kurz und zu unverständlich. Die Unrichtigkeit einzelner Behauptungen, die Einseitigkeit oder Grundlosigkeit einzelner Auslegungen, unrichtige Auffassung einzelner Charaktere, flüchtige Behandlung der Reihenfolge neutestamentalischer Erzählungen waren oder schienen Anlaß zu Mißbilligung und Tadel.

Diesen Tadel, insbesondere so weit er sich auf Hebel's Neigung zu humoristischer Auffassung und Darstellung stützt, hat Hebel, seiner oben angeführten Aeußerungen ungeachtet, wohl vorausgesehen. Als er noch mit den biblischen Geschichten beschäftigt war, und die Freude eines ausgezeichneten Staatsmannes und Schriftstellers über die ihm mitgetheilte Arbeit vernahm, klagte er, zur Offenheit gegen den Freund, der einst sein Schüler war, berechtigt, wie sehr er besorge, den gehegten Erwartungen nicht ganz zu entsprechen. Auch später hat der-

selbe Freund oft von ihm vernommen, wie sehr er fühle, nicht überall den rechten Ton getroffen zu haben.

Später, als nur wenige beurtheilende Anzeigen über die biblischen Geschichten erschienen, meinte Hebel, man habe ihn schonen wollen, und deßhalb lieber geschwiegen, und als ein alter Freund, dessen Urtheil über seine Arbeit er sich erbeten, was Schönes und Gutes von ihr zu rühmen war, in seiner Antwort anerkannt, aber sodann einige tadelnde Bemerkungen beigefügt hatte, die er aus dem Munde eines andern Landgeistlichen, der aber als ein einfältiger Mann bekannt sei und den er nicht nennen wolle, vernommen habe, so meinte der Verfasser der biblischen Geschichten, der einfältige Landpfarrer sei sein geehrter Freund selbst, und habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie aber auch der Tadel des Werkes in mancher Beziehung begründet ist, und die Generalsynode vom Jahre 1834 sich zu vielfachen Veränderungen der biblischen Geschichte als Schulbuch veranlaßt sah, so bleibt der Behandlung des alten Testaments, namentlich in ihrer frommen Einfachheit, in ihrer gemüthlichen Frische als Erzählungsbuch, in dem der Hausfreund in seiner Weise zu den Kindern und nebenbei auch zu den Alten über biblische Dinge spricht, ihr dauernder Werth.

---

16. Letzte Arbeiten.

Ein weiteres Bedürfniß für die evangelisch-protestantische Kirche Badens war ein Katechismus. Auch dieser Arbeit unterzog sich Hebel. Gewarnt durch den Tadel, dem sein früherer Entwurf begegnet war, machte er sich zum Grundsatz seiner Arbeit, keinem Vorgänger in der Anordnung des Lehrbuchs sich anzuschließen, sondern frei den eigenen Weg einher zu gehen.

In frommem Sinne aufgefaßt, rein biblischen Geist athmend, einfach, kurz und bündig, die Glaubenslehre mit der Sittenlehre eng vereinend, hat diese letzte Arbeit Hebel's, die erst nach dem Tode ihres Verfassers gedruckt wurde, vielfache Anerkennung gefunden, und ist sogar von einem Schweizer wälscher Zunge in das Italienische übertragen worden.

Neben diesen verschiedenartigen Beschäftigungen war Hebel

immer noch dem gewohnten Lehramte mit Liebe obgelegen. Doch war die Zahl der Unterrichtsstunden, die er in der obersten Klasse des Lyceums wöchentlich zu geben hatte, allmählich auf acht herabgesetzt worden.

Die Arbeiten, die seine Kraft in Anspruch nahmen, nöthigten den alternden Mann, dessen Gesundheit immer schwächer wurde, dessen Hand jetzt zitterte, wenn sie die Feder führte, und dessen Stimmung oft durch Körperleiden verdüstert ward, um gänzliche Enthebung von dem Lehramte einzukommen. Es ward seinem Wunsche entsprochen, und er des Lehramts, das er mehr als vierzig Jahre bekleidet hatte, mit den Ausdrücken höchster Zufriedenheit enthoben.

---

17. Die letzten Tage.

Hebel's Beziehungen zu der Schule hörten mit der Niederlegung des Restes seiner Unterrichtsstunden nicht auf. Aufsicht und Berichterstattung über evangelisch-protestantische gelehrte Schulen gehörte gerade zu den ihm zugewiesenen Geschäftszweigen. Dieser Wirkungskreis erheischte seine Anwesenheit bei den öffentlichen Prüfungen dieser Anstalten.

So war er im September 1826 zur Reise nach Mannheim veranlaßt. Von zunehmenden Beschwerden des Unterleibes belästigt und in niedergedrückter Stimmung unternahm er nur ungerne die kleine Reise, die ihm die Dienstpflicht auferlegte. Der Gedanke an die Freude, die seine Gegenwart in Mannheim zu erregen pflegte, die Hoffnung einer Erleichterung seiner Zustände durch die Reise selbst, bewogen ihn, sich auf den Weg zu machen. Im Hause des damaligen Hofraths Nüßlin, der als alternirender Direktor des Lyceums zu Mannheim hohe Verdienste um diese Anstalt, wie um das Schulwesen überhaupt erworben hat, durfte Hebel immer freundlichen Empfanges und schöner Stunden in geistig ebenbürtiger Gesellschaft gewärtig sein. Aber der erschöpfte Greis konnte sich nicht mehr auf ein solches Zusammenleben freuen.

„Ich komme", erwiedert er auf ein Einladungsschreiben des Gastfreundes, „dießmal — erschrecken Sie nicht! in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch, Gottlob!

ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein ꝛc., nur mit dem Bedürfniß des Stilllebens unter einem freundlichen Dache."

So kam er am 10. September nach Mannheim; die alte Freundlichkeit begleitete ihn, die alte Laune war stillem Ernst gewichen. Den Prüfungen wohnte er ausdauernd mit ungetheilter Aufmerksamkeit und thätiger Theilnahme bei. Dem Kreise der Freunde konnte er die Abende nicht wie sonst widmen.

Den Schülern des Lyceums gönnte er die Freude, ihn zu feiern. Die geräuschvolle Ehrenbezeugung eines Fackelzuges hätte er auch zu andern Zeiten abgelehnt; eine Wasserfahrt nach der Stelle, wo der Neckar sich mit dem Rhein vereinigt, nahm er an.

Die Wasserfahrt, bei einbrechendem Abend begonnen und beendet in heller Mondnacht, der jugendliche Jubel der Schüler auf grüngeschmücktem Schiffe, deren freudiger Lärmen in die Töne eines Musikschiffes hineinschallte, die Begleitung einer großen Zahl von Freunden und Freundinnen, Gesang und heiteres Gespräch und das Anklingen der Gläser von Schiff zu Schiff, alles rief die geschwundene Heiterkeit in dem gefeierten Greise zurück. Freudigen Blickes versicherte er, schon lange keinen so frohen Abend mehr verlebt zu haben.

Es war sein letzter froher Abend, und doch war es wohl mehr die Erinnerung an das alte Bild der Mythe, als Todesahnung, wenn er mit Hinweisung auf die Leute, die aus ihren Gärten am Ufer der Stadt zueilten, aussprach:

„Es kommt mir vor, als ob wir auf dem Styx führen, und jene Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns einsteigen möchten, aber von Charon nicht eingelassen werden."

Die freudige Stimmung wirkte noch nachhaltig bis zu dem andern Tage. Er war im Kreise der Freunde wieder der heitere Freund.

Bald machte sich die Krankheit wieder geltend. Zunehmendes Uebelbefinden veranlaßte ihn, sich nach Schwetzingen zu begeben; von dort aus wollte er nach Heidelberg gehen, um die Prüfung des Gymnasiums vorzunehmen.

Mit Rührung nahm er am 16. September von dem Gastfreunde Abschied, und sprach sein Bedauern über seine dießmalige Stimmung aus.

Leidend gelangte Hebel nach Schwetzingen, wo er im Hause des damals gerade zu Karlsruhe verweilenden Gartendirektors Zeyher abstieg. Bei dem vieljährigen geprüften Freunde und seiner Gattin, die er noch von Basel her kannte, dachte er sich zu erholen. Er hoffte von einem Spaziergange im Schloßgarten Linderung; er fand sie nicht. Sein schlimmer werdender Zustand nöthigte ihn, den Gedanken an die Vornahme der Heidelberger Prüfung aufzugeben. Die noch in Mannheim abgelehnte Hülfe des Arztes ward jetzt gesucht. Sie blieb erfolglos. Heftige Schmerzen im Unterleibe quälten den Kranken; er ward Herr über jede Klage. Er blieb freundlich gegen seine Umgebungen. Als der Arzt eines Morgens zu ihm kam und sich nach seinem Befinden erkundigte, bedauerte Hebel, ihm die Freude mit der Nachricht von seiner Besserung nicht machen zu können. Trotz großer Schmerzen, bat er freundlich, Geduld mit ihm zu haben, da er nichts als Klagen vorzubringen habe. Der Arzt bat ihn dagegen, vielmehr mit den Schwächen der Kunst Geduld zu haben, und versichert zu sein, wie leid es ihm thue, daß diese hinter dem besten und freundlichsten Willen habe zurückbleiben müssen. Hebel ergriff darauf gerührt die Hand desselben und sprach die Ovidischen Verse:

> Non est in medico semper relevetur ut aeger;
> Interdum docta plus valet arte malum *).

So blieb er fortwährend ruhig, standhaft, freundlich. Häufig, wenn die Schmerzen nachließen, gab der Kranke launige Einfälle, heitere Erzählungen zum Besten. Hart gegen sich, konnte er anfänglich nicht bewogen werden, zu Bette zu gehen. Vertraut mit dem Uebel und dem Leiden, hielt er die Heimreise für gar nichts Unthunliches.

Aber schon am 21. September nöthigten ihn Fieberschauer in das Bett, und bald hatte die Krankheit solche Höhe erreicht, daß der von Karlsruhe herbeigerufene Hausarzt, Geheime Hofrath Seubert, in Uebereinstimmung mit zwei anderen anwesenden Aerzten, jede Hoffnung aufgab.

Nur der Kranke hoffte noch; die Leiden des Körpers trübten die Ruhe des Gemüthes nicht; freudig über seine Ankunft empfing

---

*) Nicht beständig vermag der Arzt dem Kranken zu helfen,
Und das Uebel besiegt oft die erfahrene Kunst.

er den rückkehrenden ersehnten Gastfreund, und mit der Versicherung, sich besser zu befinden, ließ er gerührt dem Großherzoge Ludwig für kund gethane Theilnahme danken.

Am 22. September, Morgens vier Uhr, war er entschlummert, nachdem er seinen Wärter aufgefordert hatte, sich zur Ruhe zu begeben. Unheilbare Verbildung seiner Eingeweide hatte den Tod herbeigeführt.

Der Schmerz hatte die freundlichen Züge des Hingeschiedenen nicht entstellt, ein stiller Friede lag auf ihnen.

Standesgenossen, Verehrer, Freunde, Schüler, wen immer die Todesnachricht erreichte, strömten zu seinem Sarge, der in der Wohnung des Gartendirektors Zeyher aufgestellt war.

Am 23. September, Morgens eilf Uhr, wurde er bestattet. Kirchenälteste von Schwetzingen trugen ihn hinaus. Das Ordenskreuz und die Lorbeerkrone lagen auf dem Sarge. Einheimische und Auswärtige folgten in langer Reihe. Auf dem Friedhof ward der Sarg noch einmal eröffnet, eine milde Septembersonne beschien die bleichen, unentstellten Züge, der Lorbeerkranz ward in die grauen Locken des Todten gedrückt, und der Sarg versank unter dem Gesange der Schuljugend; Reden am Grabe und in der Kirche beschlossen die Begräbnißfeierlichkeit. Wenige Augen blieben trocken bei der Bestattung, viele wurden feucht, als die Todeskunde das Land durchdrang.

Einige Schritte von der östlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofs ist Hebel's Grab. Ein einfacher Stein, darauf errichtet, sagt genug, indem er seinen Namen nennt.

---

18. Charakteristik.

Dieß ist das Leben eines Mannes, den sein Heimathland unter seine besten zählt.

Dem Dichter haben die Zeitgenossen seine Stelle angewiesen. In engen Kreis gebannt, den er nicht überschreiten durfte, steht er dort eigenthümlich und einzig da. Obwohl den ersten Größen nicht beizuzählen, wird er nicht vergessen werden von den Landsleuten, wie von der Nation.

Als Gelehrter, wie als Lehrer war er schätzenswerth. Sein Wissen, meist das Ergebniß des Lehrens, war mehr mannig-

faltig als tief. Freund traulicher Geselligkeit, mochte er mit seiner Zeit nicht geizen, wenn auch ein größerer Trieb zum Studium in ihm gelegen wäre. Was kurz gefaßt, was geistreich und bündig war, das zog ihn an. Bändereiche Werke schreckten ihn. Vergebens suchte er hier und da diesen Widerwillen zu überwinden; so machte er sich einmal die Lesung der Schröck'schen Kirchengeschichte zur Aufgabe, aber schon in den ersten Blättern des Bandes, den er sich gewählt, war sein Muth und sein Entschluß versiegt. Im vielen Lesen sah er den Untergang des eigenen Denkens. Besonders stießen ihn Werke, die nur Zusammenstellungen für das Gedächtniß des Lesers waren, ab. Bei Meusel's Gelehrten-Lexikon war es ihm fast unbegreiflich, wie der Verfasser ein Werk habe schreiben können, in welchem die Gelehrten gleichsam in Reihe und Glied aufmarschirten.

Dem vielfachen Kreise seiner Wirksamkeit dankte er reiche theologische, philologische und historische Kenntnisse. In der Physik und Astronomie kein Fremdling, hatte er, wie bereits gesagt ist, der Naturgeschichte sich mit besonderer Liebe und glücklichen Erfolgen zugewendet.

Wie sehr er die Reizungen namentlich der Botanik kannte, spricht eine briefliche Warnung aus, die er am Ende des Jahres 1803 einem Freunde zu Genf zusandte:

„Lassen Sie sich nicht zu tief in die Botanik ein. Sie thut's Einem an, wie ein schönes Mädchen, und man hat keine Ruhe mehr. Sie fordert viel Zeit. Der Genuß der Natur im Großen, der freie, freie Au- und Umblick in der Natur ist für Sie verloren. Sie heften Ihren Blick von den Alpenhöhen und Morgensonnen über Ihnen zur Erde hinab, und finden lauter Stigmata und Antheren und Petala und folia panduriformia und pinnata supradecomposita und pennatifida rursum et sursum serrata, dentata, crenulata, integra, integerrima, subintegerrima, mutica, triquetra etc. etc., und werden für Alles, was Sie darüber an Genuß verlieren, erst dann schadlos gehalten, wenn Sie in der erklärten botanischen Wuth sind, und Ihnen in nächtlichen Träumen Prachtgestalten von Blumen aufgeben, die kein Linné gesehen hat und beschreiben kann,

und der ganze Himmel Ihnen zu einem lichten wird und der Mond und alle Sterne daran zu Scutellen."

Neuere Sprachen, die er nie zu lehren hatte, hatte er sich nur in geringem Maße angeeignet. Eine eigentümliche Spielerei war es, wie er das Italienische, wiewohl nur notdürftig, erlernte. Die Grammatik war sein einziger Lehrer, das Wörterbuch blieb verbannt. Mit ihrer Hülfe begann er die italienische Lektüre. Wenn ein Wort ihm weder aus der lateinischen Sprache, noch aus dem Zusammenhange erklärbar war, so trug er es sorgfältig mit dem ganzen Satze, zu dem es gehörte, in ein eigens dazu bestimmtes Heft ein, und zwar so oft es sich wieder zeigte, und so lange, bis es ihm gelang, aus dem Zusammenhange die Wortbedeutung zu entziffern. Führte dieser Weg auch nicht zur Sprachfertigkeit, so erweckte er doch das Verständniß, der italienischen Schriftsteller.

Mit der französischen Sprache hat er sich weniger befreundet, und es mag wohl hier eingeschaltet werden dürfen, was er über diese Sprache einmal schrieb.

„Ich kenne sie", sagt er im Jahre 1804 in einer Antwort auf eine französische Zuschrift seines Freundes Hause zu Straßburg, „als Mittel des freundschaftlichen Gedankenwechsels nur aus Briefen, die in Zeitungen ꝛc. gedruckt zu lesen sind, und aus Reden und Gegenreden an öffentlichen Orten, zwischen Personen, die fremd oder weit gereist, oder vornehm sind oder scheinen wollen; und da ist es mir denn nicht zu verargen, wenn ich meine, es lasse sich im Französischen nicht so gut wie im Deutschen unterscheiden, was von Herzen geht und was ein Compliment. Allein ich weiß gar wohl, daß ich Unrecht habe. Es ist im Deutschen auch so. Man merkt's den Worten nicht an, sondern man muß den Menschen und seinen Charakter kennen, und wenn Sie mir noch öfters französisch schrieben, so würde sich mein verstimmtes Gefühl über diesen Punkt bald berichtigt haben."

Schon durch Berufsverhältnisse an die Literatur des klassischen Altertums gewiesen, mit der italienischen bekannt, war er mit der vaterländischen genau vertraut. Wie seinen Theokrit, seinen Virgil, seine Psalmen, trug er die deutschen Dichter, die ihn zumeist ansprachen, in treuem Gedächtniß. So Bürger's

Gedichte und einen großen Theil der Dichtungen Göthe's. Nächst diesen zog ihn Jean Paul unendlich an. Schiller ließ ihn kalt.

So der Gelehrte. Hoher Achtung werth war er als Lehrer, an dem der Gelehrte hinaufwuchs. Um Tausende hat er Verdienst, die er von den ersten Anfängen an bis zu den Weihen der klassischen Literatur führte. Mit seltener Lehrgabe ausgestattet, klar und gründlich, zog er selbst weniger begabte Schüler empor. Keines Commentars bedürftig, um erst selbst auf das Schöne aufmerksam zu werden, weckte er Gefühl und Verständniß des Schönen. Glücklich in der Wahl des Beispiels, die eigene Uebung des Schülers sorgfältig überwachend, hat er als Lehrer der Redekunst manches keimende Talent von Irrwegen weg den richtigen Weg geleitet. Nie ist bei ihm der Mensch im Lehrer untergegangen; seine frische Laune würzte den Unterricht, sein scharfer Verstand, sein sicherer Takt aber schützte vor jedem Uebermaße. Er wußte dem Schulleben selbst da manche Freude abzugewinnen, wo einseitige Pedanterie nur in Dornen zu treten pflegt. Auffallende Uebersetzungsschnitzer der Schüler brachten ihn nicht zur Verzweiflung, er hatte vielmehr seine stille Freude dran, und hat sich die lustigsten davon in einer eigenen Blumenlese zu weiterem Gebrauche aufbewahrt.

Den fleißigen Schüler achtend, den Begabten mit Vorliebe auszeichnend, wußte er den Verirrten mit würdevoller Eindringlichkeit zu warnen. Nicht leicht kann ein Lehrer in liebevollerem Gedächtniß stehen. Dennoch hat, in früheren Zeiten zumal, ihn seine Heftigkeit zuweilen zu Ungerechtigkeiten verleitet, die er später meist selbst bereut hat. Es fehlte nicht an Beispielen, wo er sich zur Härte hinreißen ließ, und noch wäre der Name eines Mannes von gutem Klange zu nennen, dem der Zorn des sonst so gefeierten Lehrers über eine nicht zu unterdrückende Hilarität, die eine im Schulzimmer hörbare Maus herbeiführte, das damalige Gymnasium zu Karlsruhe für immer verleidet hat. Solche Aufwallungen wurden immer auf's innigste von Hebel bereut.

Ein kleiner Zug beweist, wie seine Gewissenhaftigkeit das kleinste Unrecht, das er in der Uebereilung begangen, ihn nicht vergessen ließ.

In einem Gespräche über das Verhalten der Lehrer in der Schule mit einem seiner ehemaligen Schüler gestand er diesem,

wie er ihn selten sehe, ohne an eine unverdiente Kränkung zu denken, die er ihm vor fünfundzwanzig Jahren zugefügt.

Er hatte nämlich dem damals vierzehn- oder fünfzehnjährigen Knaben auf einen falschen, doch scheinbar wohlbegründeten Verdacht des heimlichen Ablesens seiner Aufgabe hin die Thüre gewiesen und ihn zu unterst gesetzt, aber noch am nämlichen Tage, als ihm Zweifel kamen, seinen Nebenlehrer gebeten, den Gestraften, seinen frühern Platz wieder einnehmen zu lassen!

Von geringerm Umfange, nicht von geringerm Werthe war Hebel's Wirksamkeit als Kanzelredner. Sie mußte aufhören, als seine Thätigkeit auf vielfache andere Weise in Anspruch genommen ward. Sein frommer Sinn, seine Klarheit, sein verständiges Eingehen auf Verständniß und Bedürfniß des Hörers, sein gesunder Geschmack, der in der Einfachheit den schönsten Schmuck der Rede fand, die ruhige Würde seines Vortrages, den nur selten eine Bewegung der Hände begleitete, Alles dieß machte den Eindruck, den eine rechte Predigt machen soll.

Obwohl größerer Verbreitung werth, und sorgfältig aufbewahrt von dem Verfasser, sind Hebel's Predigten während seiner Lebzeit nie veröffentlicht worden. Nur zwei sind im Druck erschienen; die eine auf Verlangen seiner Freunde, die andere auf Kosten einer frommen und edeln Frau, die sich besonders daran erbaut hatte.

In dem Dichter, in dem Volksschriftsteller hat sich der Mensch selbst, sein Denken und sein Fühlen ausgesprochen. Alle seine Dichtungen, so weit sie ernster Natur sind, durchdringt eine fromme Wärme. Sie war dem Menschen ureigen, ein schönes Erbe von der Mutter. Welch Glaubensbekenntniß aus diesem religiösen Sinne hervorgegangen, mögen seine nähern Freunde am besten wissen. Seine Briefe athmen, wo sie eine religiöse Saite anschlagen, ein festes Gottvertrauen, seine theologischen Arbeiten eine andere Auffassung der Glaubenslehre, als sie lange Zeit auf den meisten Katheedern gang und gäbe war. Seine mündlichen Erklärungen alttestamentlicher Schriften zeigten, daß er mit der fortschreitenden Wissenschaft einherging. Wunder erklärenden Rationalismus hat er nie bekannt.

Mystischer Ansicht hat er nicht gehuldigt; über die Männer, welche diese Richtung damals zu Karlsruhe vertraten, spricht er

seinem Freunde Hitzig gegenüber sich in folgenden Reimen schon im Jahr 1803 aus:

Was haben die Männer in Baden gemacht?
(Auch ich hab' Traum und Gesichter.)
Jung warf in die apokalyptische Nacht
Ein paar schöne romantische Lichter.
Da lagen die Auen gedehnt,
Nach denen das Heimweh sich sehnt.
Hingegen Herr Fein
Warf Schwärmer darein.
Da sagte Herr Ewald: „o schont
Des Leuchtens, ich bin ja der Mond!"

Will's so nicht behagen,
Will anders ich's sagen.

Herr Stilling schaute in's Dunkel hinauf,
Er erspäht in der neblichten Ferne
Jerusalems leuchtende Sterne.
Da thürmte Fein in Gewittern sich auf,
Und umhüllte die flimmernden Sterne,
Und windet und donnerte drauf und drauf,
Und blitzte mit Bengel's Laterne.
Da lockte Herr Ewald den Wetterdunst auf,
Und stürzte ein Platzregen nieder.
Da strahlten die Nachtlichter wieder,
Und war die prophetische Nacht
Auch dießmal fast dunkler gemacht,
Soll Ewald und Fein es entgelten!
Den Andern, den ließ ich nicht schelten.

Eine aszetische Schrift, die einer in Untersuchung gezogenen religiösen Versammlung abgenommen worden und so noch in seinen letzten Lebensjahren in Hebel's Hände gerathen war, hatte er so lieb gewonnen, daß er sich selbst bei Anlaß einer kleinen Ferienreise von seinem Herrenbuter-Büchlein nicht trennen mochte.

Ein Zeugniß religiös-poetischen innern Lebens und seiner Ansicht über Glaubensstrebungen, die jetzt wieder die evangelische Kirche beleben, gibt ein Brief vom Mai 1823, welcher nicht lange nachher niedergeschrieben ist, als Pfarrer Henhöfer mit seinem evangelischen Glaubensbekenntnisse hervorgetreten war:

„Ich wollte", schreibt er, „auf Pfingsten mit meinem Gesang- und Brevier-Büchlein eine Wallfahrt und einen Bittgang in das Bühlerthal thun und die heiligen Oerter besuchen, — Sie wissen wohl, mit welchen Liedern, mit

denen, die auch Ihnen gefielen, — und auf dem Kappler Kirchhof das Fest meiner künftigen Auferstehung von den Todten halten und vorgenießen. Das Todesschläflein hatte ich vorher unter den Bäumen in der Hub figurirt. Statt dessen hörte ich am Pfingstmontag den Pfarrer Henhöfer in Rüppur*) predigen. Das Kirchlein war wenig voll. Kaum zwanzig Personen von hier. Doch kam unerwartet und ganz allein der Großherzog, und setzte sich mitten unter das Volk. Henhöfer verrieth, daß er noch mehr Sprüche kennt, als die vielen, die er anführte. Z. B. auch den: „Ihr sollt nicht sorgen, wie oder was ihr reden wollt, der heilige Geist wird euch an Ort und Stelle Alles sagen." Die Predigt war frisch von der Kanzel weg geboren; reich an Bildern und Streckversen. Z. B.: „Auch der kleine, auch der schwache Glaube ist Gott gefällig; die kleinen Kinder erben ja mit den großen, und die schwächsten sind den Müttern die liebsten." Sonst war die Predigt tief populär, bart orthodox, etwas wenig pietistisch gefärbt, stark ansprechend, die Aktion sehr lebhaft. Sie schien mehreren Zuhörern, die ein Urtheil haben, nicht zu mißfallen, andern sehr. Mir wurden wenigstens die fünfviertel Stunden nicht lang. Auf das Volk wirkte er stark."

Nach solchen Aeußerungen wird es wohl mehr für eine poetische Anwandlung, als für eine dogmatische Ueberzeugung angesehen werden müssen, wenn Hebel, wie sich seine Schüler aus der spätern Zeit erinnern, bei der Erklärung einzelner Stellen hebräischer Propheten, sich chiliastischer Ansichten, die sich darauf stützten, mit Wärme annahm, und zum Beweise, daß die Idee eines tausendjährigen Gottesreiches auch in begabteren Köpfen heimisch werden könne, eines lange vor ihm dahingegangenen hochverdienten Staatsmannes erwähnte, der, bei reichem theologischem Wissen, der Erwartung des tausendjährigen Messiasreiches anhing.

Dem Vaterlande war Hebel mit warmer Liebe zugethan. Mit Gegenständen des öffentlichen Lebens beschäftigte er sich wenig. In einen bestimmten Ideenkreis gewiesen, fühlte er

*) Pfarrdorf ohnweit Karlsruhe.

sich wenig von den Schwingungen der Zeit berührt. Der Einfluß der Erlebnisse seiner Jugend mag auch hier auf ihn gewirkt haben, das friedliche Leben eines an väterlicher Hand zur Bildung und zum Wohlstand ruhig fortschreitenden Volkes scheint ihn um so mehr befriedigt zu haben, als sein Mannesalter in eine erschütterte Zeit voll neu auftauchender Erscheinungen und voll zusammenbrechender alter und neuer Formen fiel.

Man hat Hebel's deutsche Gesinnung in Zweifel gezogen. Der schweren Anklage mußte seine Erzählung „Andreas Hofer" im Kalender für 1811 zum Grund und zum Beweise dienen.

Die Art und Weise dieser unglücklichen Erzählung läßt sich nicht rechtfertigen.

Hebel verkannte allerdings die Bedeutung jenes Aufstandes, durch den ein treues Volk zum alten Recht und zum angestammten Fürstenhause zurückkehren wollte, er wollte nur vor Aufruhr und Abfall warnen.

Die Warnung als solche, die Mahnung gegen Gewaltthat und Aufstand darf ihm nicht verdacht werden, es ist nur die Form der Darstellung, die Strenge des Urtheils über das unglückliche Gebirgsvolk neben dem hier unpassenden humoristischen Tone, was diese Erzählung widerlich und anstößig macht.

Gleichwohl darf zu seiner Entschuldigung nicht übersehen werden, daß sein Andreas Hofer im Jahre 1810, somit zu einer Zeit geschrieben ist, wo jede Hoffnung auf eine andere Gestaltung der Dinge nicht viel mehr schien, als ein Traum. Man denke überdieß, aus welchen Quellen er damals schöpfen konnte, und daß der Aufsatz unter dem unabweislichen Einfluß der Fremdherrschaft geschrieben ist.

Nie hat aber Hebel die Fremdherrschaft geliebt, oder sich zu ihrem Lobredner hergegeben.

Daß er gut deutsch gesinnt war, das bezeugen seine Schüler aus der frühern Zeit hauptsächlich, wo noch kein Druck fremder Uebermacht zu vorsichtigerer Zurückhaltung zwang. Noch leben ehemalige Schüler des Gymnasiums zu Karlsruhe, die sich lebhaft erinnern, wie Hebel, bei schicklichen Anlässen, insbesondere in den Stilübungen, die muthige Ausdauer des Erzhauses im Kampfe für die deutsche Sache mit begeisterter Vorliebe hervorhob, und den Erzherzog Karl stets an die Spitze der ruhmgekrönten Feldherren unserer Zeit stellte. Erzherzog Karl mußte

schon deßhalb Hebel's Held sein, weil er in ihm zugleich den edeln Menschen zu verehren hatte.

In späterer Zeit glaubte jedoch Hebel gewichtige Gründe zur Vorsicht in politischen Aeußerungen zu haben, besonders nachdem jene alemannische Epistel, die er an seinen Freund Gyßer gerichtet hatte, und welche sich über Speier ausspricht:

„— — — wo jetzt der Premie-Consul
d'Schatzig b'leit und 's Volch regiert mit bluetige Hände!"

durch zahlreiche, in Umlauf gekommene Abschriften in weiten Kreisen veröffentlicht worden war.

Dem angestammten Fürstenhause hing Hebel mit fester Treue an. Seine Ansicht über die Aufgabe des Regenten spricht aus, was er gleich nach der Thronbesteigung des Großherzogs Ludwig, nämlich am 15. Dezember 1818, einem Freunde zu Kork schrieb:

„Gott segne den Großherzog, der bereits zeigt, was er mündlich aussprach, daß er seine Regierung mit Gott angetreten habe, und nur der erste Staatsbeamte und Repräsentant seines Volkes sein wolle. Das habe er dem Geiste seines Vaters gelobt."

Hebel sah heiter in die Welt. Der Ehrgeiz drängte ihn nicht. Seine Lebensbeschreibung zeigt, wie er in dem einmal gewählten Berufe von Stufe zu Stufe emporstieg, ohne Auszeichnung zu suchen, und wie er den Gedanken wenigstens fest hielt, wieder in die Reihe der Landprediger zu treten. Hebel mochte sich selbst sagen, daß seine mehr als mangelhafte Kenntniß ländlicher Hauswirthschaft, und seine zum Bedürfniß gewordene Gewohnheit täglichen städtischen Umgangs einem solchen Unternehmen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen mußten, — der Gedanke war zu schön, um nicht von ihm festgehalten zu werden. Es war eine Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit und Stille, die sich seiner immer wieder bewältigte.

Er spricht dieß Gefühl am wärmsten in einem Briefe aus, den er im März 1811 dem Dekan Jäck zu Tryberg sandte:

„Auch Sie seufzen nach stiller Zurückgezogenheit, nach dem einfachen und doch so genußreichen Leben des Landpfarrers. Gereicht Ihnen gleiche Sehnsucht zum Trost, so empfangen Sie ihn reichlich von einem Verbannten, der in seiner schönsten Zeit dem Dorf, der Pfarrkanzel,

seinem Beruf und seinen Planen gestohlen wurde, und nun seltener selbst den lustigen Schulkatheder mehr betreten kann, und in den schönen Augenblicken, in denen er sonst mit den Schmetterlingen seiner Phantasie und mit den wirklichen tändelte, nur Akten lesen, Berichte erstatten muß für nichts und wieder nichts, und den Mechanismus der Geschäfte dirigiren."

„Sie sind noch glücklich. Sie sind doch durch Ihren schönen Beruf noch in die Welt und in's Leben verflochten, wo Wort und That vom Herzen an's Herz gebt, und schreiben lehrreiche Erzählungen, die der gute Geist nicht ohne Nutzen und Segen lassen wird."

„Aber — wenn Sie wirklich wieder in eine stille Dorfpfarrei zurückkehren, so thun Sie zur Sache, denn ich kenne Einen, der schon seit 1795 alle Jahre den Bündel macht und ihn alle Jahre wieder auflöst und noch hier ist, nämlich ich ꝛc."

Wie der alte Gedanke und die Sehnsucht noch in dem Greise lebendig waren, beurkundet eine Antrittspredigt, die er begonnen, allein nicht mehr vollendet hat.

Obwohl schon früher bruchstückweise hervorgehoben, möge sie, als ein nicht unschätzbarer Beitrag zur Charakteristik ihres Verfassers, in ihrem vollen Umfange hier unten eine Stelle finden. *)

---

*) „Wundert euch nicht, meine Freunde, wenn ich zum ersten Mal, da ich vor euch auftrete, von mir selbst mit euch rede. Wiewohl ich rede nicht von mir, ich predige nicht mich, sondern den beim Vater im Himmel, der uns offenbar wird in unsern Seelchalen, der uns überall zuruft: Siehe hier bin ich! Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. Das ist ja meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und auf ihn meine Hoffnung setze und verkündige all sein Thun. — Ich predige nicht mich, aber ich mochte euch gerne sagen, wer ich bin, auf welchen Wegen mich Gott zu euch führt. Ich wünsche euer Vertrauen zu gewinnen, damit ich den Weg zu euern Herzen finde. Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt nichts haben und Alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig. Diese Vorbedeutung von dem Schick-

Auch den Reiz des Besitzes kannte Hebel nicht. Er hat seine Ansicht hierüber in seiner eigenthümlichen, anmuthigen Weise in dem Gedicht an seinen Freund Jäck ausgesprochen,

---

sal meiner künftigen Tage hat mir mein Gott in meiner Kindheit gegeben. Schauet zurück in euere vergangenen Tage — ist's nicht also, daß Gott Manchem schon in seiner Kindheit ein Wahrzeichen seines Lebens gibt? Ist nicht die Kindheit der verborgene Keim, aus welchem nach und nach der reiche Baum des Lebens mit allen seinen Leiden und Freuden sich aus einander schlägt?"

„Ich habe schon in dem zweiten Jahre meines Lebens meinen Vater, in dem dreizehnten meine Mutter verloren. Aber der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren. — O, meine Freunde, Väter und Mütter! Gerne laß ich dieß meine erste Ermahnung sein, die ich an dieser Stätte an euch thue: Laßt das irdische Wohl eurer Kinder eure große Sorge sein, aber macht ihre Erziehung zur Gottseligkeit zu eurer größten Sorge. Das ist das Erbtheil, das nimmer trügt, nimmer verzehrt wird, das in unsern Herzen wächst und unser Herz täglich reicher macht, und am Ende noch am reichsten."

„Gott hat mir an Elternstatt wohlthätige Berather meiner Jugend und treue Lehrer der weltlichen Weisheit und des geistlichen Berufes gegeben. Sie schlafen im Frieden, aber ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich ihrer gedenke. Ich erhielt die Weihe des geistlichen Berufs. An einem friedlichen Landorte unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war Alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens immer gewünscht habe. Aber, o Gott, auf welchem langen Umwege hast du mich an das Ziel meiner Wünsche geführt! Eilf Jahre lang, bis in das einunddreißigste meines Lebens, wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel. Da war es wohl an mir gethan, daß mich Gott gelehrt hatte arm sein und nichts haben — Doch ich wurde unversehens in die Residenz berufen, aber zu keinem Pfarramt. Ich bin von Stufe zu Stufe gestiegen, aber nie zu einem Pfarramt. Ich habe vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wiedersehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott, es trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ich's weiß.

welches der nachfolgenden Sammlung einverleibt ist, durch die That aber bei einem Ereignisse, das in die letzten Jahre seines Lebens fällt.

Hebel hatte fast die Hälfte seines erworbenen Vermögens, das Honorar für die biblischen Geschichten, einem Banquier überlassen, der damals das unbedingteste Vertrauen in der Handelswelt genoß, und mit Hebel seit vielen Jahren in den freundschaftlichsten Verbindungen stand. Er fallirte; Hebel verlor die ganze Summe.

Als er die Nachricht des Falliments vernahm, äußerte er ganz ruhig: er habe jenes Geld nicht gesehen, und werde es nun auch nicht sehen; das Papier, das er dafür bekommen, habe er noch!

Schöner und ein Zeichen tiefer Herzensgüte ist seine Aeußerung über denselben Verlust:

> „Nicht mein Verlust, sondern das Unglück, das diesen Mann getroffen hat, schmerzt mich," sagte er zu einem Freunde. „Ich war schon vorher arm, jetzt bin ich nur ärmer, aber ich erinnere mich ja einer Zeit, wo ich es noch mehr war."

O Freunde, was wir Gutes thun, was ihr Gutes thut in Wort und That, es ist nicht verloren. Wir sehen nicht, wohin der Wind das Samenkörnlein wehet, aber Gottes Auge folgt ihm nach, und begleitet es mit seinem Segen. — Ich habe die Liebe und Achtung vieler guten Menschen, ich habe das Vertrauen und die Gnade unserer Fürsten genossen. Ich bin Mitglied der obersten Kirchenbehörde geworden. Ich bin zuletzt mit einer in unserer vaterländischen Kirche noch nie erhörten Würde geehrt worden, und mit Fürsten im Rath gesessen. So bin ich an einer unsichtbaren Hand immer höher hinan, immer weiter von dem Ziel meiner bescheidenen Wünsche hinweggeführt worden; und als ich am weitesten glaubte entfernt zu sein, war ich am nächsten. Was ich im zwanzigsten Jahr meines Lebens bald zu erlangen hoffte, gab mir Gott im sechzigsten. Mach's mit mir, o Herr, mach' es mit uns Allen, wiewohl wunderlich, durch Christum den Herrn nur seliglich. Ja, meine Freunde, die Wege, die uns Gott führt, sind oft wunderbar, und unerforschlich seine Absichten, aber sie sind gegründet in der Tiefe des Reichthums, beides seiner Weisheit und seiner Erkenntniß."

„Meine Freunde! Ich habe euch mit wenigen Linien den Weg gezeigt, auf welchem mein Gott mich zu euch geführt hat. Ich bin ein Mensch, nicht ohne Schwachheit und Fehler, sonst wäre ich Adams Kind nicht. Aber ich bemühe mich täglich, volliger zu werden, sonst wäre ich Christi Jünger nicht. ꝛc. ꝛc."

Auf die Bemerkung, daß solche Verluste unter Handelsleuten, die in Geschäftsverbindungen unter einander stehen, wohl häufig vorkommen, er aber von seinem Freunde, dem er das Seinige anvertraut, die Rückzahlung, sobald dessen Geschäfte einen schlimmen Gang zu nehmen drohten, hätte erwarten dürfen, antwortete er:

„Gerade, daß dieß nicht geschehen, ist mir ein Trost in dem Unglück dieses Mannes, von dem ich so viele Beweise seiner freundlichen Gesinnungen gegen mich erhalten habe, denn ich finde darin eine Bestätigung meiner gewissen Ueberzeugung, daß er im besten Glauben handelte, und nur in Illusionen befangen, oder durch trügerische Berechnungen verblendet war."

So wenig Hebel des Besitzes zu seinem Glücke bedurfte, so wenig haßte er den Erwerb, leichten am wenigsten. Er erklärte es für Unrecht, einem Besuche des Glückes die Thüre zu verschließen, und setzte deßhalb von Zeit zu Zeit in die Lotterie. Auch besuchte er Baden nicht leicht, ohne dem grünen Tische sein Opfer gebracht oder abgenommen zu haben. Das Gewonnene wurde aber nicht nach Hause getragen.

Noch aus einer frühern Zeit, im Jahr 1810, berichtet er über eine solche Bad- und Spielreise seinem Korker Freunde Folgendes:

„In Baden trieb ich noch fünf Tage das große Spiel, nicht nur an der Tafel, sondern auch an der Bank, an letzterer so glücklich, daß ich diese fünf Tage nicht nur frei leben, sondern auch groß thun konnte. Als ich den Domestiken z. B. das Trinkgeld gab, sagte ich: „Ihr könnt nichts dafür, daß ich nicht auch ein Graf bin, Ihr sollt nicht darunter leiden. Ich bin gerecht." Nichts ist angenehmer als der Contrast. Die Abende brachte ich im Bierhause unter den Kutschern und Lakaien der Grafen und Barone zu, mit welchen ich zu Mittag speiste."

Im nämlichen Jahre erzählte er seinem Jugendfreunde „Zenoides," den er sich in seinem Briefe als seinen Begleiter auf derselben Ferienreise dachte:

„Wir lebten fünf Tage lang in Baden. Wir waren von der Verderblichkeit und großen Gefahr des großen Hazardspiels, das dort getrieben wird, überzeugt, riethen

Jedermann ab, spielten aber selber mit, im blinden Vertrauen zur Rechtlichkeit der Banquiers, landesfremden Franzosen, ohne etwas vom Spiel oder ihrer Sprache zu verstehen. — Wir trieben's mäßig; ich begnügte mich, daß ich von dem Gewinn fünf Tage leben und groß thun konnte."

Zu Hebel's vorzüglichen Vergnügungen gehörten, jedoch nur in der früheren Zeit, das Theater und gesellschaftliche Spiele.

Jenes beschäftigte ihn so sehr, daß ein Theil seiner Correspondenz ausführliche Theaterkritiken und Theaternachrichten enthält. Die Besetzung und Leitung des Karlsruher Hoftheaters in den ersten Jahren seines Entstehens gab seiner Laune reichen Stoff.

So schreibt er z. B. zu Ende des Jahres 1808 den Straßburgischen Bekannten:

„Heute wird Neue und Ersatz gegeben. Da ich mich in einer Loge auf ein ganzes Jahr abonnirt habe, so habe ich nimmer nöthig, in die Neue zu gehen, und dem Ersatz traue ich nicht."

Die thätige Theilnahme des Theologen an geselligen Spielen hat er in einer eigenen Synodal-Abhandlung gerechtfertigt, die frischen Humor mit frommem Sinne auf eigenthümliche Weise verknüpft.

Theaterfreude und Lust am Spiele schwanden mit dem herannahenden Alter. In seinen letzten Jahren kam er nicht mehr in das Schauspielhaus. Nur einmal konnte er durch vieles Zureden zu einem Theaterbesuche bewogen werden. Er ging gelangweilt nach Hause.

Die Musik sprach Hebel in keiner Weise an. Der Sinn dafür ging ihm völlig ab. Mit einfachen Melodien konnte er sich noch befreunden, Concerte verursachten ihm Langeweile, Tafelmusik verstimmte ihn jedesmal. Die Furcht vor dieser Marter bewog ihn nicht selten, öffentliche Gastmahle zu vermeiden. Daher die Aeußerung, daß er Trommeln und Pfeifen viel lieber höre, als die schönste Musik.

Es war eine sonderbare Aufgabe für den Fremdling im Gebiete der Tonkunst, wenn er einer alten Composition zum Behufe ihrer Aufführung in dem Museum zu Karlsruhe neue Worte zu geben veranlaßt ward.

Er schreibt hierüber im März 1809 nach Straßburg:

„Ich mußte, weil ich nicht scheinen wollte, ich könn's nicht, zur musikalischen Composition einer Cantate, die vor fünfzehn Jahren in Bayern aufgeführt ward, einen neuen Text machen. Ich, der ich so viel von der Musik verstehe, als der Kaminfeger vom Weißbleichen. In vier Wochen habe ich bis gestern zwei Terzette, einen Sopran, einen Tenor, eine Baß-Arie, zwei Duette und vier Recitative geboren oder gelegt. Ich mußte einen Gegenstand für eine leichte, lachende Musik bearbeiten, in jede Arie natürlich eben so viele Verse, in jeden Vers eben so viele Zeilen, oft wegen der Repetition und der Wechselstimmen im Duett in jede Zeile eben so viele und eben so lange oder kurze Wörter bringen, als der Originaltext hat, an einen erklecklichen Streckvers war nicht zu denken, und welche Sylben eine Singpassage hatten, in denen durfte vollends kein i, kein u ꝛc. vorkommen. — In vierzehn Tagen soll die Cantate aufgeführt werden. Wenn sie Beifall findet, so ist mir's recht, wenn nicht, so lasse ich sie drucken, um wenigstens bei einem genügsamen Theile des Publikums noch ein Lorbeerreislein zu ernten. Wir Poeten halten's so, wenn uns etwas mißlingt, so lassen wir's drucken."

Es bedarf nach dem bisher Erzählten kaum der Erwähnung, daß Hebel durchaus den Sinn für das Einfache mit der Liebe zur Unabhängigkeit in sich vereinte. Erkünsteltes und Gezwungenes war dem Manne ein Gräuel, der die Kunst der Natur abgelauscht hatte. Im Leben wie im Worte blieb er seiner unabhängigen Richtung treu. Im Verse oft bis zum Uebermaaße, wie denn die Trochäen, die allzuoft statt der Spondeen in seine Hexameter sich einschlichen, Göthe zu der berührten Mahnung veranlaßten.

Mit dieser Neigung Hebel's hängt, wie die Geringschätzung des Besitzes, seine Freude an einem Zug- und Wanderleben zusammen, die freilich nie zur That bei ihm geworden ist.

In diesem Sinne schreibt er noch im Jahre 1824 nach Straßburg:

„Es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches in's Leben zu mischen. Es ist wie der Fluß in dem Thal. Man

fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört, daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Aste sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet, und gebe gerne denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keinen andern Philosophen."

Zwei Jahre früher kündigt er in ähnlichem Sinne seinen Wohnungswechsel denselben Freunden an:

„So lästig das Ziehen ist, so gemüthlich-angenehm wehmüthig wird es mir, wenn ich einen großen Maßstab daran lege, und denke, daß wir hier alle nur Quartierträger des großen Hausvaters sind, und daß solche Aus- und Einzüge im Kleinen nur Verübungen des großen, und lebhafte Erinnerungen sind, daß wir hier keine bleibende Stätte haben. Ja, ich kann mir sogar in meiner Armuth darinnen wohl gefallen, daß ich nichts Niet- und Nagelfestes auf Erden habe, nur Hintersaß, oder, wie sie's jetzt nennen, Schutzbürger auf ihr bin, und fast einem Vögelein gleiche, das sich jeden Abend auf einen andern Ast setzt."

Unabhängigkeit war Hebel mehr werth, als äußere Stellung. Die Stelle, die ihm aber einmal angewiesen war, suchte er mit Treue und Eifer auszufüllen. Zu übermäßiger Anstrengung trieb ihn keine Art von Ehrgeiz an.

Was Hebel im ehelosen Stande festhielt, ist nicht bekannt worden. Die Ursache seines Cölibats darf jedoch nicht in seiner Liebe zur Unabhängigkeit gesucht werden. Der nie verwischte Zug kindlicher Liebe in Hebel zeigt, was er als Gatte, was er als Vater gewesen wäre. Ueberall spricht sich in seinen Dichtungen ein offener Sinn für trauliches Familienleben aus. Seine Ansicht von einem glücklichen ehelichen Leben ist besonders in dem Gedichte an den aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, nämlich Heinrich Zschokke, und in dem Aufsatze „die Baumzucht" im Hausfreunde von 1811 niedergelegt.

Gleiche Gesinnung ist in seinen Briefen ausgesprochen: neben freudiger Lebensansicht schöne Auffassung schmerzlicher Ereignisse.

„Ich nehme herzlichen Antheil," schreibt er im Jahre

1809 an die Familie Hause, „meine lieben Freunde, an Euerem Verlust und an Euerem Schmerz und an dem Trost, der Euern Schmerz lindern wird. Gott und wir haben unsere Kinder miteinander. Ich glaube, daß mich dieser Gedanke lieblich ansprechen würde, wenn ich in das Wir ein Stüblein voll Eigene einzuschließen hätte, und der Tod, wenn eines von ihnen seine kleine Errungenschaft auf der Erde, seine dunkeln Vorstellungen oder Eindrücke, die sich im Lächeln und in Thränen spiegelten, zusammenpackt und fortzieht, ist doch nichts anders, als der höchste Beweis und die lebendigste Versinnlichung dieses lieblich ansprechenden Gedankens, der uns gar nicht einmal fehlen dürfte, wenn wir Kinder haben und frohe Eltern sein wollten. Ihr Gustav hat Ihnen nur einen sehr kurzen Besuch gemacht, aber ohne Zweifel haben Sie im süßesten Genuß seines Besitzes und im schönsten Aufstrahlen Ihrer Hoffnungen wohl auch bisweilen daran gedacht, daß er ein Zwillingskind war. Selten gedeihen sie beide, und schreiben — ich will's zu keiner scherzhaften Anspielung gesagt haben — ihren Zwillingsroman zu Ende, sondern quod Deus vult, zieht zeitlich davon, und sehr oft zieht er nach kurzer Zeit den zweiten nach; als ob er ihm einen Boten schickte — wenigstens kommt einer — und ihm sagen ließe: Komm, Bruder, hier ist's besser!"

„Ich will nicht mehr sagen, damit es nicht scheint, ich suche; das Beste sagt Euch doch Euer Sinn und Euer Herz."

Es wird wohl kaum bemerkt zu werden brauchen, daß hier auf die Zwillingsbrüder Gottwald und quod Deus vult in Jean Paul's unvollendet gebliebenen Flegeljahren hingedeutet wird.

Als die blühende Tochter eines Freundes, des Kirchenraths Doll, dahinstarb, es war im Jahre 1823, sprach der greise Hebel in folgendem Impromptü, wenn auch nicht neue und frische Gedanken, doch sein tiefes lebendiges Gefühl aus:

Im Garten sah ich, hold und schön,
die aufgeblühte Rose steh'n;
und wer sie sah und wer sie fand,
wie ich voll Liebe vor ihr stand.

Der Gärtner kam mit schnellem Gang,
da ward mir für die Rose bang,
ich sah und stand, als plötzlich, ach! —
des Gärtners Hand die Rose brach.

Du harter Mann, was machest du,
rief ich dem Gärtner zürnend zu,
die Rose, die so herrlich stand,
bricht ohn' Erbarmen deine Hand.

Der Sturm könnt' sie entblättern hier,
drum murre nicht, sprach er zu mir,
für sie, die hier so herrlich stand,
weiß ich ein schön'res, bess'res Land.

In jenes Land verpflanz' ich sie,
denn dort bedroht der Sturm sie nie,
wirst du sie künftig wiederseh'n,
so blüht sie hundert mal so schön.

Wie Hebel als Dichter und Volksschriftsteller als eine eigenthümliche Erscheinung dastebt, so war seine ganze Persönlichkeit so eigenthümlich ausgeprägt, daß nicht leicht irgend eine andere Persönlichkeit lebhaft an ihn erinnern könnte. Eine unerschöpfte heitere Laune, ein Witz, der nie verletzte, nie an's Triviale oder gar an's Gemeine auch nur streifte, die feine Ironie, welche nur die Gattung fast unschuldig persiflirte, während sie die Persönlichkeit bei Seite liegen ließ oder sie durch urbane Form versöhnte und dem Getroffenen nur die Freude des Mitlachens ließ, ein reicher Schatz an Kenntnissen in den Gebieten, die allgemeines Interesse ansprechen, Klarheit und Einfachheit in der Rede, eine unvergleichliche Kunst, zu erzählen, ein unerschöpfter Reichthum an Anekdoten, machten ihn zur gefälligsten Erscheinung in jedem geselligen Kreise. Aller Pathos war ihm fremd; im einfachsten Gewande wußte er auch das Erhabene und Große dennoch in seinem vollen Werthe darzustellen.

Wie er im Gespräche den Glanz, wornach begabte Männer zuweilen streben, so wie alles Gesuchte, Künstliche und Geschraubte vermied, so war er in Benehmen und Haltung ungezwungen. Sein ganzes Wesen zeigte den Ausdruck einer natürlichen Würde, einer Freimüthigkeit und eines Wohlwollens, die ihm schnell die Herzen gewannen. Jüngere, wie ältere Personen, Frauen, wie Männer, Gelehrte, wie Nichtgelehrte fanden sich von seiner Gesellschaft und der Unterhaltung mit ihm hingezogen.

Er erfreute sich einer eigenthümlichen Popularität unter allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, die in diesem Umfange nur durch seltene, das rein Menschliche im Menschen ansprechende Vorzüge erworben werden konnten.

Daß er mit diesen Eigenschaften überall gesucht und gefeiert ward, liegt in der Natur der Sache. Auch ließ sich das freundliche Gemüth leicht finden, und nur in großen, glänzenden Versammlungen ruhte seine Unterhaltungsgabe. Freund der Einfachheit, bis zu einer gewissen Schüchternheit bescheiden, zog er sich hier in sich selbst zurück.

Die Abende, die er behaglich bei Pfeife und Bierglas im Kreise der Bekannten zubrachte, waren für Einfälle heiterer Laune die ergiebigsten.

Als ein Bild jenes fröhlichen Treibens, zumal in der früheren Zeit, möge eine Mittheilung aus einem Briefe vom Anfang des Jahres 1805 hier ihre Stelle finden:

„Ich verschmauche jetzt alle lieben, langen Winterabende in Gesellschaft einiger Freunde bei Drechsler." —

„Ich behauptete gestern, es sei ein Sprachfehler, daß man sage, der und nicht die oder das Ofen. Denn dieser Ofen da, um den Ihr berstebt (es ist ein eiserner), weiß Euch, wie ein holdes Mägdlein, alle an sich zu ziehen, und wie ein verständiges und tugendreiches Mägdlein alle in der gehörigen Entfernung zu halten und sich vor Euern Umarmungen zu schützen. Das nahm das liebliche Närrlein (Hebel scherzt weiter oben über die Aufwärterin und ihre Einfalt) als ein nicht gemeines Kompliment auf seine Rechnung. Ich rieth ihr zwar, sich das Gute daraus zu bemerken, denn etwas Schönes hätte ich ihr eigentlich nicht sagen wollen. Indeß ersuchte sie mich doch in der nämlichen Stunde, ihr mit einer Stecknadel den Rock am Leiblein anzuheften — ob ich ausgelacht wurde!"

Hebel's Aeußeres war ansprechend; Geist und ein edler, heiterer Ausdruck auf den Gesichtszügen; die kleinen braunen Augen schalkisch freundlich, die Stirne, die Nase stark gewölbt, das einst dunkelbraune Haar kraus, um den Mund ein vielsagendes anmuthiges Lächeln. Sein Körper war kräftig gebaut, von mäßiger Größe, seine Haltung aufrecht, sein Gang nachläßig.

Er wurde zu verschiedenen Malen abgebildet. Einem früheren, von Müller gezeichneten, von Lips gestochenen Bilde folgte ein Steindruck von Agricola, der bei C. F. Müller in Karlsruhe erschien. Derselbe Künstler hat den Greisen mit richtiger Auffassung des Charakteristischen seiner Züge in einer Zeichnung wiedergegeben, die erst bei Mansfeld in Wien, dann bei Velten in Karlsruhe im Steindrucke erschien. Hebel ertheilt auf jenem Bilde einer ihm empfohlenen jungen Markgräflerin einen sanften Verweis. Die zweite Ausgabe legt dem Bilde jedoch eine andere Bedeutung unter; sie macht das Mädchen zur personifizirten Wiese, und legt in der Unterschrift dem Dichter einen Vers aus dem gleichnamigen Gedichte in den Mund. Das dieser Lebensbeschreibung beigegebene Bildniß Hebel's ist nach den besten vorhandenen Zeichnungen von Ed. Schuler in Stahlstich ausgeführt.

Hebel's Leben ist während seiner Dauer in verschiedenen biographischen Werken nur in kurzen Umrissen beschrieben worden. Bei Anlaß seines Todes gab die Beilage zur allgemeinen Zeitung vom Jahre 1827 einen Aufsatz, der Hebel's Leben und Wirksamkeit umfaßte, und der Freund des Dichters, der als Adjunkt des Hausfreundes gefeiert ist, folgte im Morgenblatte für dasselbe Jahr mit einzelnen Momenten aus Hebel's Leben, die größtentheils aus eigenen Mittheilungen des Freundes geschöpft waren. Meist auf urkundlichen Quellen beruhend ist die umfassende Lebensbeschreibung, welche der ersten Ausgabe seiner Werke voransteht.

Hebel hinterließ ein Vermögen von beiläufig 7000 Gulden. Da er nicht letztwillig darüber verfügt hatte, ward sein Nachlaß zwischen seinen väterlichen und mütterlichen Seitenverwandten getheilt. Der Gedanke an eine letztwillige Verfügung war ihm jedoch nicht fremd gewesen, er hatte sich vielmehr oft mit dem Plane einer Stiftung für Alter und Jugend seines Geburtsortes beschäftigt. Jedem Manne zu Hausen sollte jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, und den armen Schulkindern sollten die nöthigen Bücher angeschafft werden. Der Tod überraschte ihn, ehe dieser Lieblingsgedanke zur That werden konnte.

Schon zu Hebel's Lebzeiten eiferten einzelne Freunde, ihn auf bleibende Weise zu ehren. Sinnig hat Gmelin gestrebt, den

Namen des Dichters der Natur in einer Blume fortleben zu lassen. Dieß geschah in seiner im Jahre 1806 erschienenen **Flora badensis**. Der Verfasser, welcher die beiden Pflanzenarten, die in Linné's System als anthericum calyculatum vorkommen, in ein besonderes Geschlecht mit zwei Unterarten absonderte, gab dem neuen Geschlechte die Benennung **Hebelia**, einer der beiden Unterarten den Beinamen alemannica.

Eine Garten-Anlage, welche im Jahre 1810 von Hebel's Freunden auf einem kleinen See bei Odelshofen als Hebels-Insel gegründet ward, hat den Dichter nicht überdauert. Hebel hat ihre Einweihung in einem alemannischen Gedichte gefeiert.

Gleich nach seinem Ableben erwählten Hebel's Freunde einen Berg bei Schopfheim, im Thale, das die Wiese durchströmt, und, begrenzt mit einem alten Eichenwalde, herrliche Aussicht weithin gewährend, daß er fortan den Namen des Dichters trage. Die Bergleute zu Hausen errichteten schöne Terrassen auf dem Berge. Er ward feierlich als Hebels-Höhe eingeweiht.

In einer Zeit, die so thätig alte und neue Schulden der Dankbarkeit in ehernen Denkmalen abträgt, mußte der Gedanke, Hebel ein Monument zu errichten, vollen Anklang finden.

Die Wahl des Ortes lag nahe; da, wo der Schriftsteller seinen Ruhm erworben, wo der Schulmann und Kirchenbeamte die meisten Jahre seiner Thätigkeit zurückgelegt hatte, dahin gehörte das Denkmal.

Einzelner namhafter Beiträge unerachtet, war jedoch der Beitritt der Verehrer Hebel's zu der Stiftung verhältnißmäßig geringe, und ohne die Freigebigkeit des Großherzogs Leopold, der den Hingeschiedenen ehrte, wie seine Vorgänger in der Regierung den Lebenden, wäre nur Unbedeutendes zu Stande gekommen.

Das Denkmal, dessen Hauptbestandtheil die eherne, lorbeerbekränzte Büste Hebel's ist, fand den entsprechendsten Platz im Schatten wehender Bäume. Großherzog Leopold gab dem Denkmale die geeignete Stelle in seinem Schloßgarten. So in dem Fürstengarten aufgestellt, der jedem Besucher offen steht, wahrt es künftigen Geschlechtern die Züge des Sängers der Natur.

Die Vorderſeite des Denkmals trägt die Inſchrift:

Johann Peter Hebel,
geb. den 10. Mai 1760,
geſt. den 22. Sept. 1826.
Dem
vaterländiſchen Dichter
errichtet unter
Großherzog Leopold's
Regierung
von ſeinen
Freunden und Verehrern.
1835.

Auf den beiden Seiten des Denkſteines ſind zwei weitere Inſchriften aus ſeinen Dichtungen entlehnt, wie:

Wenn de amme Ehrüzweg ſtohſch,
Und nümme weiſch wo's ane goht,
Halt ſtill und frog di G'wiſſe z'erſt,
's cha dütſch Gottlob und folg ſim Roth.

Und iſch's ſo ſchwarz und finſter do,
Se ſchine d'Sternli no ſo froh,
Und us der Heimeth chunnt der Schi,
's muß lieblig in der Heimeth ſy.

welche belehrend zu dem Beſchauer ſprechen; und die Virgil'ſche Weiſſagung, die ſich verdeutſcht an der Rückſeite des Denkmals findet:

„Immer bleibet dir Namen und Ehr'
Und ewiger Nachruhm!"

wird an ſeinen Werken in Erfüllung gehen.

An
meine liebe Pathe
W. H....

Gib acht Mägdlein, und erschrick
nicht vor dem rheinländischen
Hausfreund. Denn wenn ich die
Larve vor dir abziehe, – sieh
ich zieh sie ab – so steht dein
eigener Hausfreund u. Pathe
vor dir, der dir ein gol-
denes Büchlein schenkt, aber
das wahre Gold ist inwen-
dig, zwar mit viel Kup-
fer legirt, etwa 4. karäthig.

Wenn du nun bereits so
gut lesen kannst, als deine
Mutter die Spinnerei vor-
zustehn, u. dein Pathe,
der Warheit zu Hülfe
zu kommen weiß, wenn sie
es braucht, so setze dich
fromm zu deiner Mutter, u.
lis ihr aus dem Büchlein
vor. Das Papier wird dir

die Augen nicht verblendet
dafür hat ein anderer ge-
sorgt, – und laß dich von
deiner Mutter belehren,
wie alles darauf abge-
sehen ist, dich und dein
Freundlein S.....
lustig u. fromm zu machen.
Ihr könntet mir einen gro-
sen dienst damit erwei-
sen. Zu seiner Zeit wirst
du auch deine jüngern
Geschwisterlein daraus
unterrichten, du bist
alsdann die Priorin im
Clösterlein.

Der liebe Gott halte
es gut mit dir, und wik-
le dich in gute Tage und
viel Zuckerbrod ein.

Genehmige den Ausdrü

meiner herzlichen Liebe
mit welcher ich all-
stets bin

Dein

treuer
Pathe
J. P. Hebel.

Hebels Werke I Bd pag 78

Zu

Hebel's Ehrengedächtniß

vom

Adjunkten des Rheinländischen Hausfreundes.

Seinem vieljährigen Freunde, Herrn Staatsrath Nebenius.

Kölle.

Sie forderten neulich mich, den Adjunkten unseres unvergeßlichen Freundes Hebel, auf, das niederzuschreiben, was meinem, glücklicherweise ziemlich treuen Gedächtnisse aus einer Zeit sich eingeprägt hat, in welcher Hebel's Kulmination und meine Crystallisation (achtundzwanzigstes bis dreißigstes Lebensjahr) zusammentrafen.

Dieses soll in Nachfolgendem geschehen, und ich kann die lange ruhende Feder mit nichts zu neuem Dienst berufen, was mich mehr ansprechen könnte, als gerade dieser Gegenstand. Die Gespräche mit Ihnen, der Aufenthalt im wehlbekannten, aber doch so gänzlich veränderten Karlsruhe, der Anblick von Hebel's Denkmal, die so gewaltig umgestaltete Grundlage des politischen und socialen Lebens, ja die Hitze, welche an die des Kometensommers von 1811 mahnt, sie brachten durch Erinnerungen und Contraste eine Stimmung in mir hervor, wie man sie in unsern Jahren nur selten fühlt, und welche am sichersten dadurch beschwichtigt wird, daß man sich ihre Gründe selbst klar macht, sich zum Niederschreiben zusammennimmt, und das geistige Gleichgewicht dadurch wieder zu erlangen sucht, daß man das, was uns betrifft, behandelt, als ob es einem Andern angehörte.

Wenn ich durch den Gegenstand genöthigt werde, mehr von meiner Person zu reden, als diese verdienen dürfte, so soll dieses wenigstens nicht breiter gegeben werden, als die Sache selbst fordert, nur ohne Ansprüche auf künstlerische Behandlung.

Ich stelle mich in Gedanken mit Ihnen vor Hebel's Grab-

hügel, und bitte Sie, die letzten Lebensjahre unseres Freundes und deren geistige Erlebnisse dem anzureihen, was ich von ihm zu sagen weiß *).

Mit Beginn des Krieges von 1809 wurde ich von München nach Karlsruhe versetzt als württembergischer Legationssecretär nach wie vor, in so fern aber zu wichtigerem Posten berufen, als ich einen unwissenden, trägen und noch dazu jeden Sommer abwesenden Gesandten zu ergänzen hatte, folglich sechs Monate unter seinem Namen, sechs andere als Geschäftsträger (Hebel pflegte zu sagen: als Träger zum Geschäft) so ziemlich Alles zu thun und zu verantworten hatte, was der Gesandtschaft oblag.

Ich verließ München höchst ungerne, und mein guter Vater tröstete mich durch das Geschenk eines Pferdes, welches auch in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Karlsruhe tüchtig benutzt wurde, um die Umgegend zu recognosciren. Da begegnete mir im Hardtwalde ein Mann im grauen Frack, die Hände unter den Schößen, und blickte mich im Ausweichen mit blitzenden Augen beinahe spöttisch an.

Die Mischung von Gutmüthigkeit und Schalkhaftigkeit fiel mir auf, und ich wurde das Gesicht lange nicht los, ungeachtet ich, zur Schande meines Lieblingsstudiums — der Physiognomik — gestehen muß, daß ich nicht auf Hebel verfiel. Ich mußte anerkennen, daß ich einer ungewöhnlichen, bedeutenden Persönlichkeit nahe gewesen sei, aber das Vorherrschen des Gemüthlichen, Sehnsüchtigen in den alemannischen Gedichten ließ mich eher einen schmächtigen, hageren Mann in Hebel erwarten, zudem war er ja Kirchenrath. Auch dürfte es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß damals der Reichthum und Ueberreichthum an Bildnissen, wie wir jetzt ihn sehen, noch keineswegs vorhanden war. Den Rheinischen Hausfreund kannte ich noch nicht.

Denselben Abend wurde das aus einer Lesegesellschaft erwachsene Museum durch Rede, Gesang und — wie es sich von selbst versteht — durch Speise, Trank und Tabaksrauch ein-

---

*) Diesem Begehren wurde in anderer Form, nämlich durch Mittheilungen an den Verfasser der Lebensgeschichte, entsprochen.

geweiht. Eine meiner ersten Bekanntschaften in Karlsruhe war der Geheime Secretär Bouginé, ein sehr geistreicher, vollkommen originaler Mann, eine Art Behrisch. Wir waren uns schnell nahe gekommen; er führte mich in's Museum ein und stellte mich unter andern auch dem Kirchenrath Hebel vor, an welchen ich mündliche Grüße von einem Erlanger Universitätsfreunde, dem Geheimerath Rheinwald aus München, zu überbringen hatte.

Rheinwald war ebenfalls einer von den Menschen, wie man sie nur Einmal im Leben zu treffen das Glück hat. Gründlicher Gelehrter, geübter Geschäftsmann, vertraut mit den geheimsten Angelegenheiten des pfälzischen Hauses, dabei Lebemann erster Größe, haßte er Baden, weil es sein liebes Mannheim erworben hatte, und ich hatte oft die alemannischen Gedichte, welche ich leidenschaftlich liebte, wider ihn zu vertheidigen. Doch meinte er, ich sollte den Schwarzrock von ihm grüßen, was denn auch in bester Form geschah.

So saß ich nun dem Graurock von demselben Abend bei einem Glase Wein gegenüber, und er konnte bald bemerken, daß ich die alemannischen Gedichte alle auswendig wußte. Rheinwald's vielfach bedeutende Persönlichkeit, seine Vorzüge und Schwächen interessirten Hebel um so mehr, da beide durch sehr auseinander gehende Lebenswege äußerlich vollkommen, innerlich aber eigentlich gar nicht einander entfremdet waren.

Von jeher war ich so glücklich, schnell mit den Leuten bekannt zu werden. Damals aber war ich jung, sehr lebenslustig und weich gestimmt, wie einer, welcher viel Liebes eben hat verlassen müssen. Hiezu kam noch das Bedürfniß, mich für den Verlust des größeren Kreises, aus welchem ich gerissen worden war, in engerem Kreise möglichst zu entschädigen, und den neuen, damals höchst sonderbar durchschnittenen Boden, auf welchem ich zu stehen hatte, möglichst schnell und klar zu erkennen. Dieses aber ist nur dadurch möglich, daß man gescheidten Leuten nahe kömmt.

Daher bemühte ich mich, so liebenswürdig zu sein, als möglich, und war wirklich nach wenigen Wochen so fest gewurzelt, daß ich in die gesetzgebende Commission des Museums erwählt wurde, worauf ich nicht wenig stolz war, nicht bemerkend, daß ich nur darum erwählt worden sei, um Andern die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen. Ich führe diesen Umstand

nur deßhalb an, weil er dazu dient, meine Stellung überhaupt zu bezeichnen, dem Kreise gegenüber, in welchem ich mich bewegte.

Wenn ich in wenigen Wochen mit Hebel so vertraut wurde, wie Wenige, und bei solcher Altersverschiedenheit kaum Einer, so verdankte ich es vorzüglich dem Anregenden und doch noch dankbar Aufnehmenden meiner Lebensstufe. Zuthätig, von Geschäften keineswegs überhäuft, für Zeit und Ort ziemlich unabhängig, fühlte ich mich von der unliebsamen politischen Gegenwart abgestoßen. Dabei war ich wißbegierig, schon ziemlich umhergetrieben, anekdotenreich und starker Tabakraucher. So wurde ich sein Schüler und Freund, täglicher Genosse und Vertrauter seines innern Lebens.

Gleiche Noth und ein Uebereinstimmen in den Hauptsachen, bei verschiedenem Alter und Lebensgang, machte uns einander nothwendig.

So viel, ja zu viel von mir, es war aber nöthig, mich ad causam et ad processum zu legitimiren. Ich will nun versuchen, ohne strenge Ordnung die einzelnen Züge hinzuwerfen, welche zur Vervollständigung seines Bildes, zur Geschichte meiner Adjunktur und zum Verstehen der Schwiegermutter im Hausfreund dienen dürften.

Ueber seine Kinderjahre sprach Hebel selten, nur erinnere ich mich, daß er die Abhärtung seiner Füße gegen Nässe und Erkältung dem Umstand zuschrieb, daß er als Knabe stets barfuß gegangen sei.

Einmal hatte er seinen Gespielen eine wichtige Entdeckung mitzutheilen. Er hatte den gefürchteten Kaminfeger in dessen Sonntagskleidung erkannt, und gefunden, daß es ein „Herr" sei, weil er einen Zopf trage. Als Knabe begrub er Schmetterlingspuppen in Holzkistchen in die Erde und machte auf jedes Grab ein Kreuzchen.

Mit der größten Pietät äußerte er sich über den Geistlichen, welcher zuerst das Genie des Knaben entdeckte und dessen künftigen Lebensweg anbahnte. Das Idyll, wo er ihn als Prediger über das „Hephata thue dich auf" darstellen wollte, und dessen Anfang er mir vorgelesen hat, scheint leider verloren gegangen zu sein. Es begann mit der, durch herrlichen Sonnenschein hervorgerufenen Versuchung, die Kirche zu schwänzen. Er geht

mit der Gerte in der Hand in Jacke und Mütze in's Feld. Die Kirchthürme des Thals sehen sich an und fordern sich wechselseitig auf, mit dem Läuten anzufangen; endlich beginnt einer, die andern fallen ein, und den Knaben treibt eine unwiderstehliche Gewalt in die nächste. So weit las er es mir vor.

In Erlangen hielt er sich zu den Moselanern. Der nachherige Geheimerath Rheinwald, dessen ich oben erwähnte, war Senior. Hebel mußte sich schlagen. Rheinwald secundirte und gab ihm mit feierlichen Worten den Degen in die Faust. Hebel gestand, es sei ihm nicht sehr heldenhaft zu Muthe gewesen. Er kam mit unbedeutender Wunde am Arm davon.

Auf der Heimreise, ich glaube, es war sogar bei dem Eintritt in's Philisterleben, wurde er in Seegringen, damals Anspachischem Grenzort, für einen Israeliten angesehen, und ihm Passirschein, Leibzoll oder etwas Aehnliches abgefordert. Daher spielt so manche ergötzliche Scene des Hausfreundes in Seegringen.

Das Examen wurde nicht zum Besten bestanden. Hebel mußte sich zum zweiten stellen, bestand nun vortrefflich in diesem, wurde Vicar bei einem fabelhaft schmutzigen und rohen Pfarrer, — er nannte mir nie dessen Namen — mußte sich einige Zeit hindurch umätzen lassen, war etwas verliebt, aber keineswegs innerlich befriedigt in den Jahren, welche seiner Anstellung in Lörrach und Karlsruhe vorangingen.

Die leidige Wehrverfassung Deutschlands bei Beginn des Revolutionskriegs steigerten oft Hebel's Witz bis zum Sarkasmus. Er erzählte auf höchst ergötzliche Weise, wie temporibus illis ein Unteroffizier einem lässig marschirenden Soldaten zugerufen habe: „Flätbi," und wie dieser geantwortet habe: „Flätbi gnug für sechs Chrützer." Auch das Schimpfen der Elsasser und Badener Vorposten im Binnenwald, nachdem die Badener dem Landsturm ein paar alte Kanonen abgenommen hatten, und sie sich „Kirchendieb" und „Kanonendieb" zuriefen, liebte er mit den homerischen Helden zu vergleichen.

In jene Zeit fiel auch eine Art Geistererscheinung, welche

er in einem Hause mehr gefühlt als geschaut hat, das dergleichen Spuck schon oft erlitten hatte. Er erzählte mir die Geschichte nie umständlich, erwähnte die Thatsache aber mehrmals, ohne in der Frage überhaupt ein entscheidendes Votum dafür oder dawider abzugeben.

Ueber die religiöse Ueberzeugung eines so gefeierten Predigers, eines so würdigen Prälaten zu reden, ist etwas Mißliches; aber ich würde es für Verrath an Freundespflicht halten, wenn ich verschweigen würde, was er mir hierüber sagte. Ihm war die sittliche Seite der Religion unendlich mehr werth, als die dogmatische. Nur in jener fand er Supernaturalismus, übersetzte beständig die morgenländische Anschauungs- und Ausdrucksweise in unsere kältere, vernünftigere, war tolerant gegen Andersdenkende, und konnte die Redaktion des Rheinländischen Hausfreundes nicht charakteristischer schließen, als er es that, wegen der zwei Monstranzen.

Gäbe es viele praktische Christen, wie er einer war, so würde es bald auch um das wissenschaftliche Christenthum besser stehen.

Dem Regentenhause war er recht von Herzen ergeben, obgleich die politischen Zustände, wie sie 1806 und nachher sich gestalteten, ihn keineswegs anmutheten, was bei seiner Geistesrichtung und seinem Lebensgang auch nicht anders sein konnte. Karl Friedrich war ihm persönlich sehr gewogen, und sprach oft mit ihm bei zufälliger Begegnung. Einmal hatte Hebel versäumt, sich rasiren zu lassen, und ging in den Hardtwald, um den ungebührlichen Bart Niemand sehen zu lassen. Wie es ihm zu geschehen pflegte, vertiefte er sich in allerlei Gedanken, und dachte nicht mehr daran, daß er ungeschoren sei. Da begegnete ihm der Markgraf und fragte freundlich, ob er wohl von einer Reise komme? Hebel verneint es, und als er, höflich entlassen, weiter schlendert, denkt er darüber nach, warum der Markgraf habe glauben können, er komme von einer Reise. Da greift er sich an den Bart, wie man zu thun pflegt, wenn man nachsinnt, und verstand nun die Frage.

Bezeichnend ist, daß er in der herzlichen Gesundheit, welche er seine Eisenschmelzer ausbringen läßt, zwar den Markgrafen

in den Churfürsten, diesen aber in den späteren Ausgaben nie in einen Großherzog verwandelte.

Ich mahnte ihn daran, er gab vor, das Sylbenmaß lasse es nicht zu. Ich konnte indessen wohl bemerken, daß er einen andern, leicht zu errathenden Grund hiebei hatte. Ich verstand ihn zu gut, als daß ich weiter in ihn gedrungen hätte, und der Sache wurde weiter nicht mehr erwähnt.

In die ersten Monate meines Aufenthalts fiel der Tyroler Aufstand. Die badische Garde und die Husaren zogen gegen denselben aus. Ich kam auf den Gedanken, ihnen ein fliegendes Blatt mit Soldatenliedern nachzusenden und fertigte das Jäger- und das Dragonerlied, Hebel die zwei andern; Uhland's „Ich hatt' einen Kameraden" kam leider zu spät. Der Censor, Hebel's Schulfreund, konnte nicht umhin, sein tiefes Bedauern zu äußern, daß dieser mit solchen Lappalien die edle Zeit vergeude.

Da Hebel wegen seines Artikels über den Tyroler Aufstand im Rheinländischen Hausfreund oft und hart angegriffen worden ist, so mag hier bemerkt werden, daß jener von Oben veranlaßt war, der Aufstand selbst aber wegen Unzeitigkeit, fanatischen Beimischungen und Zerstörung des wirklich Bessern, was Bayern in Tyrol eingeführt und Oesterreich nachher durch Beibehaltung anerkannt hat, als ein Rückschritt erschien, und die kerndeutschen Gemüther unter uns mit Bedauern erfüllte, wie eine Blüthe im Spätherbst. Ob die Folgezeit unsere Ansicht gerechtfertigt habe oder nicht, mögen Andere beurtheilen.

Einmal, als wir, wie gewöhnlich, im Museum kneipten und den Tabakrauch in Ringen ausstießen, welche brodlose Kunst Hebel ungemein ergötzte, kam die Rede auf norddeutsche Dichter und die größere Strenge im Reimen, deren sie sich befliſſen. Ich bemerkte, daß Claudius im berühmten Rheinweinliede hievon eine höchst merkwürdige Ausnahme mache. Hebel lächelte, und zwar auf eine einzige Weise, mit einer Art Vaterfreude und versetzte: „Da drinnen sitzt der Verfasser und der Compositeur der beiden Melodien." Ich schaute erstaunt in's Nebenzimmer, wo der Kirchenrath Sander einsam eine Zeitung las. „Der" — fuhr Hebel fort — „der und kein Anderer hat es gedichtet und componirt zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diakonus

war; die Leute waren reich und hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem Wandsbecker Boten anonym zusendeten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit; so druckte es Claudius ab. Mich freut's, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt." Der zu früh verstorbene Doctor Sander, Neffe des Kirchenraths, bestätigte mir in Paris 1834 diese Notiz und fügte bei, daß eine Hochzeit in der Familie Wohnlich diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben habe.*)

Dieser Sander wollte mit Hebel in den ersten Jahren der Revolution eine Zeitung herausgeben. Hebel hatte bereits zugesagt, es fanden sich aber Bedenklichkeiten, vorzüglich wegen Sander's Persönlichkeit, dessen melancholisches Temperament sich im Aeußern scharf ausprägte, und der bei der strengsten Rechtlichkeit der Milde ermangelte, welche einem Zeitungsschreiber — namentlich in jenen Zeiten — nicht abgehen durfte. Die „Badischen Briefe" zogen ihm daher, trotz der anerkannt guten Absicht, manche Verdrießlichkeiten zu.

Durchführung von Schnurren, ungeheuern Absurditäten u. dergl. waren unter uns an der Tagesordnung, und wenn Bouginé sie sarkastisch und mit Menschenverachtung behandelte, so war dagegen Hebel nie verletzend, und mäßigte mit freundlichem Abschließen oft unser wildes garstiges Treiben, obgleich er die Philister von Herzen verachtete und sie Seabine und ewig Gestrige, ja Vorgestrige zu nennen pflegte. Aber auch der neumodische Utilismus widerte ihn an, und als ich einst den Bleiturm**) als den Ort bezeichnete, von welchem aus man vielen Gemeinden mittelst eines Telegraphen zugleich predigen könnte, malte er die Sache mit unbeschreiblicher Laune aus, und hielt lange an ihr fest.

Des Knaben Wunderhorn ergötzte Hebel ungemein. Er

*) Nro. 3 der im Jahr 1837 in Stuttgart erschienenen Zeitschrift „der Spiegel" enthält eine ähnliche Notiz, worauf Fr. Claudius in Lübeck, Sohn des bekannten Schriftstellers, in Nro. 14 gegen die Tradition reklamirt, welche das Lied „am Rhein, am Rhein rc." einem andern Verfasser als seinem Vater zuschreiben will. Anm. d. H.

**) Gewöhnliche Bezeichnung des Schloßthurmes in Karlsruhe.

ließ die drei Bände in einen zusammen in Schweinsleder binden und in den Rauch hängen, um es nachher recht con amore genießen zu können. Ich schlug ihm vor, aus diesem Buche und den übrigen Sammlungen deutscher Volkslieder eine Centurie in alemannischer Mundart zu bearbeiten. Er hatte bereits mehrere, u. a. den Bettelvogt von Heidelberg, angezeichnet; wie so vieles Andere aber, so blieb auch dieses ungethan, was um so mehr zu bedauern ist, da es die Zeit nützlich und angenehm ausgefüllt haben würde, in welcher die poetische Produktionskraft sich seltener zu äußern pflegt.

Einst erzählte ich ihm, daß ich in wechselseitigem Unterricht bei meinem portugiesischen Collegen in Paris, La Costa da Macedo, spanisch gelernt, aber von diesem, einem Portugiesen, eine schlechte Aussprache mir angewöhnt habe. Nun war des Spottes kein Ende, daß ich portugiesisch statt spanisch erlernt habe. Gleiches Schicksal hatte Hebel's alter Freund, Hofrath Gmelin. Hebel behauptete, dieser habe ihn versichert, die giftigen Unkräuter würfen stets vor dem Reifen des Getraides ihren Samen ab. Als nun Hebel einst bei einer Prüfung dieses als einen Beweis der göttlichen Weisheit angeführt hatte, soll ihn Gmelin gefragt haben, wer ihm dieses Zeug weis gemacht habe? Desgleichen blieb eine ergötzliche Geschichte unvergessen, wie die Gelehrten Karlsruhe's um einen Laubfrosch versammelt gewesen seien, welcher nach dem Vorgeben des Eigenthümers die Stunden anquäken sollte. Der Lehrer nahm eine schöne Präsentuhr eines der gelehrten Herren mit vor die Thüre, um nicht zu frühe einzutreten, und doch allen Rapport mit dem wohl unterrichteten Thiere zu unterbrechen, und kam nicht wieder. Diese Geschichte war Hebel besonders lieb, und er erzählte sie auf eine Weise, welche gewiß Keiner vergessen wird, welcher das Glück hatte, sie zu hören.

Das norddeutsche Wesen sprach ihn nicht an, und er wies, als Normal-Oberdeutscher, dasselbe auf eine Weise ab, welche ihm sonst nicht eigen war. Seine Freunde waren alle da „droben," Ittner, Pfarrer Jäck, Goldschmied Hause in Straßburg, Zschokke in Aarau. Selbst mit dem Freiburger Jacobi war er nicht eigentlich befreundet. Mit Göthe wäre er in drei Tagen, mit

Zelter dagegen in einer Stunde vertraut geworden. Es mußte wenigstens ein bischen Bodenerde an dem Menschen hängen geblieben sein, der ihn anmuthen sollte.

Das Schauspiel in Karlsruhe wurde neu organisirt, und Mittel aus Dessau Regisseur. Hebel sollte den Prolog zur Eröffnung machen, kam aber nicht dazu. Da fertigte ich denselben, er war höchst mittelmäßig, wurde aber sehr applaudirt, ungeachtet es sich eigentlich nicht ziemen wollte, daß der Secretär einer auswärtigen Gesandtschaft als Hofpoet fungire. Dieses verschaffte mir einigen Einfluß auf das Bühnenwesen, welcher manchem Uebelstand abhalf, und auch mir persönlich des Belustigenden und still Vergnüglichen Vieles brachte. Hebel war unerschöpflich in Scherzen über die „W. Meisters Periode."

Hebel übersetzte mehrere protestantische Kirchenlieder metrisch gereimt in's Lateinische; u. a. Gellert's „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte." Als einst der päbstliche Innografo mir klagte, es fehle an neuen und guten Texten, schrieb ich aus Rom an Hebel, und er sandte mir sogleich eine saubere Abschrift. Der Innografo meinte aber, da stehe nichts darin von den Heiligen, für deren Feste er besondere Gesänge wünsche. Hebel bedauerte sehr in seinen Briefen, daß ihm die Ehre nicht widerfahre, in der Peterskirche gesungen zu werden.

Jagemann aus Weimar kam aus Rom zu uns, und wurde von Hebel eben so mächtig angezogen, als er diesem gefiel. Er schenkte ihm ein mit dem Abputz der Paletten gemaltes Bild eines wüsten Gesellen, eines Doctor Glöckle, welcher sich in Rom den Ehrennamen il porco tedesco erworben hatte. Hebel ließ einen Rahmen von Eichenrinde mit vier Eicheln in den Ecken fertigen, und hing das Bild in seinem Schlafzimmer auf. Ob es aus Vorliebe für den gelehrten Vagabunden oder aus Dank gegen Gott, daß er ihn bei nicht unähnlichen Anfängen nicht habe fallen lassen, geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Zu einer Warnungstafel war er zu gesetzt.

Als Marie Louise durch Baden dem Napoleon'schen Brautbett entgegenging, mußte Hebel die Inschriften zu den Ehren-

pforten verfertigen, was er sehr ungerne that. Das Germaniae memor bei Kehl schlug ich ihm vor, er nahm es mit Freuden an.

Als im Jahre 1811 eine zweite Freimaurerloge in Karlsruhe sich bildete, welcher neben mehrern seiner genauern Bekannten und gebildetern jüngern Männern, auch ich mich angeschlossen hatte, mochte er wohl bemerken, wie sehr erwünscht auch sein Beitritt wäre. Theils mag es die ungebührlich große Verbreitung des Bundes in Frankreich, theils die Furcht gewesen sein, daß politische Strebungen in dieser Zeit diesen Verbündeten nicht fremd bleiben könnten, welche ihn in still beobachtender Ferne hielt. Wohl war der Anfang unseres Unternehmens phantastisch, aber die Tendenz tüchtig, der Vorschritt erfreulich, das Ende ehrenvoll. Hebel bedurfte in seiner Lage eines derartigen Vereines weniger, als dieser sein bedurfte.

Ueberhaupt war damals ein jugendliches Aufstreben in Karlsruhe, und eine große Anzahl begabter und origineller Menschen der verschiedensten Art, der sonderbarsten Lebenswege, Ausländer wie Inländer; und ganz Karlsruhe hatte damals noch ungleich mehr wie jetzt den Charakter einer Colonie. Daher war das beständige Umbilden im Innern, der Druck des nahen Frankreichs, das Continentalsystem und so vieles Andere unter einer wohlwollenden und nachsichtigen Regierung leichter zu ertragen als anderswo. Man befand sich in einem improvisirten Staat, in einer improvisirten Stadt, beinahe wie in einem Lager, und gewöhnte sich, Alles als Zeitfrage zu behandeln, während man in tüchtiger Gesinnung an dem festhielt, was kein Deutscher lassen soll und lassen wird.

Einst besuchte mich ein Jugendgespiele und Universitätsfreund, Doctor Albert le Bret, damals Professor in Stuttgart, in Karlsruhe. Beim Abschied schenkte ich ihm zwei Jahrgänge des Rheinländischen Hausfreundes, welcher damals außerhalb Badens noch so gut wie unbekannt war. Er blickte etwas spöttisch den Bauernkalender an, ich aber versicherte ihn, er werde sich desselben erfreuen und mir für die Gabe dankbar sein. Um neue Exemplare bittend, erzählte ich dieses Hebel. Le Bret las

unterwegs, las in Stuttgart in Dannecker's Gesellschaft, wo auch Cotta, Wangenheim ꝛc. ꝛc. nie fehlten, daraus vor, und nach wenigen Tagen kam ein Brief von Cotta an Hebel, worin um eine Sammlung, in Cotta's Verlag herauszugeben, unter ungewöhnlichen Lobsprüchen dringend gebeten wurde. Hebel frug mich um Rath, ich stimmte auf hundert Dukaten Honorar, diese sollten zu einer Pariser Reise in meiner Begleitung verwendet und „die Reise eines deutschen Handwerksburschen nach Paris" bei dieser Gelegenheit geschrieben werden. Hebel ging ein, wählte den Titel „Schatzkästlein", und freute sich sehr auf die Reise. Umgehend sendete Cotta mit seiner Einwilligung eine Abschlagszahlung in Anweisungen auf Karlsruher Schuldner. Hebel rief aus: „Macht mich der Mensch noch zu einem Manichäer!" Dennoch that es ihm wohl, wenn der Famulus des Lyceums den Auftrag des Einkassirens mit Erfolg betrieb, und er erzählte nicht ohne Freude, daß heute siebenundvierzig Gulden eingegangen seien. Natürlich ging dieses Geld mit dem übrigen die gewohnten Wege; aus der Reise, folglich auch aus der Reisebeschreibung wurde nichts, die Freude am Hausfreund aber gesteigert, besonders wegen der allgemeinen Theilnahme, welche er in ganz Deutschland erregte.

Mit der Schwiegermutter hat es folgende Bewandtniß. Im Hause meines sehr werthen Freundes, des Hofschauspielers Reinhard in München, wo auch der geniale Hofbibliothekar Joseph Scherer täglich einsprach, hatte ich die Hendel-Schütz oft gesehen und bewundert, aber Scherer gewarnt, welcher Heirathsgedanken hegte, und meine Warnung in schwacher Stunde der Geliebten vertraut hatte.

Diese kam, nachdem sie mit Scherer gebrochen hatte, nach Karlsruhe, suchte sogleich mich auf, und erkannte auf's liebenswürdigste die Richtigkeit dessen an, was ich Scherer gesagt hatte. So blieben wir gute Freunde ohne näheres Verhältniß; meine Stellung bezeichnen die Strophen, welche in ihrem Album von mir stehen.

Auf Hebel hatte sie es ganz eigentlich angelegt, und die Monate, welche sie in Karlsruhe verlebte, möchten leicht die glücklichsten in Hebel's Leben gewesen sein, obschon er ihre Abreise mit wahrhaft philosophischem Gleichmuthe zu tragen

wußte, und über sie, so gut als über andere, einen guten Witz hinunterschluckte.

Die Hendel hatte eine Tochter von siebzehn Jahren, welche ich nie gesehen habe, deren Miniaturbild mir aber gewaltig gefiel. Nun hieß es sogleich: die müssen Sie heirathen! und so figurirt die Hendel als Schwiegermutter im Hausfreund, was ich, um kritische Untersuchungen der Nachwelt zu ersparen, dieser hiermit unverhalten haben will.

Hebel gab sich viele Mühe, die alemannische Mundart, behufs der Deklamatorien, der Hendel einzustudieren, was oft allerliebst anzuhören war. Sie lernte sie vortrefflich *für das Ausland*, für ein geübtes Ohr aber ungenügend, wie das im Wesen aller Dialekte liegt.

Fabelhaft unsinnige Räthsel gehörten zu unserer täglichen Belustigung an der Wirthstafel im Gasthof zum Erbprinzen. Tieck, damals sehr gichtkrank, speiste daselbst. Unser tolles Treiben bewog ihn, anderwärts sein Mittagsmahl zu suchen, da hörte er aber stets dieselben Räthsel, welche inzwischen in Umlauf gekommen waren, und kapitulirte demnach mit uns, wir sollten es bis zum Nachtisch unterlassen, was aber schlecht gehalten wurde, indem der oder die, wem etwas recht Tolles durch den Kopf ging, unwillkürlich auflachte und nun nicht umhin konnte, den Vertrag zu brechen. In jenen Tagen fertigte Friedrich Müller (auch dieser, wie so viele meiner nähern Bekannten, auf tragische Weise aus kurzer Laufbahn abgetreten), die treffliche Zeichnung von Hebel, welche aber in den Schultern deßhalb verzeichnet ist, weil die Zeit nur und kaum zum Kopf reichte. Sie gibt den Mann wieder, wie er, freudig aufgeregt, am meisten *Er selbst* war. Denn sonst konnte er wohl eine priesterlich demüthige oder verdrießlich nachdenkende Miene machen. Seine tüchtige Baßstimme, durch kurz abgeschnelltes Räuspern unterbrochen und in gewissen Accorden sogar heiser klingend, folgte allen den schnell wechselnden Aeußerungen seines lebendigen Geistes willig.

Einmal, als er mir seinen „*Bergmann von Falun*“ vorlas, überwältigte ihn der Gegenstand bis zum Zittern der Stimme bei feuchten Augen.

Der etwas schiefe Hals gab ihm durchaus nichts Kopfhängerisches. In seiner Kleidung war er eher nachläßig, aber

nicht unreinlich; im Essen mäßig, den Wein liebte er, daher trank er ihn mit Maß. Sein Geräthe war einfach, man erkannte überall die Junggesellenwirthschaft. Er liebte viel Bewegung im Zimmer und außerhalb, und seine körperlichen Leiden erforderten diese; doch konnten seine genauesten Bekannten nur errathen, daß er unwohl sei; er klagte nie, war aber stille, und eher weicher als gereizter denn gewöhnlich. Den Geistlichen zeigte er nie zur Unzeit, wie es leider zuweilen auch die Vorzüglichsten dieses Standes thun. Es lag in seinem Wesen ein Ruhen auf sich selbst, eine Einigkeit mit sich selbst, seiner Lage und mit der Welt überhaupt, wie ich sie nur noch bei Einem Menschen getroffen habe, und dieser war ein Gärtner. Auch Hebel liebte die Botanik mit Leidenschaft. Er war wohlthätig ohne allen Prunk, wohlwollend wie wenige, und der Natur der Menschheit in ihren reinsten und uranfänglichen Beziehungen näher als irgend ein Mensch, welchen ich in meinem vielbewegten Leben näher kennen gelernt habe.

Und das rechne ich zu den schönsten Geschenken, welche die Alles leitende Macht mir zu so vielen andern gegeben hat, daß ich Freund und Vertrauter dieses trefflichen Mannes gewesen bin.

Stuttgart, August 1842.

Alemannische Gedichte.

Für

Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Vorrede zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit der Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatikalische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt oder folgen sollte, geht in die Triphthongen *ueih* und *üeih* über, und diese Form ist also im Metrum immer einsylbig, z. B. früeih, frühe. — Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos, und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Hie und da schien es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken, z. B. *Uffeme*, auf einem; *Anere*, an einer. — Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. *der Tag*, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Masculinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in bezeichnet, z. B. *im Liecht*, *imme Liecht*, dem, einem Licht; *innere* (in einer) *Frau*, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars. *Mir*; auch *Du*; häufiger *Dir* als *Ihr*. *Sich* im Neutrum heißt bisweilen *Ihns*. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte *man*, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammenkämen mit einem eingeschobenen n.

Sagi, sage ich; Woni, wo ich; Wennd' und Wenndе, wenn du; Wemme, wenn man; Sagmer, sage mir; Denkder, denke dir; Bringem, Bringre, bring ihm, ihr; Sägemer, sagen wir; Sägetder, saget ihr; Sie Zeigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeiget euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch; Sägene, sage ihnen; Sägider, sage ich dir; Sägi'm, sage ich ihm ꝛc. Indessen sind diese Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzten Form fast überall getrennt geschrieben, wenn nicht Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts, verglichen mit (Sch.) Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi. (Id.) Versuch eines schwäbischen Idiotikon von Schmidt. (Ad.) Adelung's Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und andern. Hie und da sind passende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürich (ohne Jahrzahl) ꝛc. unterlegt worden. Die Absicht des Verfassers war, theils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, theils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Mißhandlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Theile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen Manches finden wird, was er schon lange wußte, Manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

Die Melodieen Nro. 1, 3, 4 verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmack, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nro. 2 aber der Güte eines Unbekannten.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das Publikum hat die alemannischen Gedichte so gütig aufgenommen, daß der Verlagshandlung eine neue Auflage derselben nothwendig zu werden schien. Um diese anspruchslosen

Spiele meiner Muse der Liebe und Theilnehmung, die sie bisher so glücklich gefunden haben, immer würdiger zu machen, habe ich für diese Ausgabe die öffentlichen und stillen Belehrungen und Winke mehrerer eben so einsichtsvollen als nachsichtigen Richter und Freunde zu mannigfaltigen Verbesserungen derselben dankbar zu benutzen gesucht, und das beigebende Idiotikon, wo es nöthig schien, da und dort vermehrt.

Möge das Publikum für diese Bemühung seinen Beifall zu gewinnen, wozu auch die Verlagshandlung durch einige Kupferstiche das Ihrige beitragen wollte, dem Büchlein ferner ein freundliches Gesicht gönnen, und sie statt des Compliments annehmen, womit sich ihm der Verfasser empfiehlt.

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der alemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen wurden, und die Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung, gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialekts zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend und, wie ich wünsche, verbessernd. — Eben so wenig können wohl einzelne ältere Lesearten vermißt und zurückgewünscht werden, die, wie Seite 18 Vers 1, oder ebendaselbst Vers 8 — 11 der ersten Ausgabe, auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. Eine andere Bewandtniß

dürfte es mit Verwischungen einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkührlich und zwecklos zu sein, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchem er seine Gegenstände herausbebt, selber angibt oder verrathet, und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf Niemand deuten, Niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Lesern hoffen, daß sie die Umarbeitung solcher Stellen, wenn auch die Gedichte selbst dadurch verloren hätten, moralisch billigen werden.

Zu dem Allen berechnet der Verleger, der auch seine Meinung mit einzutragen um Erlaubniß bittet, daß um ein Gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als bei der ersten Auflage in das größere Publikum gekommen seien, und es scheint etwas an der Besorgniß desselben zu sein, daß den Lesern, die diese Gedichte erst aus besagter dritten Auflage kennen, eine zweite zurückgebende Aenderung auffallender und wieder eben so unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derselben die erste war.

Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jacobi und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

Alemannische Gedichte.

Erste Abtheilung.

Die Wieſe *).

Wo der Dengle-Geiſt **) in mitternächtige Stunde
uffeme ſilberne Gſchirr ſi goldeni Sägeſe denglet,
(Todtnau's Chnabe wüſſe's wohl) am waldige Feldberg,
wo mit liebligem Gſicht us tief verborgene Chlüfte
d'Wieſe luegt, und dieck go Todtnau aben ins Thal ſpringt,
ſchwebt mi muntere Blick, und ſchwebe mine Gidanke.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wieſe, bis mer Gottwilche!
Los, i will di iez mit mine Liederen ehre,
und mit Gſang bigleiten uf dine freudige Wege!

Im verſchwiegene Schoos der Felſe heimli gibohre,
an de Wulke gſäugt, mit Duft und himmliſchem Rege,
ſchloſſch e Bütſcheli-Chind in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menſchligi Auge
güggele dörfen und ſeh, wie ſchön mi Meideli do lit
im chriſtalene Ghalt und in der ſilberne Wagle,
und's het no kei menſchlich Ohr ſi Othem erluſtert,
oder ſi Stimmli ghört, ſi heimli Lächlen und Briegge.
Numme ſtilli Geiſter, ſie göhn uf verborgene Pfade
us und i, ſie ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn und zeige der nützligi Sache,
und's iſch au kei Wort verlohre, was ſie der ſage.
Denn ſo bald de chaſchſt uf eigene Füeßlene furtcho,
ſchlieffſch mit ſtillem Tritt us di'm chriſtalene Stübli

*) Ein Waldſtrom dieſes Namens, der an dem Feldberg im Breisgau entſpringt, bei Gündenhauſen einen andern Strom gleiches Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Baſel in den Rhein ausſtrömt.

**) Geſpenſt auf dem Feldberg.

barñs uſen, und luegſch mit ſtillem Lächlen an Himmel.
O, wie biſch ſo nett, wie beſch ſo heiteri Aeugli!
Gell, do uſſen iſch's hübſch, und gell, ſo beſch ders nit vorgſtellt?
Hörſch, wie 's Läubli ruuſcht, und hörſch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de ſeiſch: „I hörs, doch gangi witers und blib nit.
„Freudig iſch mi Weg, und alliwil ſchöner, wie witer!"

Nei ſo lueg me doch, wie cha mi Meideli ſpringe!
„Chumm ich mi über", ſeits und lacht, „und witt mi, ſe bol mi!"
All'wil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit ſel Reinli ab! — Do hemmer's, i ſags io, —
bani's denn nit gſeit? Doch gauckelet's witers und witers,
groblet uf alle Vieren, und ſtellt ſi wieder uf d'Beinli,
ſchlieft in d'Hürſt, — iez ſuch mer's eis! — dört güggelets uſe.
Wart, i chumm! Truf rüefts mer wieder hinter de Bäume:
„Roth wo bin i iez!" — und bet ſi urige Phateſt.
Aber wie de gohſch, wirſch ſichtli größer und ſchöner.
Wo di liebligen Othem weibt, ſe färbt ſi der Naſe
grüener rechts und links, es ſtöhn in ſaftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es ſtöhn in friſchere Gſtalte
farbigi Blüemli do, und d'Immli chömmen und ſuge.
's Waſſerſtelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
Alles will di bſchauen, und Alles will di bigrüße,
und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do bender, eſſet und trinket!
„Witers gohts mi Weg, Gſegott, ihr ordlige Thierli!"

Rothet iez, ihr Lüt, wo üſer Töchterli bi gohts!
Hender gmeint an Tanz und zue de luſtige Buebe?
z'Uzefeld vorbei gohts mit biwegliche Schritte
zue de ſchöne Buechen *), und hört e heiligi Meß a.
Guet erzogen iſch's, und anderſt cha me nit ſage.
No der heilige Meß ſe ſeits: „Jez willi mi ſchicke,
„aß i witers chumm." — Jez ſimmer ſcho vornen an Schönau.
iez am Chaſtel vorbei und alliwil witers und witers
zwiſche Berge und Berge im chüele duftige Schatte,
und an mengem Chrütz vorbei, an menger Kapelle.

*) Eine Kapelle dieſes Namens an der Wieſe.

Aber wie de gohsch, wirsch alliwil größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüener rechts und links, wie stöhn in dräftige Triebe
neui Chrüter do, wie schießen in prächtige Gstalte
Bluemen an Bluemen uf, und geli saftigi Wide!
Wo di'm Othem g'würzt, stöhn rotbi Erdberi-Chöpfli
Millione do, und warten am schattige Thalweg.
Wo di'm Othem gnährt, stigt rechts an sunnige Halde
goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
Wo di'm Othem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
freudig der Hirte-Bueb, und d'Holz-Ax tönet im Buechwald.
's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Häli vo Zell her.
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wise;
Alles grüent und blüeiht in tusigfältige Farbe;
Alles isch im Staat, und will mi Meideli grüeße.
Doch de bisch ke Meideli meh, iez sag i der Meidli.

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrützli,
chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
suechen Engelsüeß, und luegen aben und stune.
„Toneli", seit der Sepli, „was het echt d'Wiesen im Chöpfli?
„Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d'Stroß sitzt
„mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
„schießt, und in d'Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!"

Feldbergs Tochter, los, de gfalsch mer numme no halber!
's gohd mer, wie dem Sepli. Was besch für Jesten im Chöpfli?
Fehlt der näumis, so schwetz, und hättisch gern näumis, se sag mer's!
Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
lauffsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch,
und schangschierisch der Glauben und wirsch e luthrischer Chetzer!
Hani's denn nit gseit, und hani mer's echter nit vorg'stellt?
Aber iez isch so, was bilft iez balgen und schmähle!
Aendere chani's nit, se willi der lieber gar helfe!
öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di iez lutherisch chleide;
's schickt si nümme barfüs z'laufe, wemme so groß isch.
Do sin wißi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(leg sie a, wenn d'chasch!) und Schueh und silberne Rinkli;

do ne grüene Rock! vom breit verbendlete Lübli
fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
sammet und roseroth. Jez flichtider chünstlige Zupfe
us de schöne, sufer gstreblte, flächsene Hoore.
Obe vom wiißen Aecken, und biegsem in d'Zupfe verschlunge,
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rock-Saum abe. — Gfallt der die Chappe,
wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durchgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
fürsi mittem Letsch, und abe gegenem G'sicht zue!
Jez e side Fürtuech her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
schwebt's der uf der Brust, stigt mittem Othem, und senkt si,
wahlet der über d'Achsle, und fallt in prächtige Zipfle
übere Rucken abe, sie ruusche, wenn de'n im Wind gohsch!
Het me's lang, so loßt me's henke, hör i mi Lebtig.
D'Ermel, denk wol, benksch an Arm, wil 's Wetter so schön isch,
aß me's Hemd au sieht, und dini gattigen Aermli,
und der Schie-Huet nimmsch in d'Hand am sidene Bendel;
d'Sunne git eim wärmer, und schint eim besser in d'Auge,
wer en in de Hände trait, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffirt, as wenn de bofertig stoh wottsch,
und de gfalsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si iez freut, und wie's in zimpfere Schritte
tänzelet, und meint, es sei d'Frau Vögtene selber,
wie's si Chöpfli bebt, und jeden Augeblick z'ruck schielt,
öb me's echt au bschaut, und öb men em ordeli noluegt!
Jo, de bisch io hübsch, und io du Närrli, mer luege,
du Marggröver-Meidli, mit diner goldige Chappe,
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnuer,
mittem vierfach z'semmegesetzte flattrige Halstuech.

Aber rotbet iez, wo 's bofertig Jümpferli bi gobt!
Denk wol uffe Platz, denk wol zuer schattige Linde,
oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
Hender g'meint? io wohl! Am Bergwerch visperlets abe,

lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder,
was der Blosbalg schnufe mag, aß d'Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch si Blibes nit. In d'Husemer Matte
schießt's, und über d'Legi ab mit große Schritte go Farnau,
laufsch mer nit, so gilts mer nit, dur 's Schopfemer Chilspel.

Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
wartet, bis de chunnsch, und gobt mit freudige Schritte
uf di dar, und git der d'Hand, und fallt der a Buese?
Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt binte füre vo Wisleth.
Uf und nieder bets di Gang und dini Gebehrde.
Jo de chennsch's, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
nimmsch's in d'Arm, und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers, und allwil aben und abe!
Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube, mit goldene Lüste verbendlet,
hen sust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-G'sind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
Aber iez isch Alles still. Undenklichi Zite
brenne keini Lichter in sine verrissene Stube,
flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
gobt kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube nistе dört uf mosige Bäume.
Lueg, dört ebnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli, und am Berg dört d'Höllstemer Chilche.
Steine lömmer liegen, und fahren duren in d'Matte,
guete Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
Wenn's nit nidsi gieng, i weiß nit, öbbi der nochäm.
Unter Steine chunnsch mit dine bewegliche Schritte
wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren ins Nebland.
Neben Hauigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig ufe, wer stoht dört oben am Fenster
in si'm neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüeßich, Her Pfarer!"
Jez gohts Thumrige zu, iez witer in d'Lörecher Matte.
Siehsch das ordelig Städtli mit sine Fenstern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirthshus!
Worum wirsch so still und magsch nit dure go luege?

Gell, de siehsch sel heilig Chrütz vo witem und trausch nit,
möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Loß der nit gruse!
's währt nit lang, se stöhn mer frei uf schwitzrischem Bode.

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
bald am linke Bord, bald wieder ebnen am rechte,
zwischenem Faschinat, wirsch alliwil größer und schöner,
freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di lieblichen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüener rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohni Zahl. De Summer-Vögle thuet d'Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettene-Blueme,
Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblueme, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf alle Spitzen und Halme?
Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
Ziehn si nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
feisti Matte Stunde witt und Tauen an Taue?
Und derzwische stöhn scharmanti Dörfer und Chilchthürn.
's Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
fresse der us der Hand, und springen und tanze vor Freude,
und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche,
halte d'Vögeli Jude-Schuel, und orglen, und pfife.
D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind bet se ins Grab gleit.
Aber rechts und links, wie schwanken an flachere Reine
Roggen und Weizebalm! Wie stöhn an sunnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
O 's isch Alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
gigt't der Wage, d'Geisle chlöpft, und d'Sägese ruschet,
und de grüeßisch alli Lüt, und schwetzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drotzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengsch mit biegsemen Arme, mit glenkseme Fingere dure,
hilfsch de Müllere mahlen und hilfsch de Meidlene ribe,

spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in g'schmeidigi Fäde.
Eicheni Plütschi verfägsch, und wandlet's Ise vom Füürherd
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singsch derzue, und gersch kei Dank, „Gott grüeßich, Gott bhüetich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
chunchisch e bizzele duren, und bilfsch der Sunne no bleiche,
aß sie ferig wird, sie isch gar grüselig langsem!

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
nu se sey's bikennt! De besch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt, und sage, es sey der nit z'traue,
und wie schön de seigisch, wie liebli dine Gibehrde,
stand der d'Bosget in den Auge, sage sie alli.
Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fueßweg,
bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeibt, und ben sie gwarbet und gschöchlet,
holsch's und treisch's de Nochbere duren Arsel um Arsel.
's sagen au e Theil, de seigisch glückli im Finde
uf de Bänke, wo nit g'wüscht sin, aber i glaubs nit.
Mengmol baseliersch, und 's muß der Alles us Weg goh;
öbbe rennsch e Hüsli nieder, wenn's der im Weg stoht.
Wo de gohsch und wo de stohsch, isch Balgen und Balge.

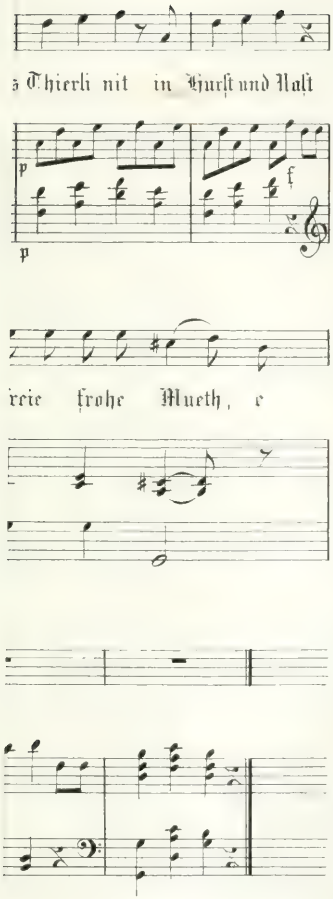
Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tuged und Fehler
zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
aß es versprochen isch, und aß sie enander scho bstellt hen?
Meinsch, i chenn di Holderstock, di chräftige Burst nit?

Ueber hochi Felsen, und über Stuuden und Hecke,
eis Gangs us de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinek
aben in Bodesee, und schwimmt bis füre go Chostanz,
seit: „I mueß mi Meidli ha, do bilft nüt, und batt nüt!"
Aber oben an Stei, se stigt er in langseme Schritte
wieder usem See mit sufer gwäschene Füeße,
Tiefebofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.
An de Felse seit er: „Und 's Meidli mueß mer werde!

„Lib und Lebe wogi dra, und Ehretze und Brusttuech!“
Seit's, und nimmt e Sprung. Jez bruttlet er abe go Rhinau;
trümmlig isch's em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau und Chaiserstuhl und Zurzi und Waldshut
het er scho im Aecke, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
iez an Ehrenzech aben in schöne breite Reviere,
Basel zu. Dört wird der Hochzit-Zedel geschriebe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?

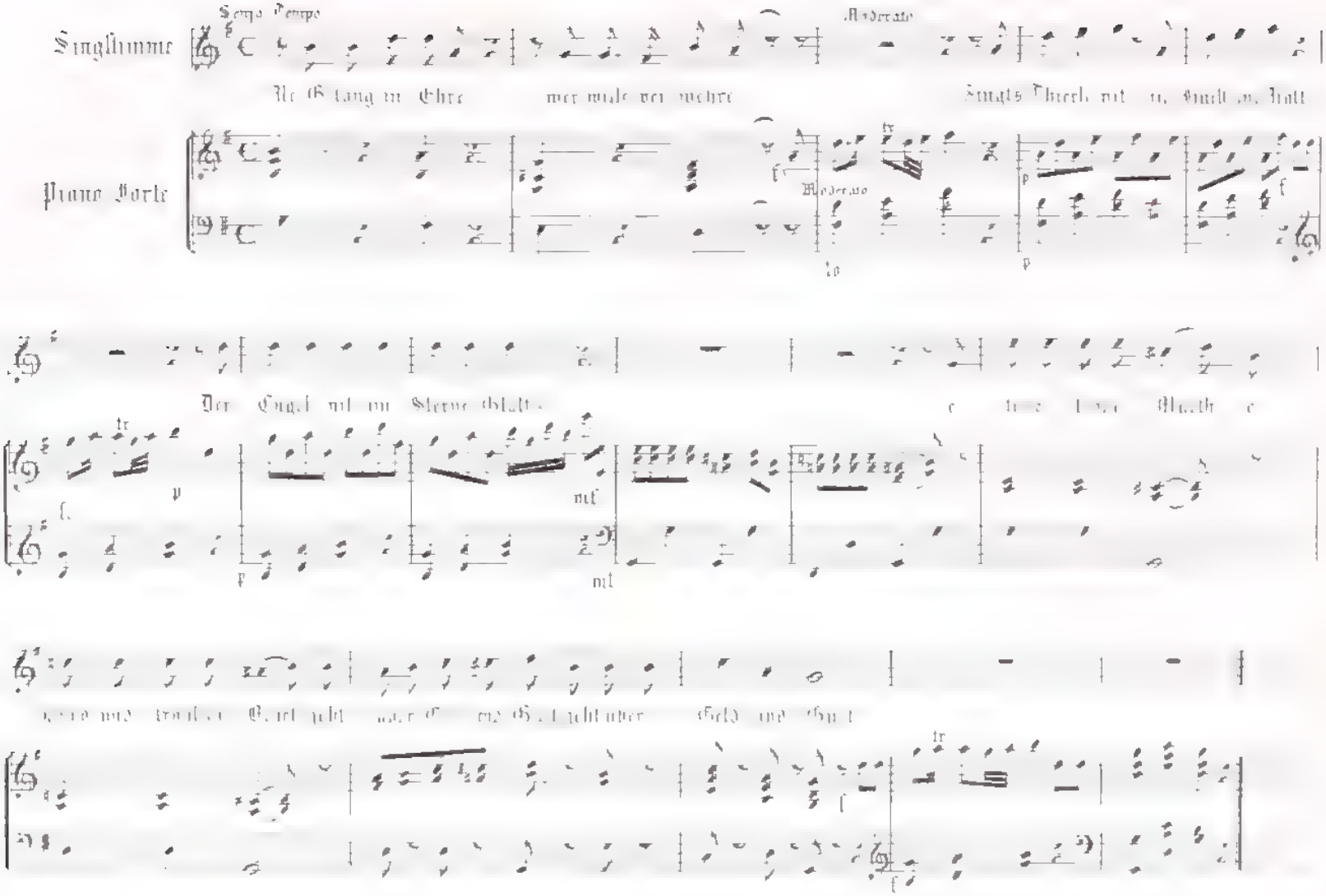
Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e schickliche Platz gsi;
's het scho menge Briggem sie gattig Brütli go Wil gführt,
usem Züri-Biet, vo Liestel aben und Basel,
und isch iez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here.
Aber di Vertraue stoht zum Ehlei-Hüniger Pfarer.
Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Ehlübi, und chunnt er nit ebe dört abe?
Jo er isch's, er isch's, i hörs am freudige Brusche!
Jo er isch's, er isch's mit sine blauen Auge,
mit de Schwitzer-Hosen und mit der sammete Ehretze,
mit de christalene Ehnöpfen am perlefarbige Brusttuech,
mit der breite Brust, und mit der chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Roths-Her vo Basel,
stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuech,
und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe,
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem bold, und gell, de besch der's nit vorgstellt,
und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
d'Geister gsunge ben, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
aber 's wird der windeweh! Ti Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhüetdi Gott!“ und fallt em freudig an Buese.
Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!


s Thierli nit in Hurst und Nast

reie frohe Mueth, e

Freude in Ehren.



Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne Gsang in Ehre,
wer will's verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterne-Glast?
E freie frohe Mueth,
e gsund und fröhlich Bluet
geht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgetbau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft,
dem bringt der Rebesaft
am Sunntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre,
wer will's verwehre?
Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, bani gseit,
und in der Unschuld Gleit,
mit Zucht und Sittsemkeit.

Ne freudig Stündli,
isch's nit e Fündli?
Jez bemmer's und iez simmer do!
es chunnt e Zit, würds anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bald dört lit?

Wenn d'Glocke schalle,
wer bilftis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
e rüeibig Gwisse gebis Gott,

wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blizt und dracht,
und in der lezte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandle in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sternebluеme g'chrönt,
uf grüene Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme siеht, wo d'Nußbäum stöhn,
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie mü'en den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bedertbalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und büßt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brenntewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
hui, flackerets in liechte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte d'Matte ab und uf.

's isch dummliger so, wenn eim vorem Fueß
und vor den Auge d'Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage mueß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und siеht vo witem scho die Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
se heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, se hebt er d'Ohre zue.

Und schritet öbsch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er fluecht und sappermentet: „Chrütz und Stern",
und alli Zeichen, aß der Bode chracht;
sell hörti wohl der füürig Marcher gern.

Doch wird's em nit so guet, der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis Gleit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit",
sel isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment;
im Augeblick se lön sie Alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!"
So sage sie, und wandle still us Weg,
und sieder nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bord,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'letzt: „Was gilts, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht."

Der Marcher mueß vora, mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Gülle, 's fehlt si nit.
Jez weisch di B'richt, und iez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e gueti Lehr!
Vergiß mer's nit, ſchribs lieber in e Buech!
Zum Erſte ſagt: Das walt Gott der Her,
iſch alliwil no beſſer, as e Fluech.

Der Fluech jagt d'Engel mittem Heil dervo;
ne chriſtli Gmüeth und 's Bette zieht ſie a;
und wemme meint, me ſeh ne Marcher cho,
's iſch numme ſo d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre-Ma
ne Gſchäft für ihn ellei z'verrichte het,
ſe loß en mache! was gohts di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und gohts me der us Weg, ſo lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis Gleit!
's iſch Uhverſtand, me merkt's enanderne,
und 's git en Unehr. Sag, i heig der's gſeit.

Der Schmelz-Ofen.

Jez brennt er in der ſchönſten Art,
und 's Waſſer ruuſcht, der Blosbalg gahrt,
und bis aß d'Nacht vom Himmel fallt,
ſe wird die erſti Maßle chalt.

Und 's Waſſer ruuſcht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf bi ne Gulde gſpart.
Gang Chüngi, lengis alte Wi,
mer wen e wengli luſtig ſy!

Ne Freudeſtund iſch nit verwehrt;
me gnießt mit Dank, was Gott biſchert,
und trinkt e friſche frohe Mueth,
und druf ſchmeckt wieder 's Schaffe guet.

E Freudeſtund, e gueti Stund!
's erhaltet Lib und Gbräfte gſund;
doch muß es in der Ordning goh,
ſuſt het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez ſchenket i, und ſtoßet a:
„Es leb der Marggrov und ſi Huus!“
Ziehnt d'Chappen ab, und trinket us!

Ne beſſre Her trait d'Erde nit,
's iſch Sege, was er thuet und git,
i cha's nit ſage, wieni ſott:
Vergelt's em Gott! vergelt's em Gott!

Und 's Bergwerch ſoll im Sege ſtoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inſpekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es iſch kei Frog.

Drum ſchenket i, und ſtoßet a!
Der Her Inſpekter iſch e Ma,
mit üſers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er ſchafft e guete Wi uf's Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er ſtellt en luter uffe Tiſch,
und mißt, wie's recht und billig iſch.

Sell iſch verbei, der Ma am Füür
muß z'trünke ha, wär's no ſo thür.
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und will's nit go, men ächzet eis.

Me ſtreift der Schweiß am Ermel ab,
me ſchnufet, d'Bälg verſtuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird ſo am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer iſch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und ſtoßet a:
Gſegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het jeden Andren au ſi Sach!

Am Zahltag theiltiſch doch mit kei'm,
und bringſch der Lohn im Nastuech heim,
ſe luegt di d'Marei fründli a,
und ſeit: „I ha ne brave Ma!"

Druf ſchlacht ſie Giern-Anken i,
und ſträut e wenig Imber dri;
ſie bringt Salat und Grüebe dra,
und ſeit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma ſi Arbet thuet,
ſe ſchmeckt em au ſi Eſſe guet.
Er tuuſchti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer ſitze do, und 's ſchmecktis wohl.
Gang, Chüngeli, lengis no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz in volle Chübel ſtoht!

So brenn er denn zu gueter Stund,
und Gott erhaltich alli gſund,
und Gott biwahrich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gſchicht!

Und chunnt in ſtrenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firſte lit,
en arme Bueb, en arme Ma,
und ſtoht an's Füür und wärmt ſi dra,

und bringt e paar Grumbireli,
und leits an's Füür und brotet ſie,
und ſchloft bi'm Setzer uffem Erz —
ſchlof wohl und tröſt der Gott di Herz!

Dört ſtoht ſo ein. Chumm, arme Ma,
und thuenis Vſcheid, mer ſtoßen a!
Gſegott, und tröſtder Gott di Herz!
me ſchloſt nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zit e Biederma
an's Füür, und zündet 's Pfifli a,
und ſetzt ſi näumen ane mit,
ſe ſchmeck's em wohl, und — brenn di nit.

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
ſo macht der Schmelzer churze B'richt,
und zieht em 's Pfifli uſem Gſicht.

Er keits in's Füür, und balgt derzu:
„Heſch's au ſcho glehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli Habermark!
„Weiſch? Habermark macht d'Buebe ſtark!"

's iſch wohr, 's git mengi Churzwil mehr
am Sunntig no der Chinderlehr,
und ſtrömt der füürig Iſe-Bach
im Sand, es iſch e ſchöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„heſch au ſcho Iſe werde ſeh
„im füür'ge Strom, de Forme no?"
Was gilt's, er cha nit ſage: Jo!

Mir wüſſe, wie me 's Iſe macht,
und wie's im Sand zu Maßle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez ſchenket i, und ſtoßet a:
Der Hammermeiſter iſch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie gieng's em brave Hamberchs-Ma?
's muß jede Stahl und Ise ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge,
sen isch's au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früeibe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrne Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägese,
zum Meibe brucht er d'Sägese,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

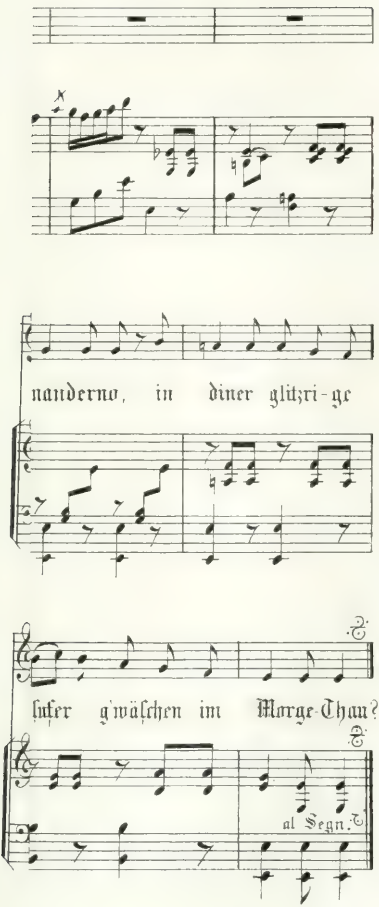
So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge;
's hinkt Mengen obni Fueß und Hand,
und Menge schlost im tiefe Sand.

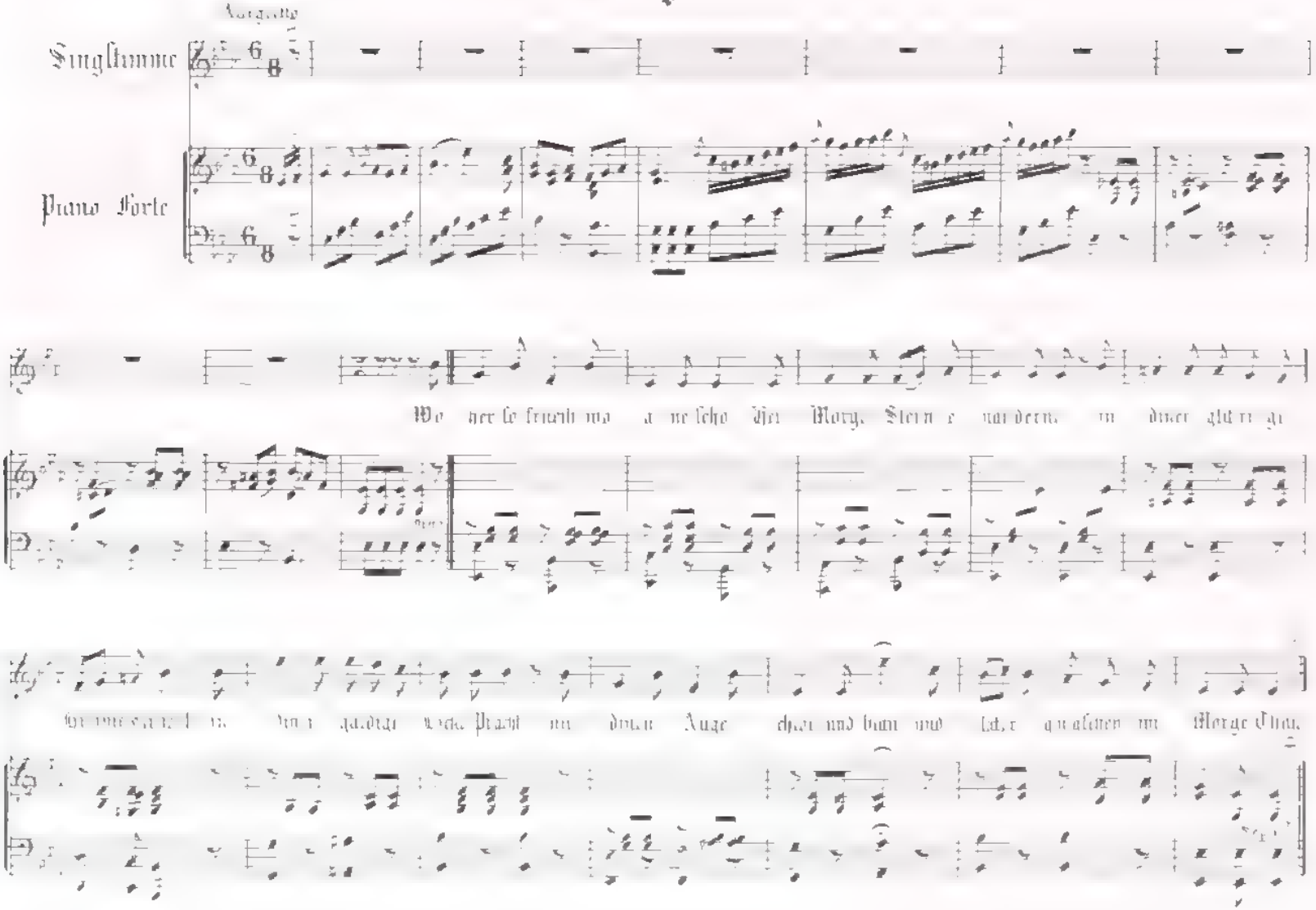
Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer ben 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte bemmer, was me cha;
drum schenket i und stoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zablemer! Jez göibmer bei,
und schaffe büt no allerlei,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meibe, wenn der Tag verwacht.


nanderno, in diner glitzri-ge
lufer g'wäfchen im Morge-Thau?
al Segn.

Der Morgen-Stern.



Der Morgen-Stern.

(Mit einer Melodie.)

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke-Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau,
und sufer gwäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch alleinig do?
Nei weger nei, mer meibe scho!
Mer meibe scho ne halbi Stund;
früeih ufsto isch de Gliedere gsund,
es macht e frische frohe Mueth,
und d'Suppe schmeckt eim no so guet.

's git Lüt, sie dose früh no,
sie chönne schier nit use cho.
Der Mäbder und der Morge Stern
stöhn zitli uf, und wache gern.
Und was me früeih um Vieri thuet,
das chunnt eim z'Nacht um Nüni guet.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis em andre gute Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se belfis Gott, und gebis Gott
„e gute Tag, und bhüetis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
„wer christli lebt, het frohe Mueth:
„der lieb Gott stoht für alles guet."

Weisch, Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel suecht? Me seits nit gern!

Er wandlet imme Sternli no,
er cha ſchier gar nit vernem lo;
doch meint ſi Muetter, 's müeß nit ſy,
und thuet en wie ne Hüenli i.

Drum ſtoht er uf vor Tag, und goht
ſi'm Sternli no dur's Morgeroth;
er ſuecht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em ſage: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er ſchier gar binem wär,
verwacht ſi Muetter handumcher,
und wenn ſie rüeft enanderno,
ſen iſch mi Bürſtli niene do.
Druf flicht ſie ihre Chranz in's Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern ſi Muetter ſieht,
ſe wird er todesbleich und flieht,
er rüeft ſi'm Sternli: Bhüetdi Gott!
es iſch, as wenn er ſterbe wott.
Jez, Morge-Stern, beſch hohi Zit,
di Müetterli iſch nümme wit.

Dört chunnt ſie ſcho, was hani gſeit,
in ihrer ſtille Herlichkeit!
Sie zündet ihre Strahlen a,
der Chilch-Thurm wärmt ſi au ſcho dra,
und wo ſie fallen in Berg und Thal,
ſe rüehrt ſi 's Leben überal.

Der Storch probiert ſi Schnabel ſcho,
„de chaſch's perfekt, wie geſter no!"
Und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörſch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Buche-Wald
mit ſchwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandlet dört im Morge=Strahl
mit Tuech und Chorb dur's Matte=Thal?
's ſind d'Meidli jung und flink und froh,
ſie bringe weger d'Suppe ſcho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi ſcho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meili chäm ungfähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnt's nit lo, verzeih mer's Gott.

Der Karfunkel.

Wo der Aetti ſi Tubak ſchnätzlet, ſe lueget en d'Marei
fründlig und bittwis a: „Verzeblis näumis, o Aetti,
„weiſch, ſo wieder, wie necht, wo 's Chüngi bet welle vertſchlofe!“
Drüber rucke 's Chüngi, und 's Anne Bäbi und d'Marei
mit de Chunkten an's Liecht, und ſpanne d'Saiten, und ſtriche
mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle Liechtſpöhn, und ſetzt ſi
nebene Liechtſtock bi, und ſeit: „Das willi verrichte.“
Aber der Hans Jerg lit e lange Weg übere Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe böri's am beſte,
„und bi Niemes im Weg.“ Druf, wo der Aetti ſi Tubak
gſchnitte bet, und 's Pfifli gfüllt, ſe chunnt er an Liechtſpohn,
und hebt 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn näumis verzehle“,
ſeit er, und ſitzt nieder, „doch müender ordeli ſtill ſy,
aß i nit verſtuun, ebs us iſch, und du dört obe,
pack di vom Ofen abe! Heſch wieder niene ke Platz gwüßt?
Iſch's der z'wohl, und gluſt's di wieder no nem Charfunkel?
Numme ken, wie ſell ein gſi iſch, woni im Sinn ha. —
's iſch e Plätzli näumen, es got nit Ege no Pflug druf,

Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftige Ghrüter,
's singt kei Trostle drinn, kei Summervögeli bsuecht sie,
breiti Dosche büete dört e zeichnete Ghörper.

's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch seig er zitlich in's Wirthsbus gwandlet, und über Bibel und Gsangbuch sin em d'Gharte gsi am Samstig z'oben und Sunntig. Flueche bet er ghönne, ne Her im rueßige Ghemmi hätt si bsegnet und bettet, und d'Sternen am Himmel hen zittert. 's bet e mol im grüene Rock e borstige Jäger zugluegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flüeche bet der Michel Stich um Stich und Büeßli verlohre. „Du vertlaufsch mer nit!" seit für si selber der Grüenrock. d'Wirthene bets no ghört, und denkt: „Isch's öbbe ne Werber!" 's isch ke Werber gsi, der werdet's besser erfahre, wenn der Michel gwibet bet, und 's Güerli verlumpet. Was bet 's Streßwirths Tochter denkt? Sie bet em us Liebi Hand und Jewert ge, doch nit us Liebi zum Michel, nei, zu Vater und Mutter, es isch ihr Willen und Wunsch gsi. Sellen Oben isch's in schwere Gidanke vertschlofe, selli Mittnacht bet's e schwere bidütseme Traum gha. 's isch em gsi, es chömm vo Staufe füren an d'Landstroß; an der Landstroß goht e Ghapeziner und bettet. „Schenket mer au ne Helgli, Herr Pater, wennt der so guet sy! „Bini nit e Brunt! 's cha sy, 's bet guete Bidütig." Landsem schüttlet si Ghopf der Pater, und unter der Ghutte lengt er e Hampfle voll Helge. „To zieh der selber eis use!" Seit's, und wo nes ziebt, so lengt's in schmutzigi Ghärte. „Hesch echt 's Gchstei-Aß? 's bidütet e rothe Ghartunkel; „'s isch ke guete Schick." — „Jo weger", seit es, „das bani." Wieder seit der Pater: „Se zieh denn anderst, o Brütli! „Hesch echt siebe Ghrütz?" — „Jo weger", seit es, und süfzget. — „Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no besseri drinn sy. „Hesch e bluetig Herz? — „Jo weger!" seit's und erschrickt drob. — „Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige dunnt no! „Isch's der Schuflebueb? — „Es wird wol, bichauet en selber!" — „Jo de besch en! Tröst di Gott! Er schuflet di abe." So bets em Kätterli traumt, und so bets sel e mol gschlofe. Streßwirths Tochter, was besch denkt, und besch mer en doch guo?

Jo, es bet io müeßen und gseit: „Ins Here Gotts Name!
„No de siebe Chrützen und hinterem bluetige Herze
„chunnt mi Heilige, will's der Her, und schuflet mi abe."
Z'erst hätt's möge go. Zwar mengmol bet no der Michel
gspielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und 's Kätterli ploget.
Mengmol isch er in si gange wenn's en mit Thräne
bittet bet und bette. Ne mol se seit er: „Jez willi
„mit der akkordieren, und d'Charte willi verfluche.
„Soll mi der Teufel bole, sobald i eini me arühr!
„Aber ins Wirthshus gangi, sel willi, sel chani nit mide.
„Grums und bül, so lang 's der gfallt, ich cha der nit helfe!"
Het er 's Erst nit g'halte, sen isch er im Andere treu gsi.
Woner ins Wirthshus chunnt, se sitzt mi borstige Grüenrock
hinterem Tisch, selb dritt, und müschlet d'Charten und rüeft em:
„Bisch mer e Kammerad, se chumm, se wemmer eis mache!"
„Ich nit", seit der Michel. „Was Margreth, leng mer e Schöppli!"
„Du nit?" seit der Grüen. „Chumm numme, bis de di Suoppe
„trunke besch, und 's gobt um nüt, mer mache für Churzwil!"
„He", denkt binem selber der Michel, „wenn es um nüt gobt,
„sel isch io nit gspielt", und setzt si nebene Grüenrock.
's chunnt e Chnab an 's Fenster mit lockiger Stirnen, und rüeft em:
„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroßewirth schickt mi."
„Schick en wieder", seit er, „ich weiß scho, was er im Chopf het!
„Wer spielt us, und was isch Trumpf? und gstoche das Eckstei!"
Druf und druf! Z'lezt seit der Grüen: „Was bisch du ne Glücks-
chind!
„Möchtisch nit umme Chrützer mache?" Sell isch iez eitbue,
denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es isch eitbue!"
„Chömmet", rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,
„nummen uf en einzig Wörtli!" — „Loß mi ungbeit iez!
„Chrütz im Baum, und Schufle ne, und no ne mol Schufle!"
Und so gobts vom Chrützer bis endli zue der Dublone.

Wo sie aufstöhn, seit der Grüenrock: „Michel, i cha di
„iez nit zable. Magsch derfür mi Fingerring bhalte,
„bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte
„in dem rothe Charfunkel. O lueg doch, wie ner ein a'blitzt!"
's drittmol chlopft's am Fenster: „O Michel, chömmet, wil's
Zit isch!"

„Loß en ſchwetze", ſeit der Grüenrock, „wenn er nit goh will!
„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrützer
„Geld debeim, und niene beſch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger ſteckt und wenn de in Sack lengſch
„alli Tag emol, ſo beſch e bairiſche Thaler;
„nummen an kem Firtig, i wott der das ſelber nit rothe.
„Chaſch mi witers bruche, ſe rüef mer nummen! I hör di.
„Heißi nit Vizli Buzli, und hani d'Ohre nit bimer?"

Sieder briegget d'Frau debeim im einſeme Stübli,
und lieſt in der Bibel und im verriſſene Betbuech,
und der Michel chunnt und ſchändet: „Findi di wieder
„an dim ewige Betten und dunderſchießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!"
's Kätterli verſchrickt: „O Jeſis", ſeit es, „was ſiehni!
„'s iſch ke guete Schick!" — und ſinkt dernieder in Ohmacht.

Wärſch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättſch verſchlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wird's tägli ſchlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
alli Chülbene bſuecht er, und wo me ne Wirthsbus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
ſitzt der Michel dört, und müſchlet trüeglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Gütli ſchwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab, und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits ſchnödi Reden und Antwort:
„Chunnſch du Lump?" Und ſo und ſo. — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, ſchlacht ſi Frau. Jez muß er zum Pfarer,
iez vor Oberamt, und mittem Haſchierer im Thurn zue.
Goht er ſchlimm, ſe chunnt er ärger, wenn em der Vizli
Buzli wieder d'Ohre ſtrüchi, und Gallen ins Bluet miſcht.

So währt's ſiebe Johr. Emol ſe bringt en der Buzli
wieder uſem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthsbus,
„eh de beim chunnſch mit de Streiche, wo ſie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne.
„Los, de duurſch mi, wenn i dra denk, 's möcht mi verſprenge,
„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittret.
„So ne Ma, wie du, wo 's Tags ſi Thaler verthue cha.
„Glückli biſch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort

„mittem Wibe besch's nit troffe, chani der sage.
„Wärsch ellei, wie bättsch's so guet und lebtisch so rüeibig!
„'s pin'get di, me sieht ders an, und d'Odere schwelle.
„Trink e Schlückli Brenz, er chüelt der ëbbe di Jast ab!"

Aber d'Frau deheim, mit z'semmegschlagene Hände
sitzt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel:
„Siebe Jobr und siebe Chrütz!" so schluchzget sie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seit's und nimmt e Buech und betet in Todesgidanke.
Drüber schnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli schnauzt er:
„Hülsch au wieder? Du besch's nötbig, falschi Canali!
„Sur=Chrut choch mer!" 's Kätterli seit: „'s isch niene ke
Füür meh." —
„Sur=Chrut willi! Lueg, i dreib der 's Messer im Lib um!" —
„Lieber büt, as morn. De bringsch mi untere Bode
„ei Weg wie der ander, und 's Büebli besch mer scho gmordet." —
„Di soll der Dunder und 's Wetter in Grdsboden abe verschlage!"
Seit's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Kätterli nieder.
„O mi bluetig Herz!" so stöhnt's no lisli wo's umfallt.
„Chumm, o Schuflebueb, do beschmi, schufle mi
abe!"
Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe,
lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's rasslet im Nußbaum.
„Vizli Buzli roth mer du!" so rüeft er. Der Buzli,
hinterm Nußbaum stoht er, und chunnt und frogt en: „Was
fehlt der?"
„D'Kätheri bani verstoche, iez roth mer, was i soll mache!" —
„Isch das Alles?" seit der Buzli. „Weger de chasch ein
„doch verschrecken, aß me meint, was Wunder passiert seig!
„Närsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Isch nit dört der Rbi? und chumm, ich will di bigleite,
„'s stoht e Schiff am Gstad!" — Jez stige sie ebnen im Sunggäu
frisch ans Land, und quer durs Feld. Im einseme Wirthshus
brennt e Liecht. „Mer wenn doch luege, wer no do in isch",
seit der Grüen, „wer weiß, du chasch der d'Grille vertribe!"

Aber im Wirthshus sitze no spoti nächtligi Gselle,
und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.

„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnetder die do?
„Gstoche die; und no ne Trumpf! Und — gstoche das Herzli!“ —
's isch scho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne
iez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie spielisch so söllich ungschickt? Gstoche das Herzli,
lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
wiederholt's der Grüen, und wirft im Michel e Blick zue.
Drüber warnt's uf Zwölfi. Mit alliwil schlechtere Charte
spielt er allwil schlechter, und zahlt afange mit Chride.
Druf bets Zwölfi gschlage. Jez lengt er mit gringletem Finger
frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische Thaler?“
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glasige Scherbe,
thuet e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grüen a.
Aber der Buzli leert si Brenntewi-Gläsli und schmatzget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
„'s chömme büt viel Gäst, sie ben e lustige Firtig.
„Isch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigst Augusti?
„Treib am Ring, so lang de witt, de bringsch en nit abe!“
O, wie bet der Michel glost — e lustige Firtig!
O, wie bet er d'Füeß am Tischbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thut nit guet. Mit ängstlichem Bebe
stoht er uf, und seit ke Wort, und göhn mit enander,
vornen a der Grüen, und an de Ferse der Michel,
wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
Debbe ne Büchseschuß vom Wirthsbus stellt en der Buzli.
„Michel“, seit er, „lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!
„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'s gobt kei Luft, es schwankt kei Rast, es rüehrt si ke Läubli,
„und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette,
„oder machst der d'Uerthen und isch der 's Lebe verleidet?
„Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i mueß ders bikenne.
„Se, do besch e Messer! I ba's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der d'Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!“

* * *

So bet der Aetti verzehlt, und mit engbrüstigem Othem
seit druf d'Muetter: „Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
„nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete Mährli!“
„Jo, i bin jo ferig!“ erwiedert der Aetti, „dört lit er
„mit sim Ring im Dorne-G'bürst, wo d'Trostle nit singe.“

Aber d'Marei ſeit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denkſch, i merk nit, was er meint, und was er will ſage?
„Jo, der Vizli Buzli, das iſch die böſi Verſuechig.
„Lockt ſie nit, und füehrt ſie nit in Sünden und Elend,
„wenn e Menſch nit bette mag, und folgt nit, und ſchafft nüt!
„Und der lockig Gnab iſch gueti Warnig im Gewiſſe.
„O, i chenn mi Aetti wohl, und ſini Gidanke!"

Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuebl ſitz
für Baſſeltang, und Liechtſpöhn ſchnitz,
ſe chunnt e Herli wohlgimueth,
und frogt no frei: „Haut 's Meſſer guet?"

Und ſeit mer frei no Guete Tag!
Und woni lueg, und woni ſag:
„'s chönnt beſſer goh, und Große Dank!"
ſe wird mer 's Herz uf eimol drank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, iſch's nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
ſo gits mer ſcho kei Antwort meh.

Und ſieder ſchmeckt mer 's Eſſe nit;
ſtell umme, was de heſch und witt,
und wenn en Anders ſchloſe cha,
ſe höri alli Stunde ſchla.

Und was i ſchaff, das grotzet nit,
und alli Schritt und alli Tritt
ſe chunnt mim Sinn das Herli für,
und was i ſchwetz, iſch hinterfür.

's iſch wohr, es het e Gſichtli gha,
's verluegti ſi en Engel dra,
und 's ſeit mit ſo 'me freie Mueth,
ſo lieb und ſüeß: „Haut 's Meſſer guet?"

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört isch's an Hag und Hurst verbei,
und witers über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
se würdi ebe nümme gsund.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Müetterli, was isch im Mo'?"
He, siehsch's denn nit, a Ma?
„Jo weggerli, i sieh ne scho.
„Er het e Tschöpli a."

„Was tribt er denn die ganzi Nacht,
„er rüehret io kei Glied?"
He, siehsch nit, aß er Welle macht?
„Jo, ebe dreiht er d'Wied."

„Wär i, wie er, i blieb dehei,
„und machti d'Welle do."
He, isch er denn us üser Gmei?
Mer hen scho selber so.

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
Es wird em, was em g'hört.
Er ging wol gern — der sufer Gsell
muß schellewerche dört.

„Was het er bosget, Müetterli?
„Wer het en bannt dörthi?“
Me het em gseit der Dieterli,
e Nütnutz isch er gsi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
und het d'Butelli glert.

„Je, Müetterli, wer het em 's Geld
„zu so me Lebe ge?“
Du Närsch, er bet in Hus und Feld
scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stobt er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet si,
und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönsti Büechli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.

Und ebe gobt er uffem Steg,
se ruuscht em öbbis für:
„Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
„Jez, Dieter, chumm mit mir!“

Und uf und furt, und sider isch
kei Dieter wit und breit.
Dört obe stobt er im Gibüsch
und in der Einsemkeit.

Jez haut er iungi Büechli um;
iez chuchet er in d'Händ;
iez dreiht er d'Wied, und leit ſie drum,
und 's Suſe het en End.

So gohts dem arme Dieterli,
er iſch e gſtroſte Ma!
„O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
„i möchts nit mittem ha!"

Se büt di vorem böſe Ding,
's bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig iſch, ſe bet und ſing;
am Werchtig ſchaff di Sach.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm do us 's Rothsbere Hus,
's iſch wohr, 's ſieht proper us;
doch iſch's mer, ſie heigen o Müeih und Noth
und allerlei ſchweri Gidanke,
„Chromet ſüeßen Anke!"
wie's eben überal goht.

Jo weger, me meint, in der Stadt
ſeig alles ſuſer und glatt;
die Here ſehn eim ſo luſtig us,
und 's Chrütz iſch ehe durane,
„Chromet iungi Hahne!"
mengmol im pröperſte Hus.

Und wemme g'chämpft muß ha,
gohts, meini, ebnder no a
im Freie duſſe, wo d'Sunn o lacht,
und Bluemen und Aehri ſchwanke,
„Chromet ſüeßen Anke!"
und d'Sterne flimmere z'Nacht.

Und wenn der Tag verwacht,
was isch nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
er seig scho an der Chrischone *),
„Chromet grüeni Bohne!“
und chömm iez enanderno.

Und d'Vögeli meine's o,
sie werde so busper und froh,
und singe: „Her Gott dich loben wir!“
und 's glitzeret ebe z'send ane;
„Chromet iungi Hahne!“
's isch wohr, me verlueget si schier.

Und faßt e frische Mueth,
und denkt: Gott meint is guet,
sust hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o üebe.
„Chromet geli Rüebe!“
Mer bruuche ke Zuckerbrod.

Und innewendig am Thor
het menge d'Umhäng no vor,
er schloft no tief, und 's traumt em no.
Und ziehn sie der Umhang fürsi,
„Chromet schwarzi Chirsi!“
se simmer scho alli do.

Drum merke sie's selber schier,
und chömme zum Pläsier
ufs Land, und hole ne frische Mueth
im Adler und bi'm Schwane,
„Chromet iungi Hahne!“
und 's schmecktene zimli guet.

Und doch meint so ne Her,
er seig weiß Wunder mehr,

*) Alte Kirche auf einem Bergrücken.

und lueget ein numme halber a.
Es dunkt mi aber, er irr ſi;
„Chromet ſüeßi Chirſi!“
mi Hans iſch au no e Ma.

Rich ſin ſie, 's iſch kei Frog,
's Geld bet nit Platz im Trog.
Mir thuet bi'm Blueſt e Büeßli weh,
bi ihne heißt es: Dublone,
„Chromet grüeni Bohne!“
und hen no alliwil meh.

Was choſt en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Paſtetli, Strübli, Fleiſch und Fiſch,
und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!“
Der Platz fehlt uffem Tiſch.

Und erſt der Staat am Lib!
me cha's nit ſeh vor Chib.
Lueg numme die choſpere Junten a!
I wett, ſie ſchenkte mir ſie.
„Chromet ſchwarze Chirſi!“
Sie chönnte mini drum ha.

Doch iſch eim 's Herz bitrüebt,
ſe gib eim, was em b'liebt,
es ſchmeckt em nit, und freut en nit;
es gobt eim wie de Chranke.
„Chromet ſüeßen Anke!“
Was thuet me denn dermit?

Und bet me Chrütz und Harm,
ſen iſch me ringer arm;
me bet nit viel, und bruucht nit viel,
und iſch doch ſicher vor Diebe,
„Chromet geli Rüebe!“
Z'letzt chunnt men o zum Ziel.

Jo gell, wenn 's Stündli ſchlacht?
He io, 's bringt iedi Nacht
e Morgen, und me freut ſi druf.
Gott bet im Himmel Chrone.
„Chromet grüeni Bohne!"
Mer wen do das Gäßli uf.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie iſch d'Sunn ſo müed,
lueg, wie ſie d'Heimeth abeziebt!
O lueg, wie Strahl um Strahl verglimmt,
und wie ſie 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüſcht,
und wie ſie an der Stirne wüſcht.

's iſch wohr, ſie bet au übel Zit,
im Summer gar, der Weg iſch wit,
und Arbet find't ſie überall,
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will Alles Liecht und Wärme ha,
und ſpricht ſie um e Segen a.

Meng Blüemli bet ſie usſtaffiert,
und mit ſcharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gſeit: Heſch gnueg und witt no meh?
Und 's Chäferli bet hinteno
doch au ſi Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli bet ſie gſprengt,
und 's zitig Sömli uſe glengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel gwetzt?
Und kein goh hungerig ins Bett,
wo nit ſi Theil im Chröpfli bet.

Und wo am Baum e Chrieſi lacht,
ſe bet ſie'm rotbi Bäckli gmacht;

und wo im Feld en Aebri ſchwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
ſe bet ſie eben abe glengt,
und bet's mit Laub und Blueſt umbengt.

Und uf der Bleichi bet ſie gſchafft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher bet ſi ſelber gfreut,
doch bet er nit: Vergelts Gott! gſeit.
Und bet e Frau ne Wöſchli gha,
ſe bet ſie trochnet druf und dra.

's iſch weger wohr, und überal,
wo d'Sägeſen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen iſch,
ſe bet ſie gheuet froh und friſch.
Es iſch e Sach by miner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum iſch ſie iez ſo fölli müed,
und bruucht zum Schlof kei Obe-Lied;
kei Wunder, wenn ſie ſchnuuft und ſchwitzt.
Lueg wie ſie dört uf 's Bergli ſitzt!
Jez lächlet ſie zum letzte mol,
iez ſeit ſie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten iſch ſie! Bhüet di Gott!
Der Gubl, wo uffem Chilchtburn ſtobt,
bet no nit gnueg, er bſchaut ſie no.
Du Wundervitz, was gaſſch denn ſo?
Was gilts, ſie thuet der bald derfür,
und zieht e rotben Umhang für.

Sie buuret ein, die gueti Frau,
ſie bet ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
und chunnt ſie heim, nimmt er ſi Huet.
Und was i ſag, iez chunnt er bald,
dört ſitzt er ſcho im Fohre-Wald.

Er macht ſo lang, was tribt er echt?
Me meint ſchier gar, er trau nit recht.
Chumm numme, ſie iſch nümme do,
's wird Alles ſy, ſe ſchloft ſie ſcho.
Jez ſtobt er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möbuli grüeßt en überal.

Denkwol, mer göbn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im Gwiſſe bet,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe ſelber müed;
und öbbe bemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!

Die Mutter am Chriſt-Abend.

Er ſchloft; er ſchloft! Do lit er, wie ne Groſ!
Du lieben Engel, was i bitt,
bi Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schloſ!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Di Muetter gobt mit ſtillem Tritt,
ſie gobt mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henki der denn dra?
Ne ſchöne Lebkueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli,
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinſte Zucker-Mehl.

's iſch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz.
Gieb's ſparſem, wie der liebi Gott,
nit all' Tag beiſet er Zucker-Brod.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerſchönſte, woni ha,
's iſch nummen au kei Mösli dra.
Wer het ſie ſchöner, wer?

's iſch wohr, es iſch e Pracht,
was ſo en Oepfel lacht;
und iſch der Zucker-Beck e Ma,
ſe mach er ſo ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was bani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de ſchöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was iſch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's iſch au no di.
I leg der ſchöni Helgli dri,
und ſchöni Gibetli ſin ſelber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tauſig, no ne Ruethe!
Do iſch ſie ſcho, do iſch ſie ſcho!

's cha ſy, ſie freut di nit,
's cha ſy, ſie baut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderſt, ſen iſch's der gſund;
's mueß nit ſy, wenn d' nit witt.

Und willſch's nit anderſt ha,
in Gottis Name ſeig es drum!
Doch Muetter-Lieb iſch zart und frumm,
ſie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letſchli dra.

Jez wär er usſtaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,

und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli Alles gmacht.

De nimmsch's und dankſch mer's nit;
drum weiſch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Mueth,
und ſchmeckts der numme, ſen iſch's ſcho guet.

Bi'm Blueſt, der Wächter rüeft
ſcho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me ſi vertieft,
wenn's Herz an näumis Nabrig fin't!

Jez bhüetdi Gott der Her!
En andri Eheri mehr!
Der heilig Chriſt iſch bienecht cho,
het Chindes Fleiſch und Bluet ag'no!
Wärſch au ſo brav, wie er!

Eine Frage.

Sag, weiſch denn ſelber au, du liebi Seel,
was 's Wienechtchindli iſch, und beſch's bidenkt?
Denkwol i ſag der's und i freu mi druf.

O, 's iſch en Engel uſem Paradies,
mit ſanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Troſt und Sege gſchickt.
Er hüetet ſie am Bettli Tag und Nacht.
Er deckt ſie mittem weiche Fegge zue,
und weiht er ſie mit reinem Othem a,
wird 's Aeugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit ſie uf de Hände in der Gfohr,
günnt Blüemli für ſie uf der grüene Flur,
und ſtobt im Schnee und Rege d'Wienecht do,
ſe henkt er ſtill im Wienechtchindli-Baum

e schöne Früeblig in der Stuben uf,
und lächlet still, und bet si süeßi Freud,
und Mueterliebi beißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
sag Guete Tag, und Bhüetich Gott, und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt als Zuckerbrod.
's isch nit viel nutz. Die bet e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em Alles süeß
und liebli mache, thut em, was es will.
Gib Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d'Händ no z'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das isch di Dank!

Jez do siehts anderst dri ins Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welschi Nuß
und menge rothen Oepfel ab der Hurt,
e Gusebüchsli, doch wills Gott der Her
ke Gufe drin. Vom zarte Bese-Ris
e goldig Rüetbli, schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos, und meint,
es seig der Her im Hus, se hebt sie hberzt
de Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me lueget und lueget,
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer bet di Muetterherz so g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und gohr's der nit dur d'Seel,
wie dini Chindli, wie di Fleisch und Bluet

verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde stöhn
mit ihre breite Rufe, schüch und fremd?
Und Wi und Cafft schmeckt de doch so guet!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm!
Was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Buese, luegets a und briegt;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit gfehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Noch eine Frage.

Und weisch denn selber au, du liebi Seel,
warum de dini zarte Chinde d'Freud
in so ne stachlig Bäumli *) ine benksch?
Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
und spitzi Dörn, aß 's Büebli nit, wie's will,
die schöni Sache use höckle cha.
's wär nit gar übel gfehlt, doch weisch's nit recht.
Denkwol, i sag der's, und i freu mi druf.

Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll
der dornig Freudebaum en Abbild sy.
Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt,
de freusch di druf, doch in de Dörne hangts.

*) Stechpalme.

Was denkſch derzue? Zuem Erſte ſagi ſo:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt,
und wenn e ſcharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verſchrick nit drab, und ſtell di nit ſo fremd!
Di eigni Muetter ſelig, tröſt ſie Gott!
ſie het der 's Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es iſch e Wienechtchindli-Baum,
nooch bi nenander wohne Freud und Leid."

Zuem Zweite ſagi das: Es wär nit guet,
wenns anderſt wär. Was us de Dorne luegt,
ſieht gar viel gattiger und ſchöner us,
und 's fürnehmſt iſch, me het au länger dra.
's wär iuſt, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli ſchön und glitzrig hangt,
uf eimol in e Suppeſchüßli thät,
und ſtellti's umme: „Jß, ſo lang de magſch,
„und näumis do iſch!" Wärs nit Uhverſtand?

Zuem Dritte ſagi: Wemmen in der Welt
will Freude haſche, Vorſicht ghört derzue;
ſuſt lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck.
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's beſch,
ſe loß der's ſchmecke! Gunn der's Gott der Her!

Geſpenſt an der Kanderer Straße.

's git Gſpenſter, ſell iſch us und iſch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander bei,
und bring e Ruuſch! De triffſch e Plätzli a,
und dört verirrſch. J ſetz e Büeßli dra.

Vor Ziten iſch nit wit vo ſellem Platz
e Hüsli gſi; e Frau, e Chind, e Chatz
hen g'otbmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
ſi Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo ſie ghört: „Di Ma lit unterm Sand!“
ſe het me gmeint, ſie ſtoß de Chopf an d'Wand.
Doch holt ſie d'Pappe no vom Füür und blost,
und gits em Chind, und ſeit: „Du biſch mi Troſt!“

Und 's wärs au gſi. Doch ſchlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter ſitzt und ſpinnt,
und meint, 's ſeig in der Chuchi, rüeft und goht,
und ſieht no iuſt, wie's uffem Fußweg ſtoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis ſie 'm helfe will, ſen iſch's ſcho hi,
und rüehrt ſi nit, — e flöſche Bueb iſch's gſi.

Jez rüſtet ſie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und ſeit: „I folg der bald!“
Sie ſetzt ſi nieder, hüetet 's Grab und wacht,
und endli ſtirbt ſie in der nünte Nacht.

Und ſo verweſt der Lib in Luft und Wind.
Doch ſitzt der Geiſt no dört, und hüetet 's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht d'Chand'rer Stroß verbei an ſelbem Ort.

Und ſchwankt vo Chander her e trunkne Ma,
ſe ſiehts der Geiſt ſi'm Gang vo witem a,
und füehrt en abwärts, ſeig er, wer er ſei,
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet büſt und bott,
er bſinnt ſi: „Bini echterſt, woni ſott?“
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
ſe meint er, 's chreih e Guhl an ſellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck,
ſe maut ſie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er ſeig iez bald debei,
ſe ſtoht er wieder vor der Weſerei.

Doch wandle selli Stroß der nüchtere Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
passiren ihres Wegs. Verstöhnt der mi?

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
Er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie ben en alle trunke fern."

„So schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do besch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He 's chostet nüt!
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Bluememehl,
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er 's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„au Bluememehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster cho."

Er ladet ab; der Engel ſchenkt
e Schöpli guete Neuen i.
Er ſeit: „Do trink eis, wenn de magſch!“
Der Chäfer ſeit: „Sell cha ſcho ſy!“

Druf fliegt er zue ſi'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchſte Haſelburſt.
Es balgt und ſeit: „We blibſch ſo lang?“
Er ſeit: „Was chani für mi Durſt?“

Jez luegt er's a, und nimmts in Arm,
er chüßts, und iſch bim Schätzli froh.
Druf leit er ſi ins Todtebett,
und ſeit zuem Schätzli: „Chumm bal no!“

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De beſch au ſo ne luſtig Bluet.
Je, ſo ne Lebe, liebe Fründ,
es iſch wohl für e Thierli guet.

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunnert ehnen am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög ſi vorüber.
's chunnt ſo ſchwarz, — nei lueget, wie's blitzt, und loſet, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Gubl uffem Chilche-Thurm gabret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwil nöcher und alliwil ſtärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glaſt möcht' d'Auge verblende,
und iez bolet 's Chrüsli und ſitzet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gſeit, und bets e ſeltſeme Bueb ge,
iſch's der Friederli gſi in ſiner Juged, das weißi!
Aber ſchöner as er, iſch ken dur's Wieſethal gwandlet,
woner no Bure-Chnecht bi'm alte Statthalter gſi iſch.
Chruſi Löckli bet er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meiſters Vreneli bet an ihm ſi eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch iſch er numme der Chnecht gſi.

Nei, wie machts, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Räfstli Brod derzue? Jez sitzet und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
drunter isch's und drüber gange, was me cha sage,
Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no.
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere,
het si Sach verloren und Hunger glitten und bettlet;
menge hen si z'semme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land glo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebti Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene gstanden, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmeblen an Schmehle
het der Uebli gmeiht, und uf d'Egerte heimgfüehrt,
aber e wüste Ma zue dem, wie's ken me in siebe
Here Ländere git; in Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit 's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet-Zit chönnen erlide,
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle verleide",
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen und briegget,
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht
het der Uebli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe,
het er z'Nacht si Chrüegli glüpft bi'm brotene Ribbli.
„Vreni gang in Gheller, und Vreni leng mer z'trinke!"
het er mehr als zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gsinnet hen sie 'n emol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Debben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse?
Hender gmeint, io wohl! Scho z'Fasnecht isch er im Meister
us de Hände gwütscht, sust hett en der Statthalter ghüblet.

Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet
het mer ke Spur meh gha, bis öbben anfangs Aprille
stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön a Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
muetbig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinnig
hen sie 'n alli gern, und sage: „Seig du der Hauptma!
„Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
„hundert füfzig Ma und siebenesiebezig Buebe!"
Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge.
„Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
„wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
„bis au wieder Recht und Gsetz und Ordnig im Land isch."
Helfis Gott der Her! — Jez rüest der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uebli het gmetzget.
„'s wär e Site Speck wol us der Büttene zhole
„und e Dozzet Würst. Wie wär's? Doch 's Vreneli duurt mi.
„Besser isch's, es göhn e Paar, und singen ums Würstli!
„Saget, i löß en grüeßen, er solls im Friede verzehre,
„und mer vo der Sau doch au e Müesterli schicke.
„Hemmer nit menge Hirz us sine Gärte verscheuchet?
„Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli vertrette
„oder e Bäumli gschüttelt? Isch sine Chnechten und Buebe
„nummen au so viel gscheh? Sie hen doch ghüetet und gwässert
„z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag; sie chönne nit chlage.
„Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich gueti Verrichtig!"
Seit's und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem
Uebli.
„Guten Obe!" — „Dunderschieß! was hender, was wender?" —
„He, mer chömme do abe vom Sattel-Hof. Zeiget, wie finder!
„So het üse Meister gseit, so sagemer wieder."
Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Vreneli näume
dusse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofe-Bank glege,
und der Uebli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„Saget euerm Meister, — (es isch mit Ehre nit zmelde),
„Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister?
„'s lauft so Waar iez gnueg im Land, wo bettlen und stehle,
„Schere-Schlifer, Hafe-Binder, alti Soldate,
„Säge-Füler, Zeinemacher, anderi Strolche.

„Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
„Packetich, iez isch's hochi Zit!" — „He io der Gottswille!
„Rummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!" —
„Wart du Siebe=Chetzer, e Ribbe=Stückli wird guet sy!
„Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!
„Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luftige Strolche!" —
Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Ofe
d'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Vreneli dusse.
„Meisterne, iez isch's gfehlt, iez Meisterne helfet und rothet!
„Das und das isch gscheh, sie hen's nit an is verdienet.
„Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze ghütet
„z'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,
„kuntereri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
„Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede."
's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;
's Vreneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Vreneli knüpft am Fürtuech=Bendel. — „Seppli, spann's Roß a,
„und e Welle Strau, hesch ghört, und loß mer der Meister
„nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
„lueg, öb Alles sicher isch, und niene ke Volch stoht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tausig Sapermost, wie sin em d'Flammen ins Gsicht cho!
Wo ner sie frogt: „Was hender?" und wo sie 'm dütliche B'richt gen:
„Nüt, und wüssetder was? Göhnt ihr enandermol selber!
„'s isch em Uehli z'heiß, der sollet cho, go nem blose!" —
„'s isch e Wort, i gang!" seit iez der Hauptma und funklet,
„'s soll ihn nit lange brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!
„Uehli, du hesch 's lezt im Käf, sel chani der sage!"
Seits, und pfift in Wald, und gschwinder als me ne Hand chert,
pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
und es lauft derher von allen Orten und Ende.
„Allo frisch, bergab! Der Egerten=Uehli het gmetzget,
„'s gobt in eim iez bi, mer metzge hinecht der Uehli!
„'s duuret mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke."
Iez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!

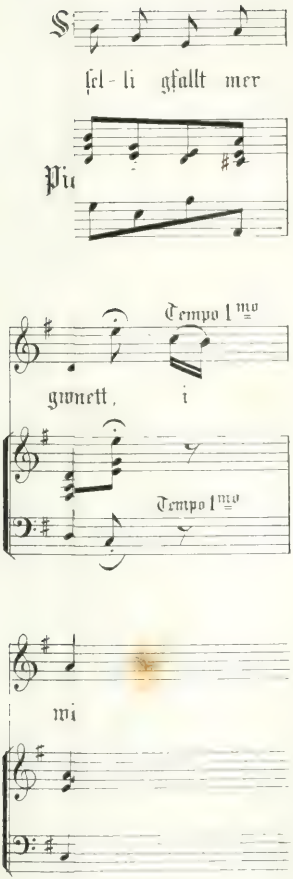
D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
fehns und huure nieder am Steine-Brückli und bette:
„Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau usen an Wald chunnt,
düsslet er: „Bueb z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
„'s chönnt d'Faktorene sy, sie isch die Nemtig go Basel,
„und der müent sie nit verschrecke, lönt mi ellei goh!"
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
und goht uffen dar, und lueget em fründlig in d'Auge.
„Friedli, bisch's?" — „I meins emol!" — „Se bis mer Gottwilche
„unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
„Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
„ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
„Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Sepli
„dussen am Wasserstei. Es wär sust anderster gange.
„O, de glaubsch nit, wieni gstrost bi. Besseri Zite
„bani glebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vorüber.
„Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
„schöni Gumpist-Aepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,
„do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würstli,
„und e Vogel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutschet,
„'s isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tubak.
„Chumm e wenig absits, bis do die Wälder vorbi sin,
„und bis ordli, besch ghört, und nimm die Gwissen in Obacht."
Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uebli mueß sterbe!
„'s isch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli seit: „Jez los mer e
Wörtli:
„Gschwore besch, und io, wenns Zit isch, sterbe mer alli,
„und der Uebli au, doch loß du lebe, was Gott will,
„und denk an di selber und an die chünftige Zite.
„So blibisch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
„Bisch nit im Land deheim, und besch nit Vater und Muetter?
„Debbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli Güetli
„in der Langenau, und gfallt der e Meidi, de hättsch's gern,
„isch's bim Aetti nit Nei, do chasch no Stabhalter werde.
„Nimm, wie müeßts der werden, an so ne Missethat z'denke,
„und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!
„Halts im Uebli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
„'s isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!

„Schlachts nit z'Schopfen Delñ! 's isch Zit, se sag mer, witt
folge?
Aber der Friederli stobt, er stobt in schwere Gidanke,
und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schwetzen, und cha nit.
Endli bricht em 's Herz. „Nu io denn, wenn d' mer e Schmutz
gisch!
„Bhüetdi Gott der Her, und io, i will mi bikehre.
„Buebe, iez packet uf, mer wenn im Friede verlieb neh!
„Göhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
Seit's, und gobt in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drinn verlösche.
Endli gobt er au, doch luege mengmol enander
d'Manne a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochter lit iez bim Uebli und stoßt en:
„Schnarchle mer doch nit so! Me cha io nit nebe der schlofe!"
Und der Uebli zuckt und streckt si: „Vreni, wie isch mer?" —
„He, wie wird's der sy?" — „I ha ne bluetige Traum gha.
„Vreni, 's gobt nit guet, i ha mi selber seb metzge.
„Hen sie mi nit verstochen, und in der Büttene brüeibet,
„mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie mers so weh thuet!"
Aber 's Vreneli seit: „He, 's macht nüt. Chunnt der nit mengmol
öbbis für? Jez isch es d'Sau, drum besch di seb metzge."
Aber 's Uebli's Schlof isch us und schweri Gidanke
chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
bis er's Chaffi trinkt, bis 's Vreneli Suppen ischnidet,
bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„Chümmi, Reckholder-Veri! Will Nieme nüt chrome do inne?" —
„Nei, der löset nüt!" — „Drum isch's mer au nit ums Löse!
„Chönnti, Meister Uebli, mit euch e wengeli rede?
„Isch das eui Frau, se mag sie's hören, es schadt nüt.
„Nechte fahri selb feust mit Waar der Wiese no abe,
„i, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richterli's Rößli und Matthis.
„Womer an Farnau chömme, se stobts voll Mannen und Buebe
„links im Wald, und an der Stroß e luftige Kerli.
„'s stobt e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
„wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
„bet der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bimer?
„So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uebli mueß
sterbe!

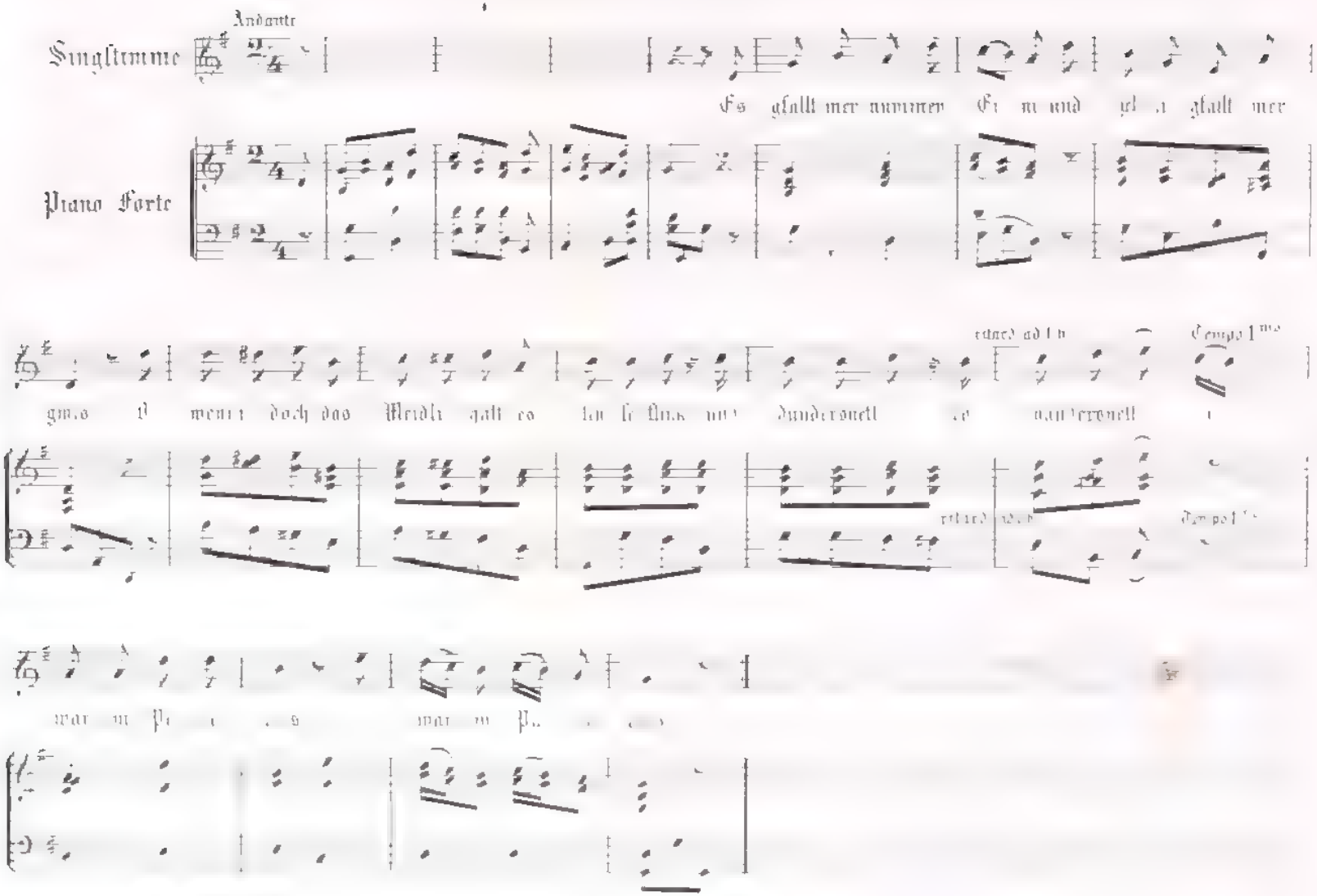
„Woni neben abe gang, se seit er's zum Wibsbild.
„Witers weiß i nüt, und witers chani nüt sage;
„warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's Wegs furt.
„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez selber, was guet isch.“ —
Wie bet 's Vreneli glost! Doch bhaltet's verständigi Bsinnig.
„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?“
Aber 's Uehlis Ghör isch weg, er lit in der Ohnacht,
d'Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
d'Zungen isch em gläbmt, sie lueget vor usen, und chölschblau
isch er bis an Hals. Me bolt der Meister vo Hage,
bolt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit z'helfe.
Friedli, du besch d'Wobret gseit, der Uebli mueß sterbe.
Vormittag isch's so, und Nomittag isch's anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und endet;
und am Zistig d'ruf, se singt's baupthöchlige: „Mitten
wir im Leben sind“ — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit ben sie en, sell isch gwiß, doch beißt es, en Andre
heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Ghr.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site
gladen, und der sehnt en Ghr mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg. Es isch der Egerte-Uebli.
Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie gseh.

Aber wer wird iez mit Zuespruch 's Vreneli tröste?
Groß isch 's Leid iust nit, und siebe Woche no Pfingste
rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli bet der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit!
„So ne vertlaufene Burst mit miner liebliche Tochter,
„Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchtbus.“
Aber was isch's gsi? — Es isch die einzige Tochter,
und isch Frau für ihns, und mag er rotben und warne,
muß ers ebe lo gscheh, — doch bets em nümmen ins Hus dörft,
bets au nümme bitrette, bis no Micheli si Vater
z'Wil dur d'Wiese ritet, er bet e Wage voll Wi chauft.
Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
und chunnt usem Weg, und 's tribt en aben und abe
bis er abem Choli fallt und nümmen ans Gstad chunnt.
An der Schore-Bruck dört ben sie 'n mornderigs gfunde.

Aber iez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
und nimmt Bsitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zu Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn öbbe
mittem Huet in der Hand e Langenauer vorbei goht?
Isch's nit mi Her Frieder mit siner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
fangt's nit vornen a? — Z'letzt sage d'Burger: „Der Hügli
„cha io nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
„'s wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere.
„Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
„und si Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
„isch die guete Stund, und gscheit, no gscheiter als Er schier.
„Sager nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„Nu, se sagi Jo, 's regiere chunnt mi nit suur a."
Dreimol chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,
lueget, wie's dur d'Chlimse blitzt! — Im Pflueg und im Engel
hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke.
Wohr isch's, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchise,
und im Vreneli gunni 's au. In d'Schopfemer Chilche
het er en Orgle gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(z'Huse stoht si no); d'Marodi het er vertriebe,
und uf d'Burger Obsicht treit, und grothen und gwarnet.
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
mit enander glebt, und Guts an Armen erwiese,
io, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer
Chilchspiel
mengi Famili her, und blüeibt in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und bhüetis Gott! Ins Here Gotts Name!
das het gchlöpft, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag gsi!
Mengi Famili, se sagi — die wenigste wüsse's meh selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi iez sage.
Zwor isch 's Chrüegli leer — nei loset, was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles der Drau zue.


ſel - li gfallt mer
Pia
Tempo 1mo
gwnett, i
Tempo 1mo
wi

Hans und Verene.



Der Schreinergeſell.

Mi Hamberch hätti glehrt, ſo ſo, la la,
doch ſtoht mer 's Trinke gar viel beſſer a,
as 's Schaffe, ſel bikenni frei und frank,
der Rucke bricht me ſchier am Hobelbank.

Drum bet mer d'Muetter mengmol prophezeit:
„Du chunnſch ke Meiſter über wit und breit!"
Z'letzt bani's ſelber glaubt, und denkt: Iſch's ſo,
wie wirds mer echterſt in der Fremdi go?

Wie iſch's mer gange? Numme z'guet! I ha
in wenig Wuche ſiebe Meiſter gha.
O Müetterli, wie falſch beſch prophezeit:
I chömm kei Meiſter über, beſch mer gſeit.

Hans und Verene.

(Mit einer Melodie.)

Es gfallt mer nummen eini,
und ſelli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es iſch ſo flink und dundersnett,
ſo dundersnett,
i wär im Paradies!

's iſch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gſichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's ſieh vo witem,
ſe ſtigt mer 's Bluet ins Gſicht;
es wird mer übers Herz ſo chnapp,
und 's Waſſer lauft mer d'Backen ab,
wohl d'Backen ab,
i weiß nit, wie mer gſchicht.

Am Ziſtig früeih bim Brunne
ſe redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es iſch der näume gar nicht recht,
nei gar nit recht!“
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em ſolle ſage,
und hätti 's numme gſeit!
Und wenni nummer richer wär,
und wär mer nit mi Herz ſo ſchwer,
mi Herz ſo ſchwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat,
und ſag em's wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
ſo bini morn Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, ſell iſch wohr.
Doch bani no nüt Unrechts tho,
und ſufer gwachſe wäri io,
das wäri io,
mit ſellem hätts ke Gfohr.

Was wiſplet in de Hürſte,
was rüehrt ſi echterſt dört?
Es viſperlet, es ruuſcht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi Näumer ghört.

„Do bini io, do heſch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„I ha's ſcho ſiderm Spöthlig gmerkt;
„am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt,
io, völlig bſtärkt.
„Und worum feiſch's denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülde,
„und bisch nit rich an Gold,
„en ehrli Gmüeth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli, isch's so?
De besch mi usem Fegfüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei nümme tolt.
Jo, frili willi, io!

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
se het er vo der Bauwele g'chauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft dervo.
Was laufisch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie stöhn wie großi Here do;
sie meine 's heigs sust Niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.

Meng Some=Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und ſchnei's, ſo lang es ſchneie mag,
es wartet uf ſi Oſtertag.

Meng Summer=Vögli ſchöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf ſi Oſtertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und ſieder ſchlofts, und 's iſch em wohl.

Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli ſingt,
und d'Sunne=Wärmi abedringt,
Potz tauſig, wacht's in jedem Grab,
Und ſtreift ſi Todte=Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli iſch,
ſchlieft 's Leben uſe iung und friſch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Brösli Brod wär ſi Begehr.
Es luegt ein ſo erbärmli a;
's hei ſieder nechte nüt mehr gha.
Gell Bürſtli, ſell iſch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do beſch! Loß andern au dervo!
Biſch hungerig, chaſch wieder cho! —
's mueß wohr ſy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie ſeihe nit, und ernde nit!
„ſie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt ſie doch.“

Das Habermuß.

's Haber=Mueß wär ferig, ſe chömmet ihr Chinder und eſſet!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.
aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli ſchwarz wird.

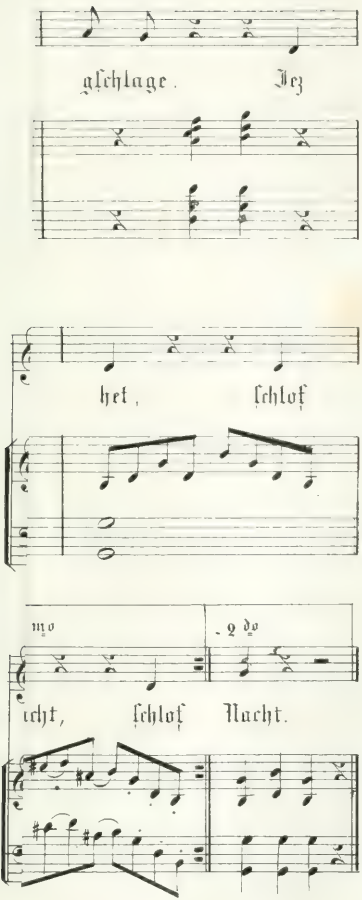
Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D'Haber-Chörnli het der Aetti zwische de Fure
gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr.
Aß es gwachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli,
nei, es schloft und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schliest us de Windlen, es streckt e Würzeli abe,
tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
wie 's denn witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem
güggelet's zum Boden us, — Potz tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar fölli.
Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land-Stroß,
strickt und lueget aben, as wie ne fründlige Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"
Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar fölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"

Esset, Chindli, gsegn' es Gott! und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit uf's Chiimli. Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer niede hurniglet's.

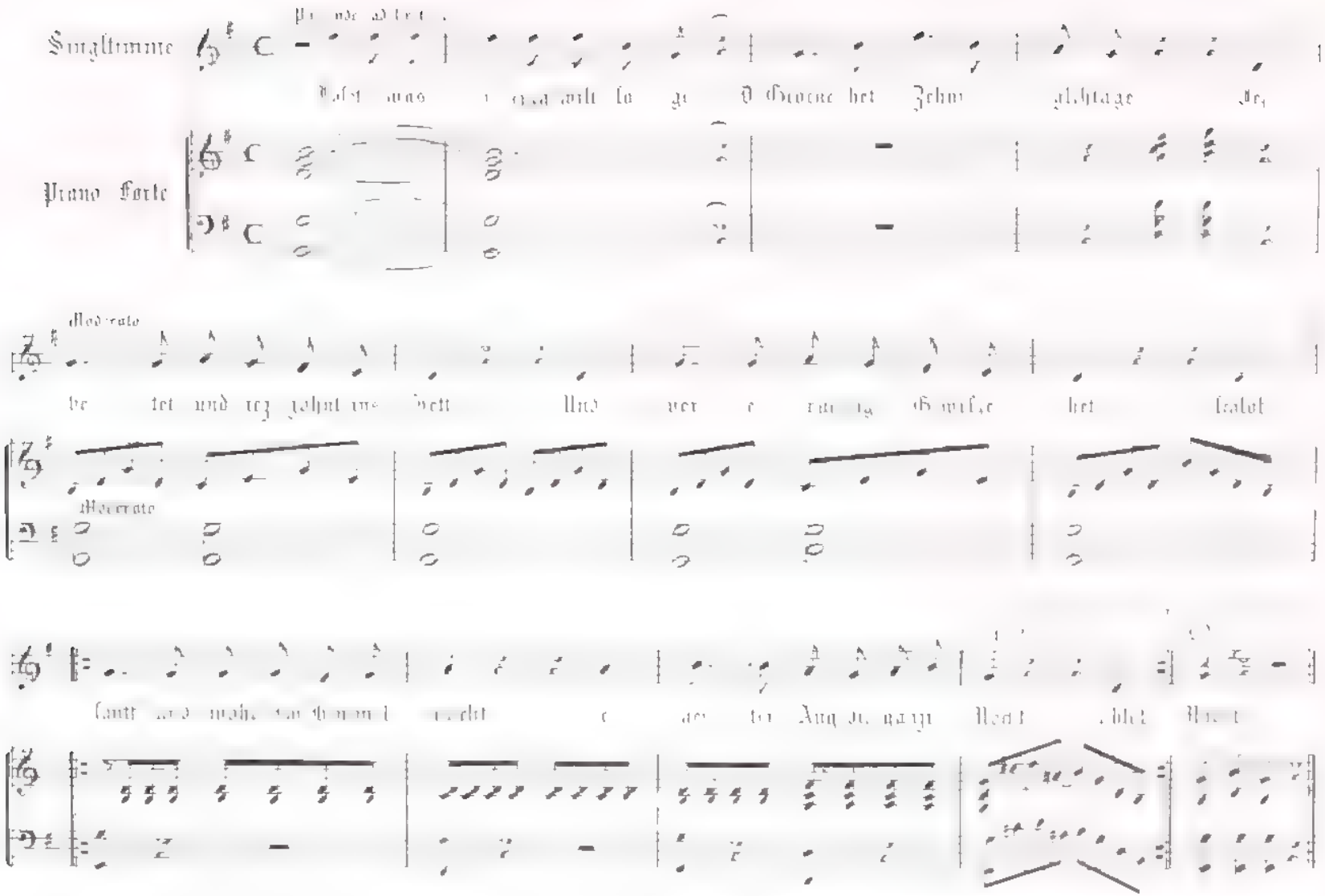
Schocheli schoch, wie schnatteret iez und briegget mi Chiimli,
und der Boden isch zue, und 's bet gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will?
„oder förcht sie au, es frier sie? Wäri doch bliebe,
„woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtigi Wärmi."
Lueget, Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe."
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser,
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Mai-Tag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Blueft, und grüenet der Pflum-Baum;
nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit debinte!"
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer bet em sie gwobe?
und iez schießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schliest en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer bet an sidene Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gar sölli.
Jez hangt Blueft an Blueft am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilch-Stuehl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,
luege, was er macht, und singen: Gie Popeie!
Und 's Schi-Würmli chunnt, Potz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlose.

Esset, Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesi gumme no Pfingste;


gſchlage. Jez
het, ſchlof
mo
2 do
icht, ſchlof Nacht.

Der Wächterruf.



ſieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
ſieder hen ſie Rogge gſchnitte, Weizen und Gerſte,
und die arme Chinder ben barfis zwiſchen de Stupfle
gfalleni Aehri gleſen, und 's Müüsli hetene gbulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gſchwankt und gſeit: „Jez iſchs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit iſch us, was thueni ellei do,
„zwiſche de Stupfel-Rüeben, und zwiſche de Grumbiere-Stude?“
Druf iſch d'Muetter uſen und 's Eferſinli und 's Plunni,
's het ein ſcho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Gndli hemmer en brocht und in der ſtaubige Schüre
bei ſie'n drösch von früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf iſch 's Müllers Eſel cho, und betten in d'Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feiſter Milch vom iunge fleckige Chüeibli
betten 's Müetterli g'chocht im Täpfi. — Geltet, 's iſch guet gſi?
Wüſchet d'Löffel ab, und bett eis: Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Oſer am Simſe!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, ſe chömmetder Zibertli über.

Wächterruf.

(Mit einer Melodie.)

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Zehni gſchlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
und wer e rüeihig Gwiſſe het,
ſchlof ſanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Delfi gſchlage.
Und wer no an der Arbet ſchwitzt,
und wer no bi der Charte ſitzt,
dem bieti iez zuem letztemol, —
's iſch hochi Zit — und ſchlofet wohl!

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Zwölfi gſchlage.
Und wo no in der Mitternacht
e Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
ſe geb der Gott e rüeibige Stund,
und mach di wieder froh und gſund!

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Eis gſchlage!
Und wo mit Satans Gheiß und Roth
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffen, aber gſchieht's —
gang heim! Der himmliſch Richter ſieht's.

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Zwei gſchlage.
Und wem ſcho wieder, eh's no tagt,
die ſchweri Sorg am Herzen nagt,
du arme Tropf, di Schlof iſch bi!
Gott ſorgt! Es wär nit nötbig gſi.

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Drü gſchlage.
Die Morgeſtund am Himmel ſchwebt,
Und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott und faß e frobe Mueth,
und gang ans Gſchäft, und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er ſprichtich um e Wohlthat a,
e Stückli Brod ab euem Tiſch,
wenns eue guete Willen iſch!
He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibere bini uf der Straß,
und uf der Straß in Sturm und Wind

erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
und d'Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Soldate-Tod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
vor Laudon's Zelt und Fahne gwacht,
i bi bi'm Paschal Paoli
in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerd und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen si mi mit labmem Arm
ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!

„Chumm, arme Ma!
I gunn der's wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
und tröst' di, bis es besser goht."

Vergelts der Her, und dankder Gott,
du zarten Engel, wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerd und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb di'm Schatz e sicher Gleit,
und bring der bald e gsunde Ma!
's goht ziemli scharf vor Mantua.
's cha sy, i chönnt der Meldig ge. —
Was luegsch mi a, und wirsch wie Schnee?
Denkwol i benk mi Bettelgwand,
mi falsche graue Bart an d'Wand?
Jez bschau mi recht, und chennsch mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do?
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl bet mi bigleitet di liebligi Gstalt,
uf duftige Matte, im schattige Wald.
Wohl bet di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott bet mer willfahrt,
und bet mer mi Friedli und bet mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buse, wie bini so froh!
O Mutter, chumm weidli, mi Friedli isch do.

Der Storch.

(Nach dem Frieden.)

Willkumm, Her Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiher d'Frösche scho?
Und meinsch, der Winter heig si Sach,
und 's besser Wetter chömm alsgmach?

He io, der Schnee gieng überal;
me meint, es werd scho grüen im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weiht ein a so mild und lau.

Nei loset, wiener welsche cha!
Verstoht men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us wite fremde Ländere her.

Was bringsch denn Neu's us Afrika?
Sie ben gwis au so Umständ gba,
und d'Büchse gspannt und d'Säbel gwetzt,
und Freiheits-Bäum vor d'Chilche gsetzt?

Drum besch so rothi Strümpfli a.
Isch öbbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
Wo besch die schwarze Fegge gno?
Bisch öbbe z'nooch an d'Flamme cho?

Um das hättſch über Land und Meer
nit reiſe dörfe hi und her
vom Rhi=Strom bis in Afrika;
de hättſch's io in der Nööchi gha.

Mer wüſſe leider au dervo,
und mengi Wunde bluetet no,
und 's druckt no menge Chummer ſchwer,
und menge ſchöne Trog iſch leer.

Und witer an den Alpe hi,
iſch's, Gott erbarms, no ärger gſi,
und Weh und Ach het uſem Wald
und us de Berge wiederhallt.

An 's Wilhelm Telle Freiheits=Huet
hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
Wie hets nit ummen blitzt und g'chracht,
und dundret in der Wetter=Nacht!

Doch öbben in der Wetter=Nacht
het Gottis Engel au no gwacht.
„Jo frili," ſeit er, „Chlip und Chlap!"
und ſchwenkt der Schnabel uf und ab.

Gang, Muetter, und heiß 's Büebli cho!
Lueg, Chind, di Storch iſch wieder do!
Sag: Grüeß di Gott! Was bringſch mer mit?
I glaub, bi'm Blueſt, er chennt di nit.

's machts, weil d' ſo groß und ſufer biſch,
und 's Löckli chrüſer worden iſch.
Fern beſch no ſo ne Jüppli gha,
iez beſch ſcho gſtreifti Hösli a.

Er pepperet no alliwil,
und 's ſchint, er wiß no fölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het ſi Gfalle ſelber dra.

's iſch gnueg, Her Storch! Mer wüſſe's ſcho,
und was de ſeiſch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no ſtoht,
und alles gſund iſch — Dank der Gott!

He io, 's mag wieder ziemli go,
und 's Feld-Piket iſch nümme do;
wo Lager gſi ſin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflueg im Ackerfeld.

Und der, wo d'Storche beißet cho,
und d'Rabe nährt, iſch au no do,
er ſchafft den Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Preſten us.

Und wo me luegt und luege cha,
ſe lächlet ein der Frieden a,
wie Morgeliecht, wenn d'Nacht vergoht,
und d'Sunne hinter de Tanne ſtoht.

Gang lueg e wenig d'Gegnig a!
I glaub, de wirſch e Gfalle ha.
Mi Matten iſch der wohl bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Und triffſch am Bach e Fröſchli a,
ſen iſch's der gunnt. Verſtick nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Imme goh!
Mi Große ſeit, ſie fliege ſcho.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Iez hani alli ſchlofe gleit;
„ſie ſin vom Schaffe her und hi
„gar fölli müed und ſchlöfrig gſi,
„und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
„i cha faſt uf kei Bei meh ſtoh."

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
ſe ſinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig ſeit: „Jez iſch's an mir!"
Gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür.
Er düſelet hinter d'Sterne no,
und cha ſchier gar nit obſi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
ſie ſchloft im ſtille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit iſch do!"
Sie ſeit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeeche göht,
und heiter uf de Berge ſtoht
der Sunntig, und 's ſchloft Alles no;
es ſieht und hört en Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſo ſtoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinen Auge mild und guet,
und mittem Meien uffem Huet.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
es freut en, wemme ſchlofe mag,
und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo lisli cho,
Drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſche Maieluft,
voll Chriſi-Blueſt und Schleeche-Duft!
und d'Immli ſammle flink und friſch,
ſie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maie-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er bringt io in si'm Himmels-Glast
„dur Bluest und Laub in Hurst und Rast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts di müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
Doch schlofsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De ſchloſſch und hörſch mi Bhüetdi Gott,
de hörſch mi ſehnli Chlage nit.
Wärs beſſer, wenn de's höre chönntſch?
Nei, weger nei!

O 's iſch der wohl, es iſch der wohl!
Und wenni numme bi der wär,
ſe wär ſcho Alles recht und guet.
Mer tolten is.

De ſchloſſch und achtiſch 's Unrueih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im ſtille Dorf.

Und wenns am ſchwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
ſe fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeih im Morgeroth
bis ſpot in d'Mittnacht b'chümmeret het,
Gottlob, es ficht di nimmen a
im ſtille Grab.

Es iſch der wohl, o 's iſch der wohl!
und Alles, was de glitte beſch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuets nümme weh.

Drum, wenni numme bi der wär,
ſo wär io Alles recht und guet.
Jez ſitzi do, und weiß kei Troſt
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill iſch,
ſe chunnt mi Samſtig z'Oben au,
und druf, ſe grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme ſchnuuf,
und wenn ſie 's Schloflied gſunge hen,
ſe ſchüttle ſie mer's Deckbett uf,
und — Bhüetdi Gott!

I ſchlof derno ſo ſanft wie du,
und hör im Chilch=Thurn 's Unrueih nit.
Mer ſchlofe, bis am Sunntig früeih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel ſinge 's Morgelied,
ſe ſtöhn mer mit enander uf,
erquickt und gſund.

Und 's ſtoht e neue Chilche do,
ſie funklet hell im Morgeroth.
Mer gehn, und ſingen am Altar
Hallelujah.

Der Wächter in der Mitternacht.

„Loſet, was i euch will ſage!
„D'Glocke het Zwölfi gſchlage."

Wie ſtill iſch Alles! Wie verborgen iſch
was Lebe heißt, im Schooß der Mitternacht
uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menſchetritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem ſchnuuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
's litt Alles hinterm Umhang iez und ſchloft;
und öb mit liichtem Fueß und ſtillem Tritt
e Geiſt vorüber wandlet, weißi nit.

Doch was i ſag, ruuſcht nit der Tiich? Er ſchießt
im Leerlauf ab am müede Mühli=Rad,

und näume ſchliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uihl im ſtille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
die großi Nacht-Laterne dört, der Mond?
Still hangt ſie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege-Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keine Dächer ſieht
und numme do und dört e fründli Liecht.

Wie wirds mer doch uf eimol ſo kurios?
wie wirds mer doch ſo weich um Bruſt und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.

„Loſet, was i euch will ſage!
„D'Glocke het Zwölfi gſchlage.

„Und iſchs ſo ſchwarz und finſter do,
„ſe ſchine d'Sternli no ſo froh,
„und us der Heimeth chunnt der Schi,
„'s muß lieblig in der Heimeth ſy!"

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es iſch mer, d'Thür ſeig off,
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, öb no alles iſch
wie almig. 's iſch mer doch bis dato ken
bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
und rüef de Todte, — nei, ſell thueni nit!
Still willi uf de ſtilli Gräbere goh!
Sie hen io d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
iſch au ſcho ihre Mitternacht verbei?
's cha ſy, es fallt no dunkler alliwil
und ſchwärzer uf ſie abe, — d'Nacht iſch lang.
's cha ſy, es zuckt e Streifli Morgeroth
ſchon an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie isch's so heimli do? Sie schlofe wohl,
Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
sel läugni nit; doch isch nit Alles todt,
I hör io 's Unrueih in der Chilche; 's isch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
dört mittem Tschäubbeli am grüene Nast,
und pfift dur d'Scheie her am Garte-Hag.
Sie chuuchet füecht an d'Chilche-Mur und chalt!
die lange Fenster schnattere deroo
und 's lopperig Chrüz. Und lueg, do lüftet sie
en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
se ben sie au di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d'Liechtli us der Heimeth schine dri!

He nu, es gohtis alle so. Der Schlof
zwingt Jeden uffem Weg, und eh er gar
in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
zum letzte mol do niden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf
und chömmen use, bemmer nümme wit,
e Stündli ebben, oder nitemol. —
Se stolperi denn au no d'Stäpfli ab,
und bi so nüechter bliebe bienechtie.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Sternli schine no so froh,
„und us der Heimeth schimmerts so,
„und 's isch no umme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit!"

Wo bini gsi? Wo bini echterst iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,
und witers nüt? Nei weger, witers nüt!

Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e stille Chilchhof? Schloft nit Alles do,
wie dört, vom lange müede Wachen us!
vo Freud und Leid, und isch in Gottis Hand,
do unterm Straub-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, bis es taget um sie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und schwarz
au d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verschlofen isch der Tag deswegen nie;
und bis i wieder chumm, und no ne mol,
se gen mer d'Gühl scho Antwort, wenni rüef,
se weibt mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
alsgmach der Umhang obsi; 's Morgeliecht,
es rieslet still in d'Nacht, und endli wahlt's
in goldne Strömen über Berg und Thal.
Es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
e Lade do und dört e Husthür uf,
und 's Lebe wandlet use frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig sy,
wenn mit der Zit die letzti Nacht versinkt,
und alli goldne Sterne groß und chlei,
und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
in Himmels-Liecht verrinnen, und der Glast
bis in die tiefe Gräber abe dringt,
nnd d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!"
und Alles usem Schlof verwacht, und do
ne Lade ufgoht, dört e schweri Thür!
Die Todte luegen use iung und schön.
's het menge Schade guetet übernacht,
und menge tiefe Schnatte bis ins Herz
isch heil. Sie luegen use gsund und schön,
und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft. Sie stärkt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald so chäm!

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Liechtli brennen alli no;
„der Tag will iemerſt no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„er hört wohl, wenn es Vieri ſchlacht."

Der zufriedene Landmann.

Denkwol, iez lengi au in Sack,
und trink e Pfifli Rauchtubak,
und fahr iez heim mit Eg und Pflueg,
der Laubi meint ſcho lang, 's ſeig gnueg.

Und wenn der Kaiſer uſem Roth
in Feld und Forſt uf 's Jage goht,
ſe lengt er denkwol au in Sack,
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Doch trinkt er wenig Freud und Luſt,
es iſch em näume gar nit iuſt.
Die goldne Chrone drucke ſchwer;
's iſch nit, as wenns e Schie-Huet wär.

Wohl goht em menge Batzen i,
doch will au Menge gfuettert ſy;
und woner lost, iſch Bitt und Bitt,
und Alli tröſte chaner nit.

Und wenn er hilft, und ſorgt und wacht
vom früeihe Morge bis in d'Nacht,
und meint, iez beig er Alles tho,
ſe het er erſt ke Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe bluetig roth,
der Jenneral im Lager ſtoht,
ſo lengt er endli au in Sack
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Doch ſchmeckts em nit im wilde Gwüehl,
bi'm Ach und Weh und Saiteſpiel;
er het turnieret um und um,
und Niemes will en lobe drum.

Und Fürio und Mordio
und ſchweri Wetter ziehnem no;
do lit der Granedier im Bluet,
und dört e Dorf in Rauch und Gluet.

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
der Chaufherr reist im wite Feld,
ſe lengt er eben au in Sack,
und holt ſi Pfifli Rauchtubak.

Doch ſchmeckts der nit, du arme Ma!
Me ſieht der dini Sorgen a,
und 's Ei mol Eis, es iſch e Gruus,
es luegt der zu den Augen us.

De treiſch ſo ſchwer, es thuet der weh;
doch heſch nit gnueg, und möchtſch no meh,
und weiſch io nit, wo ane mit;
drum ſchmeckt der au di Pfifli nit.

Mir ſchmeckts, Gottlob, und 's iſch mer gſund.
Der Weize lit im füechte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit ſim Othem ſegnets Gott.

Und 's Anne Meile ſtink und froh,
es wartet mit der Suppe ſcho,
und d'Chinderli am chleini Tiſch,
me weiß nit, welles 's fürnehmſt iſch.

Drum ſchmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denkwol, i füllmers no ne mol!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Mueth,
und heimetzue ſchmeckt Alles guet.

Die Vergänglichkeit.

(Geſpräch auf der Straße nach Baſel, zwiſchen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bueb ſeit zum Aetti:

Faſt allmol, Aetti, wenn mer 's Röttler Schloß
ſo vor de Auge ſtoht, ſe denki dra,
öbs üſem Hus echt au emol ſo goht.
Stohts denn nit dört, ſo ſchudrig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruſet eim,
wie länger as me's bſchaut. Und üſer Hus,
es ſitzt io wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenſter glitzeren, es iſch e Staat.
Schwetz, Aetti, gohts em echterſt au no ſo?
I mein emol, es chönn ſchier gar nit ſy.

Der Aetti ſeit:

Du guete Burſch, 's cha frili ſy, was meinſch?
's chunnt Alles iung und neu, und Alles ſchlicht
ſim Alter zue, und Alles nimmt en End,
und nüt ſtoht ſtill. Hörſch nit, wie 's Waſſer ruuſcht
und ſiehſch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr ſi kein, und doch
ruckt Alles witers, Alles chunnt und goht.

Je, 's iſch nit anderſt, lueg mi a, wie d'witt.
De biſch no iung; närſch, i bi au ſo gſi,
iez würds mer anderſt, 's Alter, 's Alter chunnt,
und woni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Baſel oder heim,
's iſch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
briegg, alder nit! Und bis de biſch wien ich,
e gſtandne Ma, ſe bini nümme do,
und d'Schof und Geiße weiden uf mi'm Grab,
io wegerli, und 's Hus wird alt und wüeſt;
der Rege wäſcht der's wüeſter alli Nacht,
und d'Sunne bleicht der's ſchwärzer alli Tag,
und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift

der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au
no d'Auge zue; es chömme Chindes-Chind,
und pletze dra. Z'letzt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
zweitusig zehlt, isch Alles z'semme g'keit,
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
goht mit der Zit der Pflueg. —

Der Bueb seit:

Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
's sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, wonni g'chennt ha, lit scho lang
im Chrüz-Gang hinterm Münster-Platz und schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,
goht Basel au in's Grab, und streckt no do
und dört e Glied zuem Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebel-Wand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger niste drinn —
's isch schad derfür! Und sin bis dörthi d'Lüt
so närsch wie iez, se göhn au Gspenster um.
d'Frau Faste, 's isch mer iez, sie fang scho a,
mer seits emol, — der Lippi Läppeli,
und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwetz lisli, Aetti, bis mer über d'Bruck
do sin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe iagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eier-Meidli glege, halber fuul,
's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi schnuft?

Der Aetti ſeit:

Er het der Pfnüſel, ſeig doch nit ſo närſch!
Hüſt Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
ſie thüen der nüt meh! — Je, was hani gſeit?
Vo Baſel, aß es au emol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wanders-Ma
ne halbi Stund, e Stund wit dra verbei,
ſe luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und ſeit ſi'm Kamerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört iſch Baſel gſtande! Selle Thurn
„ſeig d'Peters-Chilche gſi, 's iſch ſchad derfür!"

Der Bueb ſeit:

Nei, Aetti, iſch's der Ernſt, 's cha nit ſy!

Der Aetti ſeit:

Je, 's iſch nit anderſt, lueg mi a, wie d'witt,
und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um d'Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er iſch,
er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag!" — Drob röthet ſi
der Himmel und es dundert überal,
z'erſt heimlig, alsgmach lut, wie ſellemol
wo Anno Sechſenünzgi der Franzos
ſo uding gſchoſſe het. Der Bode ſchwankt,
aß d'Chilch-Thürn guge; d'Glocke ſchlagen a,
und lüte ſelber Bett-Zit wit und breit,
und Alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
o, bhüetis Gott, mer brucht ke Sunn derzue,
der Himmel ſtoht im Blitz, und d'Welt im Glaſt.
Druf gſchieht no viel, i ha iez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden iſch, und Niemes löſcht. Es glumſt
wohl ſelber ab. Wie meinſch, ſiehts us derno?

Der Bueb ſeit:

O Aetti, ſag mer nüt me! Zwor wie gohts
de Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Der Aetti seit:

He, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —
wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt die Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch iede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöne Stadt,
me sieht sie nit vo do, und haltsch di guet,
se chunsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findsch der Aetti dört, wenn's Gottswill isch,
und 's Chünge selig, d'Muetter. Debbe fahrsch
au d'Milchstroß uf in die verborgni Stadt,
und wenn de sitwärts abi luegsch, was siehsch?
e Röttler Schloß! Der Belche stoht verholt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
und zwische drinn isch Alles use brennt,
bis tief in Bode abe. D'Wiese het
ke Wasser meh, 's isch Alles öd und schwarz,
und todtestill, so wit me luegt — das siehsch,
und seisch di'm Kamerad, wo mitder goht:
„Lueg, dört isch d'Erde gsi, und selle Berg
„het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
„isch Wisleth gsi! Dört hani au scho glebt,
„und Stiere gwettet, Holz go Basel gfüehrt,
„und broochet, Matte g'raust, und Liecht-Spöh' gmacht,
„und gvätterlet, bis an mi selig End,
„und möcht iez nümme hi." — Hüst Laubi, Merz!

Der Jenner.

Im Aetti setzt der Oeldampf zue,
mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d'Läden uf. Der Morge-Schi
blickt scho zuem runde Nastloch i. —
O lueget doch, wie chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht.

Er ſeit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Luſt und Freud,
„und mueß er furt, ſen iſchs em Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd bizite wieder cho."

„Und unteher in Berg und Thal,
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s iſch Alles mir zue Ehre gſcheh,
„und woni gang im wite Feld,
„ſin Stroße bahnt, und Brucke gſtellt."

Er ſeit: „I bi ne friſche Ma,
„i ha ne luftig Tſchöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfriſt, ke Gliederweh,
„und woni gang, ſe chracht der Schnee."

Er ſeit: „I bi ne gſchickte Ma,
„lueg, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürſte hangts,
„und an de zarte Birche ſchwankts.
„Der Zuckerbeck mit gſchickter Hand,
„mit Geld und Guet wärs nit im Stand.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chritzle cha!
„Do heſch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do heſch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber ſo,
„'s iſch mit der Farb nit Alles tho."

Er ſeit: „I bi ne ſtarche Ma,
„und zwing mi Räumer, wenn er cha!
„Der Forſter gſtablet uf der Jacht,
„der Brunntrog ſpringt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gſichtli rund,
„het's Herz nit, aß ſie füre chunnt."

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie später Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelfi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dört chunnt sie io!
Me meint, 's brenn Alles liechterloh! —
Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chnuch e wenig d'Schiben a,
's isch, aß mer besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.
Jez het sie 's gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche-Fenster, lueg, wie's strahlt.

Der Jenner sezt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Huet, und schnellt in d'Luft.
Der Jenner seit: „I förch di nit.
„Chum, wenn de mit mer baschge witt!
„Was gilts, de würsch bizite goh,
„und rüehmsch di'm Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl hübsch und liebli so
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zue.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
sie sitzt und chlagts im liebe Gott.
Gfriert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fiſcher-Lis
e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und ſag, ſie ſoll au zuenis cho,
und Weibe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tiſch alsgmach.

Der Knabe im Erdbeerſchlag.

E Büebli lauft, es gobt in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d'Hürſt und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
es günnt und ißt ſi halber z'tod,
und denkt: „Das iſch mi Obedrod."

Und wie nes ißt, ſe ruuſchts im Laub;
es chunnt e ſchöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberſtaub,
und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer Schnee.
Si lebelang hets nüt ſo gſeh.

Druf redt der Chnab mi Büebli a:
„Was ißiſch? i halts mit!"
„He, nüt!" ſeits Büebli, luegt en a,
und lüpft ſi Chäppli nit.
Druf ſeit der Chnab: „He, ißiſch nüt,
du grobe Burſt, ſe battet's nüt!"

Verſchwunden iſch mi Chnab, und's ſtöbn
die nächſte Hürſt im Duft;
drus fliegt en Engeli wunderſchön
uf in die blaue Luft,
und 's Büebli ſtobt und luegt em no,
und chratzt im Hoor, und lauft dervo.

Und ſieder iſch kei Sege meh
im Veeri-Eſſe gſi.
I ha mi lebtig nüt ſo gfeh,
ſie bſchießen ebe nie.
Iß dampfleyoll, ſo viel de witt,
ſie ſtillen eim de Hunger nit!

Was gibi der für Lehre dri?
Was ſeiſch derzue? Mer mueß
vor fremde Lüte fründli ſi
mit Wort und Red und Grueß;
und 's Gbäppli lüpfe z'rechter Zit,
ſuſt bet me Schimpf, und chunnt nit wit.

Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Was Gvatter, meinſch, chaſch's au ne ſo?
De wirſch mers, trau, blibe lo.
Es macht's ſo ſubtil und ſo nett,
i wott nit, aßi 's z'haſple bätt.

Wo bets di ſini Riſti gno,
bi wellem Meiſter hechle lo?
Meinſch, wemme 's wüßt, wohl mengi Frau,
ſie wär ſo gſcheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's ſi Füeßli ſetzt,
und d'Ermel ſtreift, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es ſpinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Land-Straß in der Luft,
morn hangt ſie ſcho voll Morgeduft,
es baut e Fueßweg nebe dra,
's iſch, aß es ebne dure cha.

Es ſpinnt und wandlet uf und ab,
Potz tauſig, im Galopp und Trab! —
Jez gohts rings um, was beſch, was giſch!
Siehſch, wie ne Ringli worden iſch!
Jez ſchießt es zarti Fäden i,
wirds öbbe ſolle gwobe ſy?

Es iſch verſtuunt, es haltet ſtill,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's gohts weger z'ruck, i ſieh's em a;
's mueß näumis rechts vergeſſe ha.
Zwor denkt es, ſell preſſirt io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es ſpinnt und webt, und het kei Raſt,
ſo gliichlig, me verluegt ſi faſt.
Und 's Pfarers Chriſtoph het no gſeit,
's ſeig iede Fade z'ſemme gleit.
Es mueß ein gueti Auge ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es ſini Händli ab,
es ſtoht, und haut der Faden ab.
Jez ſitzt es in ſi Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es ſeit: „Me haut ſi halber z'todt,
„doch freuts ein au, wenn 's Hüsli ſtoht."

In freie Lüfte wogt und ſchwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
ſi ſchint em frei dur d'Beinli dur,
und 's iſch em wohl. In Feld und Flur
ſieht 's Mückli tanze jung und feiß:
's denkt binem ſelber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie heſch mi verzückt!
Wie biſch ſo chlei und doch ſo gſchickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em ſchier gar 's Hüsli um,
Sie ſchreit und winſlet Weh und Ach!
Du arme Chetzer beſch di Sach!
Heſch keini Auge bi der gha?
Was göhn di üſi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und ſpringt und het ſie ſcho.
Es denkt: „I ha viel Arbet gha,"
„iez mueßi au ne Brotis ha!"
I ſags io, der wo alle git,
wenns Zit iſch, er vergißt ein nit.

Der Wegweiſer.

Weiſch, wo der Weg zuem Mehlfaß iſch,
zuem volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflueg und Charſt dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel ſtoht.

Me hackt, ſo lang der Tag eim bilft,
me luegt nit um, und blibt nit ſtoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zue, do hemmers io!

Weiſch, wo der Weg zuem Gulden iſch?
Er goht de rothe Chrüzere no,
und wer nit uffe Chrüzer luegt,
der wird zuem Gulde ſchwerli cho.

Wo iſch der Weg zur Sunntig-Freud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
dur Werkſtatt und dur's Ackerfeld!
der Sunntig wird ſcho ſelber cho.

Am Samſtig iſch er nümme wit,
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwol e Pfündli Fleiſch ins Gmües,
's cha ſy, ne Schöpli Wi derzue.

Weiſch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere ſin;
gang nit verbei, 's iſch guete Wi,
's ſin nagelneui Charte d'rinn!

Im letzte Wirthsbuus hangt e Sack,
und wenn de furt gohſch, denk en a!
„Du alte Lump, wie ſtoht der nit
„der Bettelſack ſo zierlig a!"

Es iſch e hölze Gſchirrle d'rinn,
gib achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zue me Waſſer chunnſch
und trinke magſch, ſe ſchöpf dermit!

Wo iſch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürſi gohts in Mäßigkeit
mit ſtillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg ſtohſch,
und nümme weiſch, wo's ane goht,
halt ſtill, und frog di Gwiſſe z'erſt,
's cha dütſch, Gottlob, und folg ſi'm Roth.

Wo mag der Weg zuem Chilchhof ſy?
Was frogſch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem ſtille Grab im chüele Grund
führt iede Weg, und 's fehlt ſi nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli bet e gheimi Thür,
und's ſin noch Sachen ehne dra.

Alemannische Gedichte.

Zweite Abtheilung.

An den Geheimerath v. Ittner,

Curator der Universität zu Freiburg,

bei dessen Gesandtschaftsreise in die Schweiz.

Se bhüetich Gott der Her, und zürnet nüt!
Me schwezt, wie eim der Schnabel gwachse isch.
Gern chönnti's besser, aber 's will nit goh.
Doch was von Herze chunnt, isch au nit schlecht.

Der Chrüterma vo Badewiler *) het
mer's mengmol gseit, und gfluecht derzu, es soll
kei Hypnum **) meh, kei Carex ***) in der Welt
vor sine Auge cho (der Teufel weiß,
sin's Buebe oder Meidli), wenn e Ma
wie Ihr in siebe Here-Ländere seig.
I wills nit repetiere. Besser wärs,
der Chrüterma hätt's au nit gseit; es isch
mit some Fluech nit z'spasse. Hets der Recht'
zum Unglück ghört, se glänzt mi'm Chrüterma
kei Sternli meh vom blaue Himmelszelt,
kei Blüemli meh im grüene Matte-Grund.
Du arme Chetzer, Carex, Hypnum schießt
di'm Aug ergege, wo de stobsch und gobsch.

I mach kei Gspaß, es isch mer selber so,
und woni näumen ane lueg, se stobt,

*) Gmelin, Verfasser der Flora Badensis, welchen Ittner zuweilen auf seinen botanischen Wanderungen begleitete.

**) Eine Art Laubmoos.

***) Riedgras.

was hent der gmeint? e Hypnum? Nei, se stoht
libhaftig Euer Bildniß vor mi'm Aug,
so fründlig und so lieb; und stirbi morn,
und siehnich nümme, bis am jüngste Tag,
se chummi in mim goldne Sunntigrock,
(es heißt, mer werden alli neu gstaffirt,)
und sag mi'm Kamerad, wo mit mer goht:
„Isch sel nit der Her Ittner, wo im Duft
„dört an der Milchstroß goht? Jez buckt er si,
„und bschaut e Blüemli, 's wird Dudaim*) sy."
Druf laufi, was i laufe cha, d'Stroß uf;
der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no.
Druf sagi: „Mit Verlaub! I mein emol,
„der seigets. Hani nit vor langer Zit
„bi'm Kaiserwirth e Schöpli mitich gha?
„Wie hent der gschlofe? Wohl? Der Morgen
„isch so heiter. Wemmer nit e wengeli
„do ane sitze zue dem Amarant?"

Jez bhüet ich Gott, und spar ich frisch und gsund
uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis.
's het d'Milchstroß uf, am jüngste Tag, no Zit
wohl bunderttausig Jahr, und isch denn dört
viel schöner echt, aß an der Limeth Gstad?
Wie glitzert uffem See der Silberstaub!
Wie wechsle hundertfältig Farb und Glanz,
Valläftli, Dörfer, Chilchthürn, Bluemegstad
am Ufer her, und wie ne Nebel stigt
dört hinte d'Nagelflue mit ihrem Schnee
zum Himmel uf durs Morgeduft! Es schnuuft
meng Geißli dört und menge schöne Bock.

Nu gunnich Gott der liebi Freude viel
mit eue brave Fründen in der Schwiz,
und grüeßet mer der Wiese Gschwister-Chind
d'Frau Limeth, und vergesset 's Heimcho nit;

*) Eine aus der Bibel bekannte Pflanze, nach der Meinung der Exegeten Alraun oder Mandragora.

's sin herwärts Schwarzwald gar viel bravi Lüt,
und bennich lieb, und schöni Jümpferli
(me seit, sie heiße Muse) warten au
am Treisamgstad. Es heißt, Ihr seiget io
ihr Vogtma z'Friberg, und sie singe schön,
und rede mittich allerlei; 's verstands
ke gmeine Ma, und menge Pfarer nit.

Die Feldhüter.

Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke,
vorne Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lewat,
stoht e Hütte im Feld und in der einsame Mittnacht.
Numme d'Sterne wache, und numme no d'Feldberger Wiese,
und der Schubu im Wald und öbbe Geister und Hirze.
Aber im Hüttli sitze, und hüete die buschige Felder
's Meiers muntere Fritz und 's Müllers lockige Heiner.
„Heinerli," seit der Fritz, „der Schlof gobt lisli um d'Hütte.
„Lueg, iez chunnt er is inen, und lueg doch, weger, er het di!
„Weidli, chumm ins Grüen! Mer wen im lieblige Wechsel
„mitenander singen. Es weibt e lustige Nachtluft,
„gvätterlet mittem Laub, und erzeriert mit de Halme:
„Rechts umkehrt euch! Links her stellt euch! Nonemol rechts
um!"
Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne
streckt si und stoht uf, und suecht si gläseni Röhre.
„Fritzli, stoß mi nit!" Jez stöhn sie gegen enander,
der am Chriesi-Baum, der an der duftige Linde,
und probiere d'Tön in ihrer Höchi und Tiefe,
setzen ab, und setzen a. „Sing, Heinerli, du z'erst!"
seit der Fritz, „de hesch doch, trau, näume ne Schätzli!"

Heiner.

Tränki früeih am Brunne, so bolt au 's Meieli Wasser.
Wäscht es am Obe Salat, se chummi wieder an d'Tränki.
„Gueten Obe!" — „Dank der Gott! Mer treffe's doch ordli." —
„Jo mer treffes ordli; 's isch hüt e lieblige Tag gsi."

Fritz.

In der Chilchen im Chor, und wenn der Her Pfarer e Spruch seit,
luegi mi Vreneli a, öb es au ordeli Acht git,
und es luegt mi a, öb i au ordeli Acht gib.
Lauft au drüber 's Sprüchli furt, mer chönne's nit hebe.

Heiner.

Schön tönt d'Schopfemer Glocke, wenn früeih der Morgen in d'Nacht luegt,
süeß tönt d'Menschestimm wohl in der Schopfemer Orgle;
Schöner tönt es mi a, und süeßer gobt's mer zue Herze,
wenn mi 's Meieli grüeßt, und seit: „Mer treffe's doch ordli."

Fritz.

Weibt der Früehlig ins Thal und riesle die lustige Bächli,
und der Vogel ziebt, furt möchti riten, und d'Welt us.
Wenn i bi mi'm Vreneli sitz im heitere Stübli,
isch das Stübli mi Welt, und, Gott verzeih' mer's, mi Himmel.

Heiner.

Ziehni der Nüntelstei, gschickt baui Mühlen an Mühle,
„us und zue, und mir die Chue!" — Wer zeigt mer mi Meister?
Aber isch 's Meieli do, und höre si Stimm und si Rädli,
oder es lueget mer zue, ne Schuelerbüebli chönnts besser.

Fritz.

Cheigle mer usem Platz, sitzt 's Vreneli unter der Linde,
fallemer Siebe gwiß. Doch seits: „zeig, trifisch mer der Chünig,"
triffi der Chünig allei. Doch seits: „Jez gangi," und 's goht au,
und isch nümme do, blind lauft mer d'Chugle dur d'Gasse.

Heiner.

Lieblige Ton und Schall, wo beisch di Gang in de Lüfte?
Ziehsch mer öbben in's Dorf, und chunnsch ans Meielis Fenster,
weck mer's lisli us: „Es loßt di der Heinerli grüeße."
Frogt's mi früeih, so läugni's. Doch werde mi d'Auge verrothe.

Fritz.

Vreneli, schlof frei wohl in di'm verträfelete Stübli,
in di'm stille Herz, und chummi der öbben im Traum vor,
lueg mi fründli a, und gieb mer herzhaft e Schmützli!
Chummi heim, und triff di a, i gib der en anders.

Heiner.

Her Schuelmeister, o Mond, mit diner wulkige Stirne,
mit di'm glehrte Gsicht und mit di'm Pflaster am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne sie d'Sprüchli und d'Psalme?
Blieb mer nit z'lang stoh bi sellem gattige Sternli.

Fritz.

Wülkli der chüele Nacht, in diner lustige Höchi,
seif mer der Schulmeister i mit diner venedische Seife,
mach em e rechte Schuum! So brav und allewil besser,
aß er sie nit chüße cha, die gattige Sternli.

Heiner.

Ruuscht scho der Morgen im Laub? Göhn d'Geister heim
uffe Chilchhof?
Arme Steffi, du bisch tief in der Wiese vertrunke,
und di Chüngeli isch im heimlige Chindbett verschieden.
Aber iez chömmeter z'semen all Nacht am lustige Chrüz-Weg.

Fritz.

Füürige Mannen im Ried, und am verschobene Marchstei,
machetich numme lustig! Me weiß scho, werich zum Tanz spielt,
chömm mer kein in d'Nöchi mit siner brennige Stange!
Daß di dieser und iener, du sappermentische Rothchopf! —

Fridli, seit der Heiner, gern ißi Gieren-Anke,
Ziebele-Weibe so gern. Doch chönnti Alles vergesse,
höri di lieblige Stimm und dini chünstlige Wise.
Chömme mer heim ins Dorf, o wüßti, was der e Freud wär!
Gell, de nimmsch mers ab? Vier neui weltliche Lieder
von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,

's dritt vom Dokter Fauſt, und 's viert vom Lämmlein im Grünen.
's iſch nit lang, i ha ſie neu am Chanderer Märt g'chauft. —

Heinerli, ſeit der Fritz, i ſchenk dir e ſufere Helge.
d'Muetter Gottis luegt im goldene Helgen in Himmel.
„Jeſis Mareie," ſeit ſie, „wie iſch's do obe ſo heiter!"
und ihr Gſicht wird ſunnehell und lächlet ſo liebli,
aß me möcht katholiſch werde, wemme ſie aluegt.
Brings di'm Meili, weiſch was, 's het au ſo fründligi Augen,
und biß nit ſo ſchüüch, und ſag' em, wies der ums Herz iſch.

Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morge will und will nit cho,
und woni los, ſchloft Alles no;
i weck ſie nit, ſo lang i cha,
i lueg e wengeli d'Gegnig a.
Zeig, Wülkli, mach iez keini Streich!
Der Mond ſchint ohni das ſo bleich.

Kei Blüemli roth, kei Blüemli wiß!
An alle Bäume nüt as Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
vor Gbellerthür und Stallthür au.
Mi Vetter hets drum fölli gmacht,
und lauft iez furt in dunkler Nacht.

Das Ding das mueß mer anderſt cho!
I bi der Ma, und 's blibt nit ſo.
Die Gärte müen mer güfert ſy,
Aurikeli und Zinkli dri,
und neui Blüthen alli Tag,
was Hurſt und Raſt vertrage mag.

Es rüehrt ſi nüt. Sie ſchlofe no. —
Nei, lueg, es ſitzt e Spätzli do;

du arme Tropf bisch übel dra,
was gilts, er het e Wibli gha?
Und druf isch Noth und Mangel cho,
sie hen si müeße scheide lo *).

Jez het er e bitrüebti Sach,
kei Frau, kei Brod, kei Dach und Fach,
und stoht er uf, se spot er mag,
se seit em Niemes guete Tag;
und Niemes schnidt em d'Suppen i.
Wart, Bürstli, dir mueß ghulfe si.

Es rüehrt si nüt. Sie schlofe no. —
Ne gattig Chilchli hen sie do,
so sufer, wie in menger Stadt.
's isch Sechsi uffem Zifferblatt.
Der Morge chunnt. Bi miner Treu,
es friert eim bis in Mark und Bei.

Die Todte gspüre nüt dervo;
ne rüeibig Lebe hen sie do.
Sie schlofe wohl, und 's friert sie nit:
der Chilchhof macht vo Allem quitt.
Sin echt no leeri Plätzli do?
's cha sy, me bruucht e paar dervo.

Ne Chindli, wo ke Mueter het,
denkwol i mach em do si Bett.
En alte Ma, en alti Frau,
denkwol, i bring di Stündli au.
Hesch mengi Stund in Schmerz verwacht,
do schlofsch und hesch e stilli Nacht.

Jez brennt emol e Liechtli a,
und dört en anders nebe dra,

*) Nach Versicherung der Naturforscher zieht das Weibchen des gemeinen Finken, besonders aus den nordlichen Gegenden, gleich andern Zugvögeln, in ein milderes Klima, und nur die Männchen bleiben zurück. Daher die naturhistorische Benennung Fringilla caelebs.

und d'Läde ſchettre druf und druf,
do gobt, bi'm Blueſt, e Husthür uf!
„Grüeß Gott, ihr Lüt, und i bi do,
„i bi ſcho z'Nacht um Zwölfi cho.

„Mi Vetter bet ſi Bündel gmacht,
„und furt bi Nebel und bi Nacht.
„Wär i nit uf d'Minute cho,
„'s bätt weger chönne gföhrli goh.
„Wie gfall ich in mim Sunntig-Gwand?
„'s chunnt fadeneu us Schniders Hand.

„E Rübeli-Rock, er ſtoht mehr wohl,
„zuem rothe Scharlach-Kamiſel,
„und Plüſchi-Hoſe hani a,
„e Zitli drin, e Bendeli dra,
„ne g'chrüslet Hoor, e neue Huet,
„e heiter Aug, e frohe Mueth.

„Es luegt do ein mi Schnappſack a,
„und 's nimmt en Wunder, was i ha.
„Ihr liebi Lüt, das ſagi nit,
„wenns chunnt, ſo nimm verlieb dermit!
„'s ſin Rösli drin und Dorne dra,
„me cha nit iedes bſunders ha.

„Und Wagle-Schnüer, und Wickelband,
„e Fingerring ans Brütli's Hand,
„en Ehrechranz ins lockig Hoor,
„e Schlüſſel au zuem Chilchhofthor.
„Gent Achtig, was i bitt und ſag,
„'s cha Jede treffe alli Tag.

„E ſtille Sinn in Freud und Noth,
„e rüeibig Gwiſſe gbich Gott!
„und wers nit redli meint und guet,
„und wer ſi Sach nit ordli thuet,
„dem bring i au kei Sege mit,
„und wenni wott, ſe chönnte nit.

„Jez göhnt und leget d'Chinder a,
„und was i gseit ha, denket dra.
„und wenn der au in d'Chilche wennt,
„se schaffet, was der z'schaffe hent.
„Der Tag isch do, der Mond vergoht,
„und d'Sunne luegt ins Morgeroth."

Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
seig e böse Geist, iez wüßti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt, das bini, und wills au redli bikenne,
mengem Chauf-Her verwandt vo siebe Suppe ne Tünkli,
aber e Sunntig-Chind. Wo näume luftige Geister
uffem Chrüzweg stöhn, in alte Gwölbere buse,
und verborge Geld mit füürigen Augen hüete,
oder vergoße Bluet mit bittere Thräne wäsche,
und mit Grund verschare, mit rothe Nägle verchratze,
siehts mi Aug, wenns wetterleicht. Sie wimsle gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
an de Fenstere lose, und, höre sie liebligi Rede,
gegen enander lächlen, und an de Husthüre sitze,
und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
oder wenn sie, selb ander und dritt, uf Gräbere wandle,
und enander sage: „To schloft e treui Muetter,
„do en arme Ma, doch bet er Niemes betroge.
„Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke wenns Zit isch!"
siehts mi Aug im Sternelicht, und höri sie rede.
Menge chenni mit Name, und wemmer enander bigegne,
biete mer is d'Zit, und wechsle Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Hesch gueti Wacht?" — „Gott dank der,
so ziemli."
Glaubets oder nit! Ne mol, se schickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche Gschäfte.
Wo mer's Caffi trinken und Ankeweckli drin tunke:
„Halt er si nienen uf, und schwetz er nit, was em ins Muul
chunnt,"

rüeft mer der Vetter no, „und loß er ſi Tabatiere
„nit im Wirthsbuus liege, wie's ſuſt bim Here der Bruuch iſch.“
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
hani richtig verſorgt. Jez ſitzi z'Todtnau im Adler —
und iez gang i ſpaziere und mein, i chönn nit verirre,
mein, i ſeig am Dorf; z'letzt chresmi hinten am Feldberg,
d'Vögel ben mi glockt, und an de Bächlene d'Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an allem vertbörle.
Drüber wird es chüel und d'Vögel ſitzen und ſchwige.
's ſtreckt ſcho dört und do e Stern am düſtere Himmel
's Chöpfli uſen, und luegt, öb d'Sunn echt aben ins Bett ſeig,
öb er echt dörf cho, und rüeft den andere: „Chömmet,“
und i ha kei Hoffnig meh. Druf leg i mi nieder.
's iſch e Hütte dört, und iſch en Aerfeli Strau drinn.
„O du liebi Zit“, ſo denki, „wenn i debeim wär!
„Oder es wär ſcho Mitternacht. Es wird doch e Gſpenſtli
„näume dobinte ſy, und z'Nacht um Zwölfi verwache,
„und mer d'Zit vertribe, bis früeih die himmliſche Liechter
„d'Morgeluft verlöſcht, und wird mer zeige, wo's Dorf iſch.“
Und iez, woni 's ſag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli ſtand, 's iſch z'finſter für's Aug gſi,
und wo 's Zitli ſeit, 's gang ab den Oelfen, und woni
's Pfifli uſe leng, und denk: iez trinki no Tubak,
aß i nit vertſchlof — bi'm Blueſt, je fangen uf einmol
ihrer zwe ne Gſpröchli a. J mein, i ba gloſet —
„Gell, ich chumm büt ſpot? Drum iſch e Meideli gſtorbe
„z'Mambach. 's bet e Fiberli gha und leidigi Gichter.
„'s iſch em wohl. Der Todesbecher bani em g'beldet,
„aß es ringer gang! und d'Augen bani em zudruckt,
„und ba gſeit: Schlof wohl! Mer wenn di wecke, wenns Zit iſch. —
„Gang, und biß ſo guet, und hol mer e wengeli Waſſer
„in der ſilberne Schaale, i will iez mi Sägeſe dengle.“
Dengle? ban i denkt, e Geiſt? und düſele'n uſe.
Woni lueg, ſo ſitzt e Chnab mit goldene Fegge
und mit wißem Gwand und roſefarbigem Gürtel
ſchön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
„Alli guete Geiſter“ ſagi: „Her Engel, Gott grüeß di!“
„Loben ihre Meiſter“ ſeit druf der Engel, „Gott dank der!“ —

„Nüt für übel, Her Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
„sag mer, was hesch du denn z'dengle?" — „D'Sägese," seit er.
„Jo, sel siehni", sagi, „und ebe das möchti gern wisse,
„wozue du ne Sägese bruuchsch." — „Zuem Meihe. Was hesch gmeint?"
seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse."
Sagi zuenem: „Isch's verlaubt? — Was hesch du denn z'meihe?" —
„Gras, und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?"
„Nit gar viel", hani gseit, „i trink e wengeli Tubak;
„wäri nit verirrt, wohl wärs mer z'Todtnau im Adler.
„Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn d'witt so guet sy,
„was du mittem Gras witt mache." — „Fuetere," seit er.
„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott will, ke Chue ha?"
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele," seit er, „und Esel."
„Siesch dört selle Stern? Druf het er mer obe ne Stern zeigt.
„'s Wienecht-Chindli's Esel, und 's heilige Friedeli's Chalble *)
„othme d'Sterne-Luft dört oben, und warten ufs Fueter.
„Und dört wachst kei Gras! dört wachse numme Rosinli,"
het er gseit, „und Milch und Hunig rieslen in Bäche,
„aber 's Vieh isch semper, 's will alli Morge si Gras ha,
„und e Löckli Heu! und Wasser us irdische Quelle.
„Dordurwilli dengli iez, und willi gob meihe.
„Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au helfe?"
So het der Engel gseit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's isch so ne Sach. Es sott mer e herzligi Freud sy,
„d'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe,
„zähle Geld, sel chönne mer, und messen und wäge;
„laden uf und laden ab, und esse und trinke.
„Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Gheller und Chammer,
„strömt zu alli Thoren i, in Zeinen und Ehretze;
„'s lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:

---

*) Nach einer alten Sage hätte der heilige Frivolin (in der katholischen Schweiz und dem obern Schwarzwalde ein gefeierter Name) mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt, und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
„Chromet Ziebele, geli Rüebe, Peterliwurze!
„Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
„Paraplü, wer koof? Reckholderberi und Chümmi!
„Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Caffi, . .
„Hesch du au scho Caffi trunke, Her Engel, wie schmeckt's der?" —
„Schwetz mer net so närsch!" seit druf der Engel und lächlet.
„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
„Vieri alli Tag, und an de Sunntige fünfi.
„Chumm iez, wenn de mit mer witt, iez gangi go meihe,
„hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde."
„Jo, Her Engel, frili willi, wenn de mi mitnimmsch,
„'s wird afange chüel. I will der d'Sägese trage.
„Magsch e Pfifli Tubak rauche, stohts der zue Dienste."
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" Ne füürige Ma stobt,
wie im Wetter, do. „Chumm, zündis abe go Todtnau"
Seits, und voris her marschiert der Puhuh in Flamme,
über Stock und Stei und Dorn, e lebigi Fackle.
„Gell, es isch chummli so," seit iez der Engel: „was machsch echt?
„Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch di Pfifli
„nit am Puhuh a? De wirsch en doch ebbe nit förchte,
„so ne Fraufaste-Chind, wie du bisch, — het er di gfresse?"
„Nei, Her Engel, gfresse nit. Doch mueßi bikenne,
„halber bani'm numme traut. Guet brennt mer der Tubak.
„Selle Fehler bani, die füürige Manne förchi;
„lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan." —
„'s isch doch au ne Gruus," seit iez der Engel, aß d'Mensche
„so ne Furcht vor Gspenstere ben, und hätte's nit nötbig.
„'s sin zwee einzige Geister de Mensche gfährli und furchtbar:
„Irrgeist beißt der eint', und Ploggeist beißt der ander;
„und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
„stigt er eim in Chopf, und macht zerrütteti Sinne.
„Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
„'s goht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter
eim breche!
„d'Brucke schwanke, d'Berg bewege si, Alles isch doppelt.
„Nimm di vorem in Acht!" Druf sagi wieder zuem Engel:
„'s isch e Stich, er bluetet nit! Her Gleitsma, i merk di.
„Nüechter bini gwis. I ha en einzig Schöpli

„trunke gha im Adler, und frog der Adlerwirth ſelber.
„Aber biß ſo guet und ſag mer, wer iſch der ander?“
„Wer der ander iſch,“ ſeit iez der Engel, „das frogſch mi!
„es iſch e böſe Geiſt, Gott well di vorem biwahre.
„Wemme früeih verwacht, um Vieri oder um Fünfi,
„ſtobt er vorem Bett mit große füürigen Auge,
„ſeit eim guete Tag mit glüehige Ruethen und Zange.
„'s hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
„Wemme bete will, enanderno bebt er eim's Muul zu
„wemmen an Himmel luegt, ſe ſtreut er Aeſchen in d'Auge;
„bet me Hunger, — und ißt, — er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
„möcht me z'Obe trinke, er ſchüttet Gallen in Becher.
„Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
„Schlicht me wi ne Schatte, ſo ſeit er: Jo, mer wen gmach thue.
„Stobt er nit in der Chilchen, und ſitzt er nit zue der ins Wirthshuus?
„Wo de gobſch und wo de ſtobſch, ſin Gſpenſter und Gſpenſter.
„Gobſch ins Bett, thueſch d'Auge zue, ſe ſeit er: 's preſſirt nit
„mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
„Weiſch no, wie de gſtohle beſch, und d'Waisli betroge,
„ſo und ſo, und das und deis; und wenn er am End iſch,
„fangt er vornen a, und viel will's Schlofe nit ſage.“
So bet der Engel gſeit, und wie ne füürige Luppe
bet der Pubub gſprützt. Druf ſagi wieder: „I bi doch
„au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geiſtli bifründet,
„aber bhüet mi Gott der Her!“ Druf lächlet der Engel:
„Bhalt di Gwiſſe rein, 's gobt über bſiehnen und bſegne,
„und gang iez das Wegli ab, dort nieden iſch Todtnau.
„Nimm der Pubub mit, und löſch en ab in der Wieſe,
„aß er nit in d'Dörfer rennt, und d'Schüüre nit azündt.
„Bhüet di Gott, und halt di wohl!“ Druf ſagi: „Her Engel!
„Bhüet di Gott der Her, und zürn nüt! Wenn de in d'Stadt chunnſch,
„in der heilige Zit, ſe bſuech mi, 's ſoll mer en Ehr ſy.
„'s ſtöhn der Roſinli z'Dienſt und Hypokras, wenn er di animmt.
„D'Sterneluft iſch rau, abſunderli nebe der Birſig.“ *)

*) Birſig, ein kleiner Fluß, der durch Baſel lauft.

Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
und gang wieder Baſel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, ſe trage ſie 's Meideli uſe,
mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,
mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und ſchluchze.
Hent ders denn nit ghört! Er wills io wecke, wenns Zit iſch.
Und am Ziſtig druf, ſe chummi wieder zum Vetter,
d'Tubak-Doſe hani richtig näume lo liege.

Erinnerung an Baſel.

An Frau Meville.

Z'Baſel an mi'm Rhi,
io dört möchti ſy!
Weiht nit d'Luft ſo mild und lau,
und der Himmel iſch ſo blau
an mi'm liebe Rhi.

In der Münſter Schuel,
uf meim herte Stuehl,
magi zwor iez nüt meh ha,
d'Töpli ſtöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt's.
O wie wechsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überal,
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für ſi bi und z'ruck,
nei, was ſieht me Here ſtoh,
nei, was ſieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Eins iſch nimme do,
wo iſch's ane cho?

's Scholers Naſe, weie weh,
git der Bruck kei Schatte meh.
Wo biſch ane cho.

Wie ne freie Spatz,
uffem Peters Platz,
fliegi um, und 's wird mehr wohl,
wie im Buebe-Kamiſol,
uffem Peters Platz.

Uf der grüene Schanz,
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lacht's mi nit ſo lieblig a,
bis go Sante Hans.

's Seilers Rädli ſpringt;
los, der Vogel ſingt.
Summervögeli iung und froh
ziehn de blaue Blueme no.
Alles ſingt und ſpringt.

Und e bravi Frau
wohnt dört uſen au
„Gunnich Gott e frohe Mueth!
„Nehmich Gott in treui Huet,
„liebi Basler Frau!"

Auf die Inſel bei Odelshofen

am Tage ihrer Einweihung. *)

Zeig Jumpfere us em Oberland,
mit diner Harpfen in der Hand,
flicht di Zirinke-Chranz ins Hor,
legs Halstuech a us Silberflor,

*) Hebel's Freunde zu Kork gründeten im Jahr 1810 auf einer Inſel in einem kleinen See bei Odelshofen eine Gartenanlage, und weihten ſie in des Dichters Gegenwart als Hebels-Inſel ein.

chumm ſing e Liedli ſo und ſo!
De chaſch nit viel. Mer wiſſe's ſcho.

Findſch echt der Weg ins Unterland?
Der Schwarzwald blibt uf rechter Hand,
mit ſine Firſte boch und lang,
und 's Waſſer links, 's gobt au di Gang,
und obe Himmel rein und blau,
und unte friſche Morgetbau.

Doch wenn de n'über d'Ebinzig gobſch,
und z'Offeburg am Scheidweg ſtobſch,
's gobt links di Weg, und denk mer dra,
iez gobt di d'Bergſtros nüt meh a.
Lueg um di! Siehſch kei Inſle do?
O bhüet is Gott, do iſch ſie io.

Wie iſch das Inſeli ſo nett,
as wenn's e Engel zirklet hätt,
as wenn's ſi eige Gärtle wär!
Wie badets in ſim chleine Meer!
Wie badets in ſim Bluemeduft,
und ſunnt ſi in der reine Luft!

's treit menge Her e Stern am Band,
het Geld wie Laub, und Lüt und Land,
er ißt Paſtete, Fleiſch und Fiſch;
e goldne Bueb ſtoht binterem Tiſch;
es fehlt em nüt. Frog was de witt,
doch ſo ne Plätzli het er nit.

Und beig er au; was iſch derno?
Ihm ſinge d'Vögeli doch nit froh,
ihm blüebe d'Blüemli nit ſo blau,
der Nachtluft weiht em nit ſo lau.
's chunnt nit uf Luſt und Vögel a,
me mueß es in ihm ſelber ha.

Ne frohe Sinn, e luſtig Bluet,
in Freud und Leid e guete Mueth,

und wemme binenander ſitzt,
und d'Freud eim us de Auge blitzt!
ſell will e ander Röckli ha,
im gſtickte Gala gehts nit a.

Bi'm Blueſt, dört chömme Here-Lüt!
ſing herzhaft furt, ſie thüen der nüt.
Sag: Grüeß ich Gott und mach ich froh
in eurem nette Pärkli do;
und wenn ſie bi der dure göhn,
gang uſem Weg und neig di ſchön.

So grüeß ich Gott und mach ich froh,
in eurem nette Gärtli do,
und ſpar ich gſund Johr i, Johr us,
o ſchenket mer e Blüemli drus.
I flicht mers in d'Zirinki i,
es ſoll mi fürnehmſt Blüemli ſi.

Frau Sunne, was i z'bitte ha,
lueg lieb und ſüeß das Plätzli a,
und wärms frei wohl und tränks mit Luſt,
us diner ſüeße Muetter-Bruſt.
Mer ſin zwor nit elleinig do,
doch hen die Andre au dervo.

Herr Vollmo, und was d'Nacht erhellt,
wenn d'Sunne ſchloft im ſtille Zelt,
i will ichs au bifohle ha,
und luegt e Chnab ſi Schätzli a,
und wenns em au e Schmützli git,
ſind ſtill derzue, verrothets nit.

Jez Jumpfere mit dem Harpfeſpiel
mach, aß de furtchunnſch. Z'viel iſch z'viel,
und chunnſch mer heim im Obedroth,
und 's frogt di eis: Woher ſo ſpot?
ſe ſags, und rüehms frei do und dört,
und halt di redli. Heſch mers ghört?

Die Ueberraſchung im Garten.

„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„es cha doch nit der Thau vom Himmel ſi;
„ſuſt hätt der Mangeld au ſi Sach,
„er ſtoht doch au nit unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no ſo früeih ins Gärtli ſpring,
„und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„iſch näumis gſchafft. Wie ſtöhn iez reihewis
„die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„in ihrem Blueſt! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpferen uſem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang ſcho, keini meh.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht,
„wenn Niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder uſe gwandelt uſem See.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte gſchafft im Garteland,
„und iſch me früeih im Morgeſchimmer cho,
„und bet iez wellen an ſi Arbet go,
„iſch Alles ferig gſi, — und wie charmant!

„Du Schalk dört hinte, meinſch, i ſeh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgſtellt, du würſch's ſy.
„Was falle der für Jeſten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de heſch's nit ſolle ſeh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„und wenn de wotſch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's iſch mer o gar ſölli wohl und weh."

So het zuem Kätterli der Fridli gſeit,
er het e ſchweri Lieb im Herze treit,

und hets nit chönne ſage iuſt,
und es het au in ſiner Bruſt
e ſchüüchi zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini ſchöne Blüemli a,
„'s ſin numme alli ſchöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in ſiner holde Früehligs-Tracht,
„und do ſitzt ſcho ne flißig Immli dra." —

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß,
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärſch du mer hold, i wär im tiefſte Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
„und wo kei Immli ſummſt, im Paradies."

Und d'rüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d'Höh,
„und luegt in d'Welt, und ſeit: „Was mueß i ſeh
„in aller Früeih?" — Der Fridli ſchlingt ſi Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmüetzli ge.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, ſpinnet, und Jergli leng mer der Haſpel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's ſtreckt' ſi ins Früeihjohr.
Bald gohts wieder uſe mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav und hübſch, wie 's Riedligers Tochter!

In de Berge ſtoht e Huus, es wachſe iez Weſme
uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's iſch ſcho alt, und ſin iez anderi Zite,
weder wo der Simme-Fritz und 's Eveli ghuuſt hen.
Sie hen 's Huus erbaut, die ſchönſti unter de Firſte,
und ihr Name ſtoht no näumen am rueßige Tremmel.
Het me gfrogt, wer ſin im Wald die glücklichſten Ehlüt,
het me gſeit: „Der Simme-Fritz und 's Riedligers Tochter,"
und 's iſch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.

Spinnet, Chinder, spinnet, und Jergli hol mer au Trieme!
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt bet,
bet en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? Gfalle der 's Meiers
„Matte no nit besser zue siner einzige Tochter?"
Und der Fritz bet druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„Nei, sie gfalle mer nit, und anderst bsinni mi nümme.
„'s Niedligers suferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer." —
„D'Tugede loß den Engle! Mer sin iez no nit im Himmel!" —
„Lönt de Chüeibe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!
„D'Muetter isch e Her! — Und soll au d'Muetter e Her sy,
„Muetter bi und Muetter ber, und 's Töchterli willi'" —
„'s Meidli soll's gwiß au scho tribe, d'Nochbere sage's." —
„Sel isch en alte B'richt, und darum chani 's nit wende.
„Winkts mer, se mueß i cho, und beißt es mi näumis, so thuenis.
„Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Buese,
„wirds mer, i weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
„'s isch ke liebliger Gschöpf, as so ne Herli, wo iung isch." —

Näumis bet d'Muetter gwüßt. Me seit, das Meideli seig gwiß
in sim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
und beb Erberi gsuecht. Uf eimol hört es e Ruusche,
und wo's um si luegt, se stobt in goldige Hoore,
nummen en Ehle lang, e zierlig Frauweli vorem,
inneme schwarze Gwand und gstickt mit goldene Blueme
und mit Edelgstei. „Gott grüeß di, Meideli," seit's em,
„spring nit furt, und förch mi nit! I thue der kei Leidi."
's Eveli seit: „Gott dank der! und wenn du 's Erdmännli's Frau bisch,
„willi di nit förche!" — „Jo frili," seit es, „das bini." —
„Meideli, los und sag: chansch alli Sprüchli im Spruchbuch?" —
„Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme."
„Meideli, los und sag: gobsch denn au flißig in d'Chilche?" —
„Alli Sunntig se thueni. I stand im vorderste Stüebli." —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Müetterli ha will?" —
„He, wills Gott der Her, und froget 's Müetterli selber!
„'s chennt ich wohl, i weiß es scho, und bet mer scho viel gseit." —
„Meideli, was besch gseit? Bisch öbbe 's Niedligers Tochter?
„Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zu mer in d'Stube!"

Hinter de Brumberi-Hurſt gobts uf verſchwiegene Pfade
tief dur d'Felſen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
in der Linke treit, und 's Eveli ſorgli am Arm gfüehrt,
's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e ſilberni Thür uf.
„O Her Jeſis, wo bini? Frau Gotte bini im Himmel?" —
„Nei doch, du närriſch Chind. Jn mi'm verborgene Stübli
„biſch bi diner Gotte. Sitz nieder und biß mer Gottwilche!
„Gell, das ſin chospere Stei an mine glitzrige Wände?
„Gell, i ha glatti Tiſch? Sie ſin vom ſuferſte Marfel.
„Und do die ſilberne Blatten, und do die goldene Teller!
„Chumm, iß Hunig-Schnitten und ſchöni gwundeni Strübli!
„Magſch us dem Chächeli Milch? Magſch Wi im chriſtalene
Becher?" —
„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti."

Wones geſſe bet und trunke, ſeit em ſi Gotte:
„Chind, wenn d' flißig lehrſch, und folgſch, was 's Müetterli
ha will,
„und chunnſch us der Schuel und gohſch zuem heilige Nacht-
mohl,
„will i der näumis ſchicke. Zeig, wie, was wär der am liebſte?
„Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zuem
Spinne?"
„Bald iſch's Plunder verriſſe. Frau Gotte ſchenket mer's Rädli!"
„'s Rädli will gſpunne ha. Nimm lieber 's Trögli voll Plunder!
„Siehſch die ſideni Chappe mit goldene Düpflene gſprenglet?
„Siehſch das Halstuech nit mit ſiebefarbige Streife,
„und e neue Rock, und do die gwäſſerti Hoorſchnuer?" —
„Jo, 's iſch mer numme z'ſchön. Frau Gotte, ſchenket mer's
Rädli!" —
„Willſch's, ſe ſollſch's au ha, und chunnts, ſe halt mer's in Ehre!
„Wenn de 's in Ehre beſch, ſolls nu an Plunder nit fehle,
„und an Segen und Glück. J weiß em verborgeni Chräfte.
„Sieder nimm das Rösli und trag mer's ſorglich im Bueſe!
„aß denn au öbbis beſch von diner heimliche Gotte!
„Los, und verlier mer's nit! Es bringt der Freuden und Gſundheit.
„Wärſch mer nit ſo lieb, i chönnt der io Silber und Gold ge."
Und iez bet ſie's g'chüßt, und wieder uſen in Wald gfüehrt:
„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" —

So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
d'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli.

Nu das Meideli isch mit si'm verborgene Blüemli
hübscher vo Tag zue Tag und alliwil liebliger worde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
und am Ostertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
nei, se bhüetis Gott, was stobt im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaum-Holz, und an der Chunkle ne Riste
mitteme zierlige Band us rosiger Siden umwunde,
unte ne Letschli dra, und 's Gschirrli zuem Netze vo Silber,
und im Chrebs e Spüehli, und scho ne wengeli gspunne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli gsprunge!
Gsangbuech weg und Meie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
und het's g'chüßt und druckt. „O, liebi Frau Gotte, vergelts
Gott!"
's het nit z'Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's isch nit usen ins Grün mit andere Chindere gwandlet,
gspunne hets mit Händ und Füeße; het em nit d'Muetter
's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke des Sabbaths!
„Isch nit Christus, der Her, büt vo de Todte erstande?"
Nu di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli, weisch au
wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha?
Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheiße:
„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle
„und am andere Sege," se het sie's ghalte wie's recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Tragete Garn gholt?
Hets nit alli Johr vom finste glichlige Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zum Färber?
He, me het io gseit, und wenns au dussen im Feld seig,
's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
unten in d'Spuhle zieh', wachs' unterm rosige Bendel
d'Riste wieder no, — sell müßt mer e dummligi Sach sy; —
und wer het im ganze Dorf die suferste Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
und die suferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felse-Ghalt si liebligi Gotte.
Drum het 's Simme's Fritz, wo 's achtzeh' Summer erlebt het,

zue der Muetter gseit mit ernstlige Mine und Worte:
„Numme 's Riedligers Tochter zue ihre Tugede gfallt mer."
Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sottis nit sage.
Wo sie wieder e mol vo 's Meiers Tochter und Matte
ernstlig mittem redet, und wills mit Träue probiere:
„'s git e chräftig Mittel," seit sie, „wenn de verhert bisch.
„Hemmer für's Riedligers ghuust? Di Vater setzt di uf's Pflichttheil,
„und de besch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra." —
„Muetter," erwiedert der Simme, „soll euer Sege verscherzt sy,
„stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.
„Z'Stette sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stobt,
„lütet d'Türke-Glocke an allen Enden und Orte.
„Bluet um Bluet und Chopf um Chopf, und Lebe um Lebe.
„Färbt mi Bluet e Türke-Säbel, schuldig sin ihr dra!"

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:
„Du vermesse Chind, se nimm sie, wenn de sie ha witt;
„aber chumm mer nit go chlage, wenns der nit guet gobt."
's isch nit nöthig gsi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
mitenander glebt, und am verborgene Sege
vo der Gotte hets nit gfehlt im büsliche Wese.
He, sie hen io z'letzt vo 's Meiers grasige Matte
selber die schönsti gmeiht, 's isch Alles endli an Stab cho,
und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle.
Thüent iez d'Räder weg, und Jergli, der Haspel ufs Chäftli!
's isch anfange dunkel und Zit an anderi Gschäfte.

Und so hen sie's gmacht, und wo sie d'Räder uf d'Site
stellen, und wenn go, und schüttle d'Agle vom Fürtuech,
seit no 's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
„wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli."
Aber d'Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,
„'s chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege
„wenn de schaffe magsch. Und besch nit 's Blüemli im Buese,
„wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?
„Gang iez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!"

Die glückliche Frau.

Erhalt mer Gott mi Fridli!
Wer bet, wer bet e brävere Ma,
und meld ſi eini, wenn ſie cha!
Er ſitzt ſo gern bi ſiner Frau,
und was mi freut, das freut en au;
und was er ſeit, und was er thuet,
es iſch ſo lieblig und ſo guet.
Wie ſiebt er nit ſo gattig 'us
in ſine Locke ſchwarz und chrus,
mit ſine Backe roth und gſund,
und mit de Gliedere ſtark und rund!
Und wenn mi näumis plogt und druckt,
und wenn e Weh im Herze zuckt,
und denk i wieder a mi Ma,
wie lacht mi wieder der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Erhalt mer Gott mi Güetli!
I ha ne Garte hinterem Hus,
und was i bruch, das holi drus;
am Feld in feiſter Fure ſchwankt
der Halm, an warme Berge bangt
der Trübel, und im chleine Hof
regiere Hüehner, Gäns und Schof.
Was bruchi, und was hani nit?
Frog was de weiſch, lueg wo de witt!
Und wemme meint, 's well Mangel cho,
iſch Gottes Sege vorem do;
und wenn der Fridli müed und ſtill
vom Acker chunnt und z'Obe will,
ſe ſtobt mit Chümmich rein und friſch,
e guete Ziger uffem Tiſch.
Im grüene Chrüſli ſtobt der Wi,
i lueg en a, und ſchenk em i;
druf trinkt er und es ſchmeckt em guet,
und füllt em 's Herz mit Chraft und Mueth.
Erhalt mer Gott mi Güetli!

Erhalt mer Gott mi Stübli!
Es isch so heiter und so nett,
as wenns e Engel zimmert bet,
und puzt, as wenns e Chilchli wär,
und wo me luegt, isch's nine leer.
Jo weger, und wenns blizt und chracht,
und wie mit Chübleln abe macht,
wenn usem Nebel füecht und chalt,
der Rieſel an de Fenſtere prallt,
und wenn no Wienecht chalt und roth
der Jenner uf de Berge ſtoht,
und dueſtig an de Bäume hengt,
und Brucken übers Waſſer ſprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brüllt,
und 's Tolder ab den Eichen trüllt,
isch's Stübli bheb, und warm und ſtill,
turnier' der Sturm, ſo lang er will.
Erhalt mer Gott mi Stübli!

Doch will mer Gott mi Fridli neh,
und chani nit, und mueß en ge,
ſellſch Chilchhoſ du mi Güetli ſy,
und bauet mer e Stübli dri.
Erhalt mer Gott mi Fridli!

Agatha,

an der Bahre des Pathen.

Chumm Agethli, und förcht der nit,
i merk ſcho, was de ſage witt.
Chumm, bſchau di Götti no ne mol,
und brieg nit ſo, es isch em wohl.

Er lit ſo ſtill und fründli do,
me meint, er los, und hör mi no,
er lächlet frei, o Jeſus Gott,
as wenn er näumis ſage wott.

Er het e ſchweri Chranket gha.
Er ſeit: „Es griift mi nümmen a!
„der Tod het iez mi Wunſch erfüllt
„und het mi hitzig Fieber gſtillt.“

Er het au menge Chummer gha.
Er ſeit: „Es ficht mi nümmen a,
„und wienes gobt, und was es git,
„im Chilchhof niede höris nit.“

Er het e böſe Nochber gha.
Er ſeit: „I denk em nümme dra,
„und was em fehlt, das tröſt en Gott
„und gobem au e ſanfte Tod.“

Er het au ſini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er ſeit: „I bi iez frei dervo,
's iſch nie us böſem Herze cho.“

Er ſchloft, und luegt di nümmen a,
und het ſo gern ſi Gotte gha.
Er ſeit: „Wills Gott, mer werde ſcho
„im Himmel wieder zſemme cho!“

Gang, Agethli, und denk mer dra!
De beſch e brave Götti gha.
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli ſchlacht der au ne mol.

Das Gewitter.

Der Vogel ſchwankt ſo tief und ſtill,
er weiß nit, woner ane will.
Es dunnt ſo ſchwarz, und dunnt ſo ſchwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunſt und Wetter. Los, wie's ſchallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke große Gfalle dra;
lueg, wie mers usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und bhüetis Gott!
Wie zuckts dur's Gwülch so füürigroth
und 's dracht und toost, es isch e Grus,
aß d'Fenster zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre soll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, siehsch im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schloft no allewil
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,"
„er wird io d'Auge binem ba."
Es schnüfelet, es dreibt si bett
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Raßle ghört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig sy!
Gebt weidli, henket d'Läden i!
's isch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du schöni Weizen-Ern.

Es schettert uffem Ghilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutschts im Bach!
Und 's loßt nit no — das Gott erbarm!
Jez simmer wieder alli arm. —
Zwor bemmer au scho gmeint, 's seig so,
und doch isch 's wieder besser cho.

Lueg, 's Büebli ſchloft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
„er wird mi Theil ſcho übrig lo."
He io, 's bet au, ſo lang i's ha,
zue rechter Zit ſi Sächli gba.

O gebis Gott e Chinderſinn!
's iſch große Troſt und Sege drinn.
Sie ſchlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au ſi Sprüchli wohr,
mit ſinen Englen in der Gfohr. —

Wo iſch das Wetter ane cho?
D'Sunn ſtoht am heitre Himmel do.
's iſch ſchier gar z'ſpot, doch grüeß di Gott!
„He," ſeit ſie, „nei, 's iſch no nit z'ſpot,
„es ſtoht no menge Halm im Bah',
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tauſig, 's Chind iſch au verwacht,
lueg, was es für e Schnüfli macht!
Es lächlet, es weiß nüt dervo.
Siehſch, Friederli, wie's uſſieht do? —
Der Schelm bet no ſi Gfalle dra.
Gang, richt em eis ſi Päppli a! —

Der Geiſt in der Neujahrsnacht.
1808.

Tochter, ſuech e Strumpf, und ſtopfen do binte ins Fenſter, wo büt 's Büebli mittem Stecke d'Scheibe verbeit bet. G'ſchicht ich im neue Johr kei größer Unglück, as das iſch, chönneter z'friede ſy. Doch weihts mer ſo froſtig in Aecke, und i bi die letzti Nacht e wengeli z'jung gſi für mi Alter, doch mit Zucht, und einmol iſch keimol. Will mer Geiſter erblicke, und heiligi Sache erfahre, mueß me, wenns Zwölfi ſchlacht, nit in die Federe liege.

Nu mer hen is verspötet mit allerhand fründlige Gspräche
z'Heitersche an der Stros, und Uhr und Zeiger isch gstande.
d'Uhr het im alte Johr no welle ne wengeli Frist geh,
oder han is verhört, — „Guet Nacht, ihr Nochbere, sagi,
„mi Weg wird am witschte sy go Chrotzige," sagi,
„gebis Gott e glücklich Johr und freudige Sinne!"
„Das geb Gott der Her," so sage die Andere, „und schick di,
„sust trapiert di der Geist no näume, eh de deheim bisch,
„wo mit sim Chind im Arm am letzte Dezember an d'Stros stoht;
„d'Postknecht wisse's alli, und rite lieber e Feldweg." —
's isch so cho, und z'mitts im Dorf, und woni ums Eck gang,
nebe 's Xaveris Huus, bi'm Bluest, do stoht er am Brunne
gros bis fast ans Dach und inneme dustige Mantel,
gwobe us Wulke und Liecht, und mitteme Bändel im Chnopfloch,
und het in de Arme und halber im Mantel verborge
wunderschön e Büebli gha mit fründligi Auge,
chüeßts und lächlets a us sine ernstlige Mine,
wie us nächtligem Gwülch der Vollmond lieblig in d'Welt luegt.
Siehsch mi nit, so thuesch mer nüt — so denki und weih mi
mit em heilige Chrütz, und stell mi hinter de Brunnstock,
und will lose, was er seit, und wienerem zuspricht.
Wenig hani z'erst verstande; 's Wasser het brunschet
us de Röhre in Trog, und us em Brunntrog ins Gräbli.
„Chilchhof" — hani verstande, und — „Nüt darf ewige
Bstand ha." —
Und — „Jez gohsch in d'Welt mit dine Schmerze und Freude.
„Theil sie verständig us, und was i nimme cha schlichte
„bring zum guete End. Sie hen e freudige Herbst gha.
„Trinkt ein z'viel, und sitzt er lang im nächtliche Wirthsbuus,
„gang, und bietem heim, und füehren, daß er kei Bei bricht!
„Nimm di der Armueth a, und sorg mer für Witwe und Waise,
„mach mer die Chranke gsund. — Die brave Soldate hani no
„mit Trumpete und Pauke und Ehren-Chränze ins Land gfüehrt.
„Loß du Freude und Tanz und Aepfelchüechli nit fehle,
„wenn sie im Urlaub sind deheim bi Vater und Muetter.
„Seig kei Fabelhans, und denk nit, wil e Kometstern
„duftig am Himmel hangt, so müeß isch Feldzueg und Schlachte,
„Hungersnoth und Sterbet bringe, Zetter und Elend.
„'s isch mi Ehrenstern. Siehsch nit mi Bändel im Chnopfloch?

„Roseroth isch Freud, und Grüen isch lieblige Hoffnig.
„Gang verdien der au so ein mit dine Merite,
„und schmück Jung und Alt mit frumme Sitte und Thate!"
Drüber schnurrts im Thurn in alli Räder am Schlagwerk,
und wies Zwölfi schlacht, so stellt er 's Büebli an Bode,
wie der Engel so schön, und wie der Morge so lieblig,
und seit: „Das walt Gott! Jez gang uf eigene Füeße!
„gieb mer frei wohl Acht zuem güetige Fürste in Karlsrueh,
„zue de Friburger Here, und zue de Landen im Brisgau,
„aß sie kei Leid erfahre, und bringene Freude und Gsundheit!"
Süeß, wie Sunneblick, het 's Büebli glächlet und Jo! gseit.
Aber mittem letzte Schlag im luftige Chilchtburn
gobt er in große Schritte 's Dorf us, und gegenem Rbi zue,
alliwil gschwinder und größer, und alliwil bleicher und dünner,
wiene Nebelduft am Feldberg oder am Belche.
Und wie nootno in der Mitternacht d'Glocke verbrummt bet,
het si der Duft verzoge, und isch vergange und weg gsi.
Chunnsch bal mit em Strumpf? 's zieht alliwil schärfer und chüeler.
Wenni lang verzehl, stohsch lang do umme und gohsch nit.

Die Hauensteiner Bauernhochzeit.

In Gegenwart der Frau Großherzogin Stephanie, auf einem Maskenballe aufgeführt, im Dezember 1814.

Ein Schulmeister tritt auf mit den Hochzeitleuten und spricht:

An das Gefolge:

Jez stelletich! — Du dober, bani gseit!
Und du dört mit dim große Dreispitz links!
Und neig sie ieds, und betet lisli no!

An die Großherzogin:

Do bringi, liebi gnädige Fürste-Frau,
ne ganzi Hochzit usem Hauestei
vo Herischwand. Vor vierzeh' Johre hen
sie alle 's A, B, C no bi mer glehrt
und treui Fürsteliebe. — Der do bet

scho in der Schuel gern 's Marianli gseh,
und Töpli ghobe für 's. Drum, d'Liebe het
kei Zit. Jez endli vor Micheli-Tag
hen's d'Väter usgmacht. — Loset, bani gseit,
löntz mittem Chilchgang, mittem Freudesprung
no Zit ha bis zum heilige Stephanstag!
Mer göhn go Carlsrueh! Wer weiß, es macht
der liebe Fürstinn au ne chleini Freud.
Sie isch io au zu üs cho. — Großi Freud
isch 's gsi im Land. — O, gnädige Fürste-Frau,
mer chönnes nie vergesse. D'Muetter seit's
im Chindli uffem Schooß, und 's Chindli lacht
und zuckt vor Freude. Dankich Gott der Her
für Eui Liebi, und was Euer Herz
erfreue mag, das gebich Gott! 's erfreut
viel tausig tausig Herze. — Uiser eis
cha's nit so sagen, au ne Schuel-Her nit.
— 's isch viel gseit. — Bring der lieb Gott gsund und froh
bald wieder üse Heren in sein Schloß,
und segne seine Kronen und sein Huus
auf späte Zit! — Sin Eui Chinder brav?
's gröst wird iez bald in d'Schuel go, denki wohl.
Erhalt Gott ihri Bäckeli frisch und roth,
und schenkene de Muetter chöstlig Herz
und bald e Brüederli. — Jez weibet au
mi Pärli do mit Euem liebe Blick,
und chömmet, wenn der Maie wieder grüent,
und Bluest zue neui Freude-Chränze bringt,
au wieder ufe! — 's grotbe Frucht und Wi
nit, bis der wieder in der Nöchi sind,
und Sege bringet, wie im Jahrgang Oelf.
's isch Sege, wo der sind. —

An die Braut:

Jez, Marian,
Gang, gieb 's Papierli umme! Bis nit schüch!
(indem sie bereits vor der Großherzogin steht und sich von selbst neigt)
und neig di zimpfer! Zeig!

Der Abendſtern.

De biſch au wieder zitli do,
und lauſſch der Sunne weidli no,
du liebe, ſchöne Obeſtern!
Was gilts, de hättſch di Schmützli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha ſie doch nit überho.

Vo alle Sterne groß und chlei,
iſch er der liebſt und er ellei,
ſi Brüderli, der Morgeſtern,
ſie het en nit ums halb ſo gern;
und wo ſie wandlet us und i,
ſe meint ſie, müeß er um ſie ſy.

Früeih, wenn ſie hinterm Morgeroth
wohl ob em Schwarzwald ufe goht,
ſie füehrt ihr Büebli an der Hand,
ſie zeigt em Berg und Strom und Land,
ſie ſeit: „Thue gmach, 's preſſirt nit ſo!
Di Gumpe wird der bald vergoh.“

Er ſchwätzt und frogt ſie das und deis,
ſie git em B'richt, ſo guet ſie's weiß.
Er ſeit: „O Muetter, lueg doch au,
do unte glänzts im Morgethau
ſo ſchön wie in di'm Himmelsſaal!“
„He, ſeit ſie, drum iſch's Wieſethal.“

Sie frogt en: „Heſch bald Alles gſeh?
„Jez gangi und wart nümme meh.“
Druf ſpringt er ihrer Hand dervo,
und mengem wiße Wülkli no;
doch, wenn er meint, iez han i di,
verſchwunden iſch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie ſi Muetter höcher ſtoht,
und alsgmach gegenem Rhiſtrom goht,

se rüeft sie'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie füehrt en fest am Händli no:
„De chönntsch verlösche, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!"

Doch, wo sie überm Elsis stoht,
und alsgmach ebnen abe goht,
wird nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit isch's no?"

Druf, wie sie ob de Berge stoht,
und tiefer sinkt ins Oberoth,
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
se loßt er sie am Fürtuech goh,
und zottlet alsgmach hinte no.

In d'Heimeth wandle Herd und Hirt,
der Vogel sitzt, der Chäfer schwirrt;
und 's Heimli betet dört und do
si luten Obedsege scho.
Jez, denkt er, bani bochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt sie au si Gsichtli rund.
Drum stoht si Muetter vorem Huus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!"
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez isch's em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schöner Obestern!
's isch wohr, mer ben di alli gern.
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
und bschaut en eis mit schwerem Mueth,
und isch me müed, und bet e Schmerz,
mit stillem Frieden füllt er 's Herz.

Die anderen im Strahlegwand,
he, frili io, ſin au ſcharmant.
O lueg, wie's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein em andre 's Lebe ſchwer
wenns doch donieden au ſo wär!

Es dunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer göbn iez au alsgmach
im ſtille Frieden unter's Dach!
Gang, Liſeli, zünd 's Aempli a
Mach kei ſo große Dochte dra!

Der Sperling am Fenſter.

Zeig, Chind! Wie bet ſel Spätzli gſeit?
Weiſch's nümme recht? Was luegiſch mi a? —
„'s bet gſeit: I bi der Vogt im Dorf,
„I mueß von Allem d'Vorles ha."

Und wo der Spätlig ſeit: 's iſch gnueg!
Was thuet mi Spatz, wo d'Vorles bet? —
„Er liſt am Bode d'Brösli uf,
„ſuſt müeſt er hungerig in's Bett."

Und wo der Winter d'Felder deckt,
Was thuet mi Spatz in ſiner Noth?
„Er pöpperlet am Fenſter a,
„und bettlet um e Stückli Brod. —"

„Gang, gib em, Muetter! 's friert en ſuſt."
Zeig, ſag mer z'erſt, 's preſſirt nit ſo,
wie dunnts der mit dem Spätzli vor?
Meinſch nit, es chönnt eim au ſo goh?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
ſag nit: i bi ne riche Her,
und iß nit Bretis alli Tag!
's chönnt anderſt werde, Handumchehr.

Iß nit den chrosplig Ranft vom Brod,
und loß de weiche Brosme stoh!
— De besch's im Bruuch — es chunnt e Zit,
und wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Möntig währt nit lang,
und d'Wuche bet no mengi Stund,
und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
bis Jedem au si letzte chunnt.

Und was men in si'm Früehlig lehrt,
me treit nit schwer, und bet's e mol,
und was men in si'm Summer spart,
das chunnt eim in si'm Spötlig wohl.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
„O Muetter lueg! der Spatz will goh!"
Se gang er! Leng die Hirse dört,
und sträu'em! Er wird wieder cho!

An E. L.,

die Verfasserin eines alemannischen Gedichtes: die Biene.

Wer so ne Liedli mache cha,
mueß selber schier en Immli sy.
Es leit so zarti Zellen a,
und treit so reine Hunig dri.
Nei, in der Stube chunnts eim nit,
und in de Büchere lehrt mers nit.

Wo's Immli sini Stiefel chaust,
im Blueme-Schoß si Chöpfli tauft,
dört find't me so schermanti Sache,
und so ne Gmüethli zart und guet,
e frumme Sinn, e frohe Mueth,
cha's au zuem nette Liedli mache.

Die Häfnet=Jungfrau.

Vetter, wo ſimmer doch echterſt? Bald glaubi, mer ſeige verirret.
's ſchlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;
wo me lost und wo me luegt, ſe findt me ke Fueßtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es iſch mer, mer ſeige
nümme wit vom Häfnet=Bugg. Suſt grufets mer, wenni
drüber mueß; iez wäri froh. Der Sunne no möcht es
ſchier gar Zehni ſy. Sel wär kei Fehler, mer chäme
alliwil no zitli gmueg go Steine bis Mittag. —
Geltet, was bani gſeit! Gottlob, do ſimmer am Häfnet,
und iez weißi Weg und Steg. Der bent doch au betet
hütte früeih, wills Gott, und bentich gwäſchen und d'Hoor gſtrehlt
mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienſt thue,
und der ſehnt mer ſchier ſo us. Je, Vetter, i warnich,
wemmer bi'm Brunne ſind, me würdich wäſchen und ſtrehle.
's ſtoht im Wieſethal und in den einſeme Matte
no ne Huus, me ſeit em numme 's Steinemer Schlößli.
's thuet de Hamberchs=Lüten und 's thuet de Buure, wo gfrohnt hen,
bis es gſtanden iſch mit ſine Stapflen am Giebel,
au kei Zahn meh weh. Doch liege ſie rüeihig im Bode,
d'Häfnet=Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
in dem Schlößli ghuſet het mit Vater und Muetter.
's iſch e Zwingher gſi, und 's het des Frohnes kei End gha,
bald uſs Tribe, bald zum Bauen oder an Acker,
z'Nacht zum Hüeten ins Feld, und het der Zwingher und d'Zwingfrau
nüt meh gwüßt, iſch d'Tochter cho, ne zimpferig Dingli,
mitteme Zucker=Gſicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Baſel müeßen oder no witers
Salbe hole, das und deis zum Wäſchen und Strehle,
Schueh mit gſtickte Bluemen und choſperi goldeni Chappe
mit Chramanzlete drum und ſideni Hentſchen und Bendel.
Meinet der denn, ſie wär e mol go Steine in d'Chilche
uffem Bode gange mit ihre papierene Schuehne?
Derliger, bi'm Bluest, vom thüürſte, wo me cha finde,
hen ſie müeße ſpreite vom Schlößli bis füren an Steine
und durs Dorf an d'Chilchhoftbür und übere Chilchhof,
und am Möntig wäſchen. Am nächſte Samſtig het Alles

müeße ſufer ſy, wie neu vom Weber und Walker.
's iſch emol e alte Ma, 's beig Niemes ſi Heimeth
wüſſe welle, neben an dem Oerliger-Fueßweg
gſtanden an der Gbilchhofthüre. „Loſet, i warnich
„Jumpferli", beig er gſeit, „'s iſch mit dem Plätzli nit z'ſpaſſe.
„Gobt me ſo in d'Gbilchen und über die graſige Gräber?
„Wie beißts in der Bibel? Der werdets iemerſt nit wüſſe:
„Erde ſollſt du werden, aus Erde biſt du genommen.
„Jumpfere, i förch, i förch!" — Druf ſeig er verſchwunde.
Sel mol uf Oerliger-Tuech in d'Gbilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächſte Sunntig mit rothe
Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunſch gha:
„Nähm di numme ne Ma im Elſis oder im Brisgau,
„oder wo der Pfeffer wachst! Es ſett der io gunnt ſy."
Aber 's bet ſie Niemes möge. D'Muetter iſch gſtorbe,
der Vater au, ſie liege nebenenander,
und 's chunnt z'letzt e Gang, wo's Töchterli füren in Gbilchhof
au ke Flanell bruucht und eineweg d'Schübli nit wüeſt macht.
Hen ſie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's ſeig nit briegget worde. Ne Vater unſer ben frilig
Alli betet, und gſeit: „Gott geb der ewige Friede!"
Drum der Tod ſöhnt alles us, wenns numme nit z'ſpot wär.
Aber der alt Ma ſeig eismol wieder am Gbilchhof
gſtanden und beig gſeit mit ſchwere bidütſeme Worte:
„Heſch nie das Plätzli birührt, ſo ſoll di das Plätzli nit tole.
„Wo du ane ghörſch, weiß numme 's Geitligers Laubi."
's iſch ſo cho. Der ander Morgen, women ins Feld goht,
ſtoht de Todtebaum vor uſe nebe der Gbilchmuur.
Wer verbei iſch, bet en gſeh, und s' beißt no dernebe,
's ſeige Grappe gnueg druf gſeſſen und beigen am Tuech pickt;
wie mes macht, wenn näumis iſch, ſe lügt me no meh dra.
Je, me bets wieder probiert, me bet ſie no tiefer vergrabe,
an en andere Platz. 's bet alles nit ghulfen und battet.
Endli ſeit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
„froge, wo ſie ane ghört." Me rüſtet e Wage,
wettet d'Stieren i, und leit der Todtebaum uſe.
„Laufet, wo der went!" Sie hen ſi nit zweimol lo heiße.
Uf und furt zuem Häfnet-Bugg. Dört blibe ſie bhange,

z'allernöchſt am Brunne (der wüſſets) womer verbei ſin.
In dem Brunne ſitzt ſie. Doch ſtigt ſie an ſunnige Tage
mengmol uſen ans Land, ſtrehlt in de goldige Hoore,
und wenn Näumer chunnt, wo ſelle Morge nit betet
oder d'Hoor nit gſtrehlt, oder wo ſi nit gwäſchen und putzt het,
oder iunge Bäum verderbt und Andere 's Holz ſtiehlt,
ſeit me: ſie nehm en in d'Arm, und ziehn en aben in Brunne.
Vetter, i glaub ſel nit. Me ſeit ſo wege de Chinde,
aß ſie ſüferli werden und niene näumis verderbe.
Vetter, wär es ſo gförli, bi'm Blueſt, euch bätt ſie in d'Arm gno,
wo mir neben abe ſin, und gwäſchen im Brunne,
und au wieder gſtrehlt e mol. — Nei, loſet, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal ſimmer duſſen im Freie.
D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
mitenander z'rede weiß und näumis z'erzehle.
Seigs denn au nit wohr, es iſch nit beſſer, wenns wohr iſch.
Sehnt der iez dört 's Schlößli mit ſinen eckige Gieble?
Und das Dorf iſch Steine. Do füre zieht ſi der Chilchweg.

An den Rechnungsrath Gyßer.

Wie? was ſageter, aß der ſeiget, in Eure Epiſtle?
Schatzigbleger*)? Nei, was mueß me für Sachen erlebe?
Hender d'Schatzig b'leit, Her Gyßer? Jeſis? gent Achtig,
wenn ſie iünglet, wie 's ich goht! Das chönnemer bruuche.
Was het ſelle gſeit, wo ghört het, d'Sunne beig gwibet?
's ſtoht ins Vetters Fable. Er het mit ſchrundige Hände
in de Hore g'chrazt. „I mein, ſie mach eim elleinig
„heiß gnueg, het er gſeit, mit ihrem dunſtigen Othem,
„und trintt alli Brunnen us; 's würd ſufere Arbet
„werde, wenn ſie Jungi het, und hinter de Berge
„wie ne Gluckere füre chunnt mit Ziehe und Achte."
Lueget, ſo wirds goh, wenn d'Schatzig Bueben und Meidli

---

*) Antwort auf ein Schreiben von Gyßer, in welchem ſich derſelbe, weil mit der Schatzungsrenovation des Oberamts Badenweiler beauftragt, als: „Schatzigbleger" (Schatzungs-Beleger) unterſchrieben hatte.

überchumnt und lebig bhaltet, gfräßige Chinder,
's wird nit z'bschribe sy, was für e Lamento ins Land chumnt.

Vetter Gyßer loset, der bent doch bsunderi Zeste!
Jo i mueß es sage, und wenns mi gnädige Landsher
über churz und lang erfahrt, und benktich der Brodchorb
höcher, wie der selber förchet, nimmts mi nit wunder.
Isch's nit öbbe, wil der Moler*) z'Mülle ne weg chumnt,
gumperig, und meinet, iez lueg ich Niemes uf d'Ise?
Hen der gmeint, io wohl! Sie hen scho wieder en Andre
in der Machi! und er würd ich d'Zeche verlese.
Wie het Rehabeam gseit? „Mein Finger," seit er, „soll schwerer
seyn, als meines Vaters Arm." Der werdets erfahre!
Sust e brave Her, und gschickt, er schribt si vo Spir her
ehnen am breite Rhi, wo iez der Premie-Consul
d'Schatzig b'leit, und 's Volch regiert mit bluetige Hände.

Vetter Gyßer, 's fallt mer i, isch nit wohr, mer hen doch
mengerlei Heren im Land vo allen Enden und Orte,
und mir sin no als die brävste? Hättemer numme
näumis glehrt! Mer hätte doch so ordli der Zit gha.
Aber iez isch z'spot! Und mengmol wenn mini Schüeler
mehr verstöhn as ich, und froge mi spitzigi Sache,
woni selber nit weiß, se sagi: „Loset, der müent ein
„nit gli z'Schande mache! 's isch almig nit gsi, wies iez isch,
„mittem Lehre, und me het iust d'Glegebeit nit gha.
„Bhaltets binich, was der wüsset! Wendets im stille
„a, und werdet brav, und saget, der beigets bi mir glehrt,
„aß i au no Ehr erleb, und dankbari Zite!"

Vetter Gyßer, bent der Buebe, soll ein e Pfarer
werde, bani nüt derwider. Rüeibig verlebt er
sini Stunden uffem Land. Ne freudige Wechsel
zwischen Arbet und Rueih, und zwische Studieren und Martsche,
zwischen Essen und Verdaue flicht si dur 's Lebe.
Ob em bangt der Himmel voll Sunne, Sternen und Gige;
unter em der Bode, er treit em fruchtbere Zehnte.

*) Der damalige Oberbeamte in Müllheim, Geh. Hofrath Maler.

Uf de Matte weide d'Chüeih, ihm trage ſie d'Milch zue;
an de Berge graſe d'Schof, ihm drüslet ſi d'Wulle;
in de Eichle dnarflet d'Sau, ihm leit ſie der Speck a.
Färlet näume ne Mohr, bet au der Pfarer ſi Säuli.
Meint der Fürſt, er beig ſi Sach an Zinſen und Gfälle,
mueß er mittem Pfarer theilen oder Proceß ha.
Drum, Her Gyßer! was i ſag, und wenn ein e Pfarer
werde will! und wenn e ſchöni mannberi Tochter
no nem Vikari luegt, und er luegt wieder no ihre,
und ſie wechſle mitenander fründligi Rede,
löbnt ſie mache! ſagi. Doch verem leidige Schuelſtaub
ſoll der Himmel euer Chind in Gnade biwahre.

Aber mi Red nit z'vergeſſen, und euri Feſten und Rime,
io, i ha ſie überchо; ſie bemmer e Freud gmacht,
bſunders ſelli Frau. Wie iſch's ere endli no gange?
Iſch ſie wieder z'Chräfte cho? I möchtere's gunne.
Oder bet ſie g'endet, und trinkt in blaue Reviere
Sterneluft und Himmelsthau, und mutteret nümme?
Helfis Gott! Mer werde au no 's Bündeli mache,
und ins bimmliſch Canaan der Weg unter d'Füeß neh!
's ſeig e gangbari Streß, ſie gang gwis übere Chilchhof.

Sieder wemmer leben, und 's Lebe freudig verbrauche,
Trübli eſſe, Neue trinke, Cheſtene brote.
Vetter Gyßer, chunnt deim Baur ſi ſunnige Rebberg
mit der Zit an Stab, ſe bietet für mi. Es chunnt mer
nit uf näumis a, und d'Mergeſunnen iſch viel werth.
Lueget, iez mueßi in d'Schuel, ſuſt wotti no allerlei ſage.
Vhüetich Gott! Vergelts Gott au! Und chömmet bal wieder.

Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Poſt,
Tauſigſappermoſt!
Trinkt me nit e guete Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Poſt!

Z'Bürglen uf der Höh,
nei, was cha me ſeh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Stauffen uffem Märt
ben ſie, was me gehrt,
Tanz und Wi und Luſtbarkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Stauffen uffem Märt!

Z'Friberg in der Stadt,
ſufer iſch's und glatt,
riche Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friberg in der Stadt.

Woni gang und ſtand,
wärs e luſtig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem ſchöne Land.

Minen Auge gfallt
Heriſchried im Wald.
Woni gang, ſe denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
z'Heriſchried im Wald.

Imme chleine Hus
Wandlet i und us —
gelt, de meinſch, i ſag der, wer?
's iſch e Sie, es iſch kei Er,
imme chleine Hus.

Der allezeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

's Bäumli blüeibt, und 's Brünnli ſpringt.
Potz tauſig los, wie 's Vögeli ſingt!
We bet ſi Freud und frohe Mueth,
und 's Pfifli, nei, wie ſchmeckt's ſo guet!

Im Sommer.

Volli Aebri, wo me gobt,
Bäum voll Aepfel, wo me ſtobt!
Und es iſch e Hitz und Glueth.
Eineweg ſchmeckt 's Pfifli guet.

Im Herbſt.

Chönnt denn d'Welt no beſſer ſy?
Mit ſi'm Trübel, mit ſi'm Wi
ſtärkt der Herbſt mi luſtig Bluet,
und mi Pfifli ſchmeckt ſo guet.

Im Winter.

Winterszit, ſchöni Zit!
Schnee uf alli Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet.
Juſtement ſchmeckt 's Pfifli guet.

Auf den Tod eines Zechers.

Do ben ſie mer e Ma vergrabe.
's iſch ſchad für ſini bſundre Gabe.
Gang, wo de witt, ſuech no ſo ein!
Sel iſch verbei, de findſch mer kein.

Er iſch e Himmelsglehrte gſi.
In alle Dörfere her und hi
ſe bet er gluegt vo Hus zue Hus:
hangt nienen echt e Sternen us?

Er isch e freche Ritter gsi.
in alle Dörfere her und hi
se het er gfrogt enanderno:
„sin Leuen oder Bäre do?"

E guete Christ, sel isch er gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er untertags und z'nacht
zuem Chrüz si stille Bueßgang gmacht.

Si Namen isch in Stadt und Land
bi große Here wohl bikannt.
Si allerliebsti Cumpanie
sin alliwil d'drei Rünig gsi.
Jez schlost er und weiß nüt dervo,
es chunnt e Zit, gohts Alle so.

Des Rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Pfarrer Jäck in Tryberg. *)

Zeig wie, Her Peter! Wenn der 's Gläsli schmeckt,
voll Chirsiwasser, und der Chueche dri,
und 's Lied vo Triberg vom Her Pfarer Jäck,
weisch nit, was schön isch? Git men eim nit d'Hand,
zieht 's Chäpli ab, und seit: Vergelts ich Gott!
Du nit? Und trinksch, as wenn di eigene Baum
die Chirsi treit hätt? Und de besch doch kein.

's isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigene Baum,
i ha kei Huus, i ha kei Schof im Stal,
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,
kei Chatz, kei Hüenli, mengmol au kei Geld.
's macht nüt, 's isch doch im ganze Dorf kei Buur
so rich, as ich. Der wüsset wie me's macht.
Me meint, me heigs. So meini au, i heigs

*) Für drei Krüge Kirschwasser und Kuchen mit einer Zuschrift in alemannischer Sprache.

im süeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,
's isch mi, und wone Feld voll Aehri schwankt,
's isch au mi; wone Säuli Eichle frißt,
es frißt sie us mi'm Wald.

So bini rich. Doch richer bini no
im Heuet, in der Ernet, im frohe Herbst.
I sag: Jez chömmet Lüt, wer will und mag,
und heuet, schnidet, bauet Trübli ab!
I ha mi Freud an Allem gha, mi Herz
an allen Düften, aller Schöni glabt.
Was übrig isch, isch euer. Tragets heim!

Herr Jäck, mir isch, der schüttlet euc Chopf,
und saget fürich selber: „Guete Fründ,
„so lebt men im Schlaraffeland." He io,
so lebi im Schlaraffeland, 's isch wohr.
Treit nit meng Immli süeße Hunig heim
um Triberg? Hangt nit menge Chirsibaum
voll schwarzi Chinder? Mir do niede fliegt
der Chuechen und der Chirsiwasser-Chrueg,
und drei für ein zum Fenster i. Do trink!
Und lueg, do fliegt e Blatt, 's isch schwarz uf wiiß.

Herr Jäck, viel Süeßi wohnt im Bluemechelch,
Viel Gwürz im brune Chirsichern, 's isch wohr.
Doch was im frumme Menscheherz ersprießt,
und ufgoht, und in schöne Liedere blüeiht,
wie euer Lied, goht übers Zuckerbrod
und Zimmetgeist. Das treit kei Immli heim,
das distellirt der Summer an keim Baum.
Drum dank ich Gott für alles Liebs und Guets.
Drum dank ich Gott für euer dreifach Gschenk,
und gebich Sunneschin un frohi Zit.
Der sehnt, i dank mit Chapeziner-Dank,
mit Segen und Papier. — —

Epistel an den Pfarrer Güntert zu Weil. *)

Vetter Vogt! Der Bammert (i muß ichs chlage) wird tägli
liederlicher, füler, versoffener; 's isch nümme z'lebe,
's isch nümme z'gschirre mit em; 's hilft weder strofe, no Zuespruch.
Looset, wiener mers macht! 's isch weg'neme Tubakpfifli,
weg'neme tusignette Pfifli; 's het mi ser Gulde
k'chost und ungradi Chrützer, no ohni 's Bschleg dra, und ohni
's Chetemli dra; sust seit mer der Gattig Pfiflene Meerschum.
Wiiß sin si, wie Chlabaster, und weich wie Anke, und wie ne
Fliegeschißli so liicht, wenn eim e Fliege 'n uff d'Hand . . .
Raucht me'n us so me Pfifli, se wirds wie länger wie schöner,
Z'erst wirds grüen am Bschleg, as wie der libhaftig Chrüespon,
alliwil witer abe, und alliwil grüener und dunkler,
bis es schwarz isch wie d'Nacht; doch brun wirds gegenem Chopf zue;
und der Chopf blibt wiiß; 's isch nüt nutz, wenn er nit wiiß blibt.
Aber so e Pfifli isch wie e schaallos Gili,
wie e Sermonetchindli (doch nit der Landvögti ihres),
wo me's arührt, thuets em weh; im Augeblick bet es
Moose, Chritzli, Löchli; me darf nit herzhaft dra chuche.
Het ein e Ruusch, se will i'm nit rothe us so me Pfifli
z'rauche, 's Pfifli wär bih, und überhaupt, wenn ein voll isch,
soll er 's rauche lo si; me bet bitrübti Grempel,
's goht mit em z'underst und z'öberst, der Bode will unter em breche.
D'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, d'Lüt sicht er dopplet,
schwezt mit em selber — armsdicke Wort, — si schieße kem Pfarer
so vo de Lippe; der Ziehzero z'Rohm isch numme e Naar gsi.
Aber wider zum Pfifli. Wenn so e Pfifli versaut isch,
lueget, se cha me's butze, und wenn's so rueßig und schwarz isch,
wie der Michel mit vierzeh Striche, wirds ich doch wider
wie der g'falle Schnee, me glaubts nit, wemmes nit gseh bet.
Schade cha me's, und wenns so rublig wie's Here Faktore

*) Hebel pflegte noch zu Lörrach seinen Freund Güntert im Scherze Vogt zu nennen, sich selbst nannte er Stabhalter, und einen andern Freund, der damals Amtsactuar zu Lörrach war, Bammert, d. i. Bannwart, Feldhüter.

Jokeb Friderli wär, se wird's ich so glatt und so glänzig,
's Sufflis Bäckli chönne nit glänziger, chönne nit glätter
si, — und wenn so e Pfifli recht gschlacht soll blibe, se nimmt me
näumen e Tüpfi, wo no ke Gieranke isch drin gsi,
loßt im Tüpfi War vergoh, wie finer, wie besser,
und chocht 's Pfifli im War; 's isch aber e bsundere Vortel,
's cha's nit iedwedi Chue! der werdets selber nit chönne!
Usem Fundement verstohts der Bammert, und sider
as er d'Feldbuet verlore, und keini Einig meh z'zieh het,
butzt er Pfifli. Der Bursch het sust schier nüt meh z'verdiene.
's Stunde rüeffe treit nit viel i; zwor brüelt er enzezli,
er, und d'Chatze, und d'Gübl, und 's Wirths fuulärtige Hofbund
hen e Gragöl mit enander; der Mond am Himmel wird schüüch
drob.
d'Here bsegne si selber im rueffige Chemi und bette:
„das walt Gott, und bbüetis Gott!" — So grüseli brüelt er.
Aber brüele und suufe isch zweierlei. Gsoffe mueß doch si!
Und wie ärger er brüelt, wie ärger suuft er, bis d' Sterne
nootno verbleiche am graue Himmel, und enen am Turnberg
lisli der Morge verwacht, und was er mit Brüele verdient het,
het er vor Tag scho versoffe. Vo was iez lebe? Der Tag will
au si Sach, und der Bammert isch ken vo dene, wo 's Esse
obem Trinke vergessen, er frißt ich mit Vieren um d'Wetti,
wenn ers bet, seigs Chees, seigs Brotis, Trübli und Strübli.
Aber so e Lebe chost Geld in iezige Zite!
D'Noth lehrt bette, d'Noth lehrt schaffe, d'Noth lehrt de Bammert
Pfifli butze. Es treit zwor wenig i, doch isch's so viel.
Loset iez, wie er mers macht! Mi Pfifli isch rublig, — i gib em's.
Vor zwölf Wuche, 's bet no gschneit, 's bet no kei Blüemli
's Chörfli zeigt, se gib i'm mi Pfifli, und sagem: „Do hent er's!
„Schabet's, fiedet's, butzet's; gent Achtig druf, — 's chostet
sier Gulde,
„ohni 's Bschleg dra, und ohni 's Chetemli. Bringet's bald
wider!
„Wenn der's ordeli butzet, und zitli bringet, se bilf i ich
„wider zue enem Aemtli, und zahl ich extra zwo Halbi."
Sott's der Bursch nit thue? Was macht er? Er nimmt mer
mi Pfifli.
„Jo, i will ich's butze und ordeli wider bringe!" —

Sellemols gseh, und nümme! I frog' en, wo i'm de Chopf sieh. „Bammert, hent der mer's Pfifli?" — „I blos ich ufs Pfifli," isch d'Antwort.

„Hent er's verlohre?" — „Nei!" — „se hen ders versoffe, bikennets!"

„Nei i ha's nit versoffe!" — „bringet's!" — „Morn will i's bringe."

Lueget, so trib is vo Faßnecht bis Ostre, vo Ostre bis Pfingste. Wer mer's Pfifli nit bringt, das isch der liederlich Bammert, Vetter Vogt! Drum meint i, der chönntet mer öppe do bi stoh! Wenn der e scharpfe Befehl im Bammert schicktet; der wüsset, wie me mitem mueß rede! so dütli: „'s Dunder und 's Wetter „fahr ich in Chrage denn au! Dir dunderschießige Chetzer! „Het der Stabhalter si tusig schön Pfifli für euch chauft? „'s Pfifli use! bi Gott! sust müenter sechs Wuche ins Hüüsli. „Dixi! Güntert Vogt." — — Was gilts, er loßt's nit druf a cho!

Thüent mer der Gfalle, Her Vogt! — Der neu Vikari vo Löbrech bringt ich d'Vollete, ne brave Her, und gmei mitte Lüte. Sust sin die iunge Burst mengmol e wenig phateftig, meine sie beigen ellei mit Löffle d'Glersemkeit gfresse. Aber der neu Vikari isch ken vo dene. Er predigt Gottes Wort, wie's si ghört, und füehrt e christliche Wandel, het e tröstlige Zuespruch, und wenn er d'Bibel vom Schaft langt, berefrisirt er eim d'Sprüch so dütli, as es e Freud isch. Drum erwiset em Ehr — i will ihn grethumedirt ha!

Stabhalter.

An eine Freundin,

bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden.

Nehmet das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grothet just nit eins wie's ander,
Chorn und Spreu isch unterenander.
Leset 's Fürnehmst us,
's isch, cha sy, ne Fund;

's ander ſtrichet us.
Gott erbalt ich gſund,
und Gott ſchenk ich alliwil
liebi ſüeßi Freude viel.

Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizer-boten an ſeinem Hochzeittage.

I ba 's io gſeit, und 's iſch ſo cho!
Was bani gſeit? 's werd nit lang goh,
ſe bringt der Bott vom Schwizerland
es Brütli an der weiche Hand,
es lieblig Brütli mittem Chranz,
zuem Chilchgang und zuem Hochzit-Tanz.

's iſch ſrili wohr, und ſo ne Ma,
es Fraueli, das mueß er ha.
Früeih, wenn er mittem Morgeroth
uf d'Stroß go Brugg und Baſel gobt;
wer nimmt en z'erſt no lieb und warm,
zuem Bhüetdigott und Chuß in Arm?

Und wenn er mittem Obedſtern
in d'Heimet chunnt, was hätt er gern?
's ſött näumis an der Hunsthür ſtoh,
es ſött em lieb eggege cho,
und fründli ſäge: „Grüeß di Gott,
„du liebe Ma und Schwizerbott!"

Und ſäge ſött's em: „Liebe Ma,
„chumm weidli, leg d'Pantoffle a,
„und 's Tſchöpli! Uffem Tiſchtuch ſtoht
„di's Süppli ſcho vo wißem Brod.
„Chumm, liebi Seel, und iß iez z'Nacht!
„Und 's Bettli iſch de au ſcho gmacht."

Das weiß er wohl mi Schwizerbott,
's iſch nit, as wenni'm 's ſäge wott.

Drum bet er au am lange Rhi
und Canton us und Canton i
meng Meidschi scharf in d'Auge gno,
öb nit bald wöll die rechti cho.

Und Canton us und Canton i,
bald an der Limmeth, bald am Rhi,
wohl bet er bravi Meidsch'ne gseh,
wie's Rösli roth, wiiß wie der Schnee,
so tusigschön und guet und froh.
Die rechti bet nit wölle cho.

's macht nüt. Mi liebe Schwizerbott
bet gseit: „I find sie doch, wills Gott!"
I glaub es schier, Her Bottema!
Längst beit er's in der Röchi gha.
Thüent d'Augen uf! Bim Saferlot,
sie chunnt nit selbst. Verzeih mer's Gott!

Jez bet er sie, und isch er froh,
Der Landamma isch's gwüs nit so. —
Gieb, was de besch, biet, was de witt,
er tuuschte mit dem Kaiser nit.
Er lueget nu si's Brütli a:
„Jez bisch mi Wib und i di Ma!"

I säg es frei, und säg es lut:
Her Schwizerbott mit euer Brut,
Gott guntich wol e bravi Frau,
und wie's euch freut, so freuts üs au,
und geb' ich Gott denn alliwil
der liebe neue Freude viel.

Denk, wenn's no einist gwintret bet,
was streckt si do im chline Bett,
und lächlet lieb? Mi Bottema
er lueget si goldig Büebli a.
Er lengt e süeße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Aarau bring!"

Nu flink dur's Land, Her Bottema,
mit euer Taſchen uf und a,
und bringet, wie mer's gwohnet ſin,
viel ſchöne B'richt und Lehre drin.
An Zuckerbrod und Marzipa
für d'Chindli ſolls nit Mangel ha.

Zu einer Bittſchrift *).

Ne Meideli uſem Oberland
chunnt zuen'ich her und chüßt ich d'Hand.
Der ſind io ſo ne brave Her.
I wüßt io kein, wo lieber wär.

's chunnt mengen uſem Oberland
und bet e Bittſchrift in der Hand,
und Euer Gmüeth, wenns helfe cha,
ſen iſch er ein verſorgte Ma.

Drum bringi au mi Bitte dar.
Mer ſinge gern, mir iungi Waar.
— d'Welt luegt is no ſo luſtig a,
mer hen io no kei Chummer gha —

Und ſpielte gern Clavier derzue
wie d'Jumpfere von Carlsruh,
doch fel iſch d'Chunſt — i ha io keis —
o ſind ſo guet und gent mer eis!

Es iſch e Mengs, wo ſingt und lacht,
und Ihr bends froh und glücklich gmacht
do ſtoht ſo eins — und dankts ich viel,
het Vatergüeti doch kei Ziel.

---

*) Ein Gelegenheitsgedicht, welches von der Enkelin eines hochgeſtellten Staatsbeamten dem Großvater in der Tracht der Markgräflerinnen mit günſtigem Erfolge übergeben wurde. Es iſt im Jahr 1819 niedergeſchrieben.

Der Ehrentag Carl Friederichs, Markgrafen zu Baden,

nach Aufhebung der Leibeigenschaft, den 23. Juli 1783, gefeiert im Oberland *).

I ha scho menge Sturm und Schnee,
i ha scho menge Frühlig gseh,
und Chrieg und Elend überal
im Rebland und im Wiesetbal.
An so ne Zit, wo alles singt
und Jung und Alt in Freude springt,
an so ne Tag, wie Gott ein schenkt,
an so ne Freud het niemes denkt.

O wär er do, o chönnt er's seh,
der liebe Fürst, Gott bet en ge!
Er isch so gnädig, isch so gut,
's wird Wohltbat, was er denkt und thut.
„Du Gott im Himmel sey sein Lohn,
und schirme seinen Fürstenthron."

Siebsch, Friederli, sel Engelsbild!
Wie luegts ein a so lieb und mild!
Es isch di Fürst, wo sorgt und wacht.
Er het is alle glücklich gmacht.
Das lohnt em Gott, und uf si Hus
gießt Gott si Huld und Segen us.

O Chind, de bisch no jung und zart,
und wenn di Lebe Gott bewahrt,
und bisch emol di'm Vater glich,
so wohnt di Fürst im Himmelrich,
und andere Zite chömme no.
Doch blibt si Geist und Liebe do,
und tröstet wieder treu und mild,
und segnet in si'm Ebebild.

*) Dieses Gedicht war ursprünglich zu einem, das bezeichnete Fest darstellenden Gemälde bestimmt.

Gedichte

in

hochdeutscher Sprache.

Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten,
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Thräne fällt,
Blüht auch eine Rose.
Schon gemischt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Loose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken geh'n und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Muth für seine Leiden,
In die neuen Tage.

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüthe,
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung in's Geleite.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen ſtrömt das Leben.
Reine Luft für Menſch und Vieh;
Waſſerbrünnlein ſpat und früh
Müſſen uns die Berge geben.

Friſche Matten!
Grüner Klee und Dolden ſchießen;
An der Schmehle ſchlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelſtein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reiß,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirſche, Birn und Pflaum gedeiben.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt entbüllt ſich
Halm und Aehre, ſchwanket ſchön,
Wenn die milden Lüfte weh'n,
Und das Körnlein wächst und füllt ſich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeſchmeide,
Weiße Wölklein ſteigen auf,
Zieh'n dahin im ſtillen Lauf;
Gottes Schäflein geh'n zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann iſt die Erde ſchön.
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und ſingt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberzieh'n den Himmelsbogen,

Und der Vogel ſingt nicht mehr.
Winde brauſen hin und her,
Und die wilden Waſſer wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur,
Bange harrt die Kreatur.
Donnerſchläge ſtürzen nieder.

Gut Gewiſſen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Abendlied,

wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt ſchwingen wir den Hut.
Der Wein der war ſo gut.
Der Kaiſer trinkt Burgunder Wein,
Der ſchönſte Junker ſchenkt ihm ein,
Und ſchmeckt ihm doch nicht beſſer,
Nicht beſſer.

Der Wirth, der iſt bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür
Und hinten dran die Schuldgebühr.
Der Gaſt darf wiederkommen,
Ja kommen.

Und wer ſein Gläslein trinkt,
Ein luſtig Liedlein ſingt
Im Frieden und mit Sittſamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gaſt darf wiederkehren,
Mit Ehren.

Des Wirths ſein Töchterlein
Iſt züchtig, ſchlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat ſie keins, das iſt nicht gut,
Muß eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt, Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, ſo ſchläft er noch.
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und ſchlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Lied

für die Geſellſchaft des Muſeums bei ihren freundſchaftlichen Mahlen.

Melodie: Süße, heilige Natur ꝛc.

Lieblich tönt zum Becherklang
Saitenſpiel und Feſtgeſang;
Und im ſchönen Wechſel zieh'n
Ernſt und Scherz durch's Leben hin.

Ernſt dort in dem Bücherſaal,
Fröhlich hier am Feiermal;
Freunde dort und Freunde hier,
Forſchen, ſcherzen, ſingen wir.

Das Metall aus Meriko
Macht nicht weiſe, macht nicht froh;
Hoch in lichten Räumen kreiſ't
Gern und froh der freie Geiſt;

Sieht in ſeinem Eigenthum,
Sieht von Pol zu Pol ſich um,
Sonnen ſtrahlen überhin,
Paradieſe blüh'n um ihn.

An der Vorwelt Tafeln ſteht,
In die dunkle Zukunft ſpäht,
In den raſchen Strom der Zeit
Schaut der Sohn der Ewigkeit.

Thronen, Völker fern und nah,
Tauchen nieder, waren da,
Andre, nie genannt zuvor,
Steigen aus der Fluth empor.

Wetterwolken, kommen, geh'n,
Waffen klirren, Palmen weh'n;
Thränen fließen, Roſen blüh'n,
Welken wieder rings um ihn.

Mit der Menſchheit nah und fern
Theilt er Schmerz und Freude gern,
Ruht, gepreßt von Schmerz und Luſt,
Wieder an der Freunde Bruſt.

Inniger und enger zieht
Sich ſein Kreis, und reiner glüht,
Als im regen Weltgewühl,
Dann des Daſeins Hochgefühl;

Und zur Seelenharmonie
Tönt des Liedes Melodie,
Und zum muntern Feſtgeſang
Tönt der reine Becherklang.

Manche Stunde lieb und froh,
Brüder, Freunde, ſchwand uns ſo;
Freundſchaft macht das Leben ſüß,
Wandelt's in ein Paradies.

Aber ach! Ihr blickt umher!
Manche Biedre ſind nicht mehr;
Ihre Aſche hat der Sand,
Und den Geiſt ſein Vaterland.

Reicht die Becher still hinab,
Ruhe schweb' auf ihrem Grab!
Im Gedächtniß leben sie;
Freunde sterben, Freundschaft nie.

Füllt die Becher wieder an!
Reicht sie her und stoßet an!
Unser schöner Bund sei heut,
Hör's ein guter Geist — erneut!

Leget traulich Hand in Hand!
Fest und heilig sei dies Band
Jedem, der nach Wahrheit strebt,
Und für Pflicht und Freundschaft lebt!

Manche Stunde werd' uns so,
Noch, wie diese, lieb und froh!
Schnell flieht dieses Leben hin, —
Trinkt auf festen Freundes-Sinn!

Schluß-Chor:

„Auf der Freundschaft festen Sinn
Ueber Welt und Zeiten hin!"

Kürze und Länge des Lebens.

Dumpf ertönte vom hohen Thurm das Trauergeläute
Und der Leichengesang erscholl zum blumigen Hügel,
Wo Bathyll und Damötas, noch beide blühend dem Leben,
Beide kundig des Wechselgesanges, am Abhange saßen.
Dieser schaute jenen, der diesen schweigenden Blicks an,
Bis im stillen Verein, unaufgefordert vom andern,
Also Bathyll begann, und also Damötas ihm folgte.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch, in einem Jahrhundert beginnt es,
Und im nämlichen fällt's. — Einst sah dort die grünende Eiche

Gustav Adolphs Heer, sieht jetzt des gallischen Cäsars
Siegende Fahnen wehn, und harrt noch auf spätes Ereigniß.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. In einem lachenden Monat
Ward die Blume des Hains; der nämliche Monat begräbt sie.
Kinder des lachenden Jahrs, buntfarbige Sylfen, die Aehre
Keimt schon im zarten Gras, doch seht ihr nicht mehr die Erndte.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Im kühnen Busen entfaltet
Sich ein umfassender Plan. Der wollt' unsterbliche Lorbeer
Um die Schläfe sich winden; der Millionen sich häufen.
Kaum noch gekannt, entschlief der eine; dürftig der andre.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Bescheiden baut sich das Hüttchen
Hier eine fleißige Hand, und ein genügendes Gärtchen.
Arm begann das junge Paar; es spendet das Alter
Reichen Segen des Fleißes den Kindern und blühenden Enkeln.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Bald ist der Becher der Freude
Ausgeschlürft. Es schwinden die fröhlichen Tage
Unter Gesang und Tanz. Es schwinden die fröhlichen Nächte,
Wie die leichten Wolken zieh'n am herbstlichen Himmel.

Damötas.

Lang ist dein Leben, o Mensch. Ihr einsamen Stunden der Trauer
Träufelt in bittern Sekunden langsam vom Dasein hernieder.
Auf dem Krankenlager, im öden, stillen Gefängniß
Steht es drückend und schwer, wie das Gewitter im Sommer.

Bathyll.

Kurz ist dein Leben, o Mensch. Am Grabe wendet der Pilger
Ins Vergang'ne den Blick. Ach, über öde Gefilde,

Ueber verwelkte Blumen, nur wenige waren's und arme,
Sieht er, ſchon nahe dem Grabe, noch ſteh'n die verlaſſene Wiege.

Damötas.

Lang iſt dein Leben, o Menſch. Entſteigt der Säugling der Wiege,
Welche Bahnen vor ihm! Es wallt der ahnende Knabe
Blühende Höhen hinan. Weit dehnt ſich dort ſein Geſichtskreis,
Neues öffnet ſich ihm, und in's Unendliche geht er.

Alſo ſangen die Freunde. Es rauſcht in dem nahen Gebüſche.
Aus dem Gebüſche trat mit heiteren Blicken Euphronos.
Lieblich, wie das Wiegen der Wipfel im Hauche des Zephyrs,
War mir euer Geſang. Ja kurz, ja lang iſt das Leben.
Söhne, genießet es nur! o Söhne, nützet es weiſe!
Der hat lange gelebt, der froh und weiſe gelebt hat.

Zum neuen Jahr 1804.

Aufgewacht in deiner Halle,
Wandelſt du hervor;
Schön in deiner Jugend walle,
Neues Jahr, empor!

Unſerm Vater auf dem Throne,
Seinem hohen Haus,
Lächle mild! Um ſeine Krone
Breite Freuden aus!

Deine ſchönſten Feiertänze
Seien ihm geweiht,
Deine ſchönſten Lorbeerkränze,
Holder Sohn der Zeit!

Wandle ohne Blut vorüber,
Ohne Schwerdtgetön!
Heile du die Wunden lieber,
Die noch offen ſtehn!

Von des Füllborns goldnem Rande,
Schwer in deiner Hand,
Triefe Segen jedem Stande
In dem Vaterland!

Schöner Sonnen, schöner Sterne
Glanz umstrable dich,
Und die Menschheit nah und ferne
Freue deiner sich!

Der Genesung Becher fülle
In dem heißen Schmerz,
Und in milde Hoffnung hülle
Jedes kranke Herz!

Kröne froh den Sieg der Wahrheit
Und Gerechtigkeit!
Und so wall' in deiner Klarheit,
Holder Sohn der Zeit!

Der Abendstern.*)

Willkomm, willkomm! Schon wieder da,
Und schon denselben Bergen nah,
Du lieber schöner Abendstern?
— Bei seiner Mutter wär er gern;
Er trippelt nach mit mattem Schein,
Und holt sie eben doch nicht ein.

Von allen Sternen groß und klein
Ist er der liebste, er allein.
Sein Brüderlein, den Morgenstern,
O nein, sie hat ihn nicht so gern.

---

*) Uebersetzung des alemannischen Gedichtes gleichen Namens.

Drum wo sie wandelt aus und ein,
Da muß ihr Liebling um sie sein.

Früh, wenn sie aus dem Schlaf sich hebt,
Und steigend über'm Schwarzwald schwebt,
Sie führt ihr Knäblein an der Hand,
Sie zeigt ihm Berg und Strom und Land.
Er hüpft und springt. Doch warnt sie schon:
„Der Weg ist weit, gemach mein Sohn!"

Er schaut sich um, fragt allerlei,
Sie lehrt ihn treulich, was es sei.
„O Mutter," ruft er, „Mutter schau!
„Da unten strahlt's im Morgenbau,
„Schön, wie in deinem Himmelssaal."
„Drum," sagt sie, „ist's das Wiesenthal."

„Nun fort mein Sohn, und folge mir,
„Wir haben nicht zu säumen hier."
Jetzt schlüpft er ihren Händen aus,
Springt manchem Wölkchen klein und kraus
Mit leichten Füßen nach, und schlägt
Das Hütchen drauf, — und — ist geneckt.

Doch wie die Sonne höher steigt,
Und unter ihr der Rhein sich zeigt,
So warnt sie ihn: „Hier ist Gefahr!"
Sie beut die Mutterhand ihm dar.
Sie knüpft ihm schnell das Röcklein ein,
Und führt ihn sorglich über'n Rhein.

Doch wie sie ob dem Elsaß steht,
Und mächtig wieder abwärts geht,
Wie wird das Bürschlein müd und still?
Es weiß nicht, wie sich's helfen will.
Sie tröstet ihn, sie spricht ihm zu:
„Bald kommst du heim in deine Ruh."

Doch wie sie ob den Bergen steht,
Am rothen Himmel tiefer geht,

Und er von weitem, matt und müd,
Die süße, liebe Heimath sieht,
Läßt er das Mütterchen voran,
Und zottelt nach, so gut er kann.

Zur Heimath wandeln Heerd und Hirt;
Der Vogel schweigt, der Käfer schwirrt.
Schon tönt die stille Flur entlang
Der Heimchen frommer Nachtgesang.
„Jetzt," denkt er, „hab' ich bobe Zeit,
„Doch ist's, Gottlob, auch nimmer weit."

O seht ihn, wie er niedersinkt,
Und heller jetzt, und heller blinkt.
Die Mutter steht schon vor dem Haus,
Und streckt nach ihm die Arme aus;
Jetzt sinkt er freudig niederwärts,
Jetzt ist ihm wohl am Mutterherz.

Schon steh'n Rosinlein rein und frisch,
Und Honigkuchen auf dem Tisch.
Bald trägt sie ihn in seine Rub,
Deckt ihn mit leichten Wolken zu;
Sie küßt ihm Stirn und Wange roth:
„Schlaf wohl mein Kind, das walte Gott!"

Schlaf wohl, du schöner Abendstern!
Das Sternlein seben Alle gern.
Er schaut berab so mild und gut.
Und wer ihn sieht mit schwerem Muth,
Dem lindert er den tiefen Schmerz,
Und stiller Friede füllt das Herz.

Die andern dort im Lichtgewand,
Ei freilich ja, sind auch scharmant.
O seht, wie's flimmert weit und breit!
In Lieb' und Fried' und Einigkeit
Wird jeder seines Lebens froh.
Wär's doch hienieden auch schon so!

Schon kühler wird die Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Auch wir geh'n, denk' ich, allgemach,
Im ſtillen Frieden unter Dach.
Geh, Lieschen, ſachte du voran,
Und zünd' geſchickt das Lämpchen an.

Auf den Geburtstag eines Freundes *).

Willkomm, willkomm! Da wandelt er,
Der liebe Tag, am Himmel her,
Der einſt ein Knäblein (hab er 's Lob!)
Hold lachend in die Windeln ſchob.

Das Knäblein wuchs bei Speiſ' und Trank
Zum wackern Jüngling, groß und ſchlank,
Und wer ihn ſah, und was er trieb,
Der war ihm gut, und hatt' ihn lieb.

Ein Jauner höchſtens fuhr zurück,
Und maß ihn ſchon mit ſcheuem Blick,
Und dachte bei ſich, ſchweren Muths:
Aus dieſem Früchtlein wird nichts Guts.

Drauf trieb der Jüngling viel Latein
Und ſog den Geiſt der Weisheit ein,
und ward gelehrt, und wuchs heran
An Kraft und Muth ein feſter Mann.

Und macht denn nun ſchon manches Jahr
Des Jauners banges Ahnden wahr,
Und ſchirmt, ſein Landrecht in der Hand,
Die Ordnung in dem Vaterland.

---

*) Der Gefeierte war ein beſonders in Unterſuchungen gegen Jauner ausgezeichneter Beamter.

Ernſt iſt er in Gerechtigkeit,
Und mild in Menſchenfreundlichkeit,
Und erndtet dafür, ächt und rein
Der Guten Dank und Segen ein.

Doch was der Mann den Seinen iſt,
Und wie er lieb die Gattin küßt,
Das weiß nur ſie, und das ſah noch
Kein Anderer durch's Schlüſſelloch.

Erhalte Gott, und ſegne dich,
Du Beſter, und ſo lieb' er mich!
An deiner Stirne Heiterkeit
Schwebt deiner Gattin Seligkeit.

Drum blicke dir der Himmel klar,
Im ſchönen neuen Lebensjahr,
Und mache dich und uns zugleich
An ſüßen Herzensfreuden reich.

Und du im heitern Morgenblick,
Kehr, holder Tag, noch oft zurück,
Und finde ſtets den Gatten froh!
Das Lied war diesmal nur ſo, ſo.

Auf die Hochzeit eines Freundes.

Lebt unſern Freund! Nicht mehr allein
Will er in ſeinem Stüblein ſein
Und Trübſal blaſen. Lieb und warm
Nimmt er ein Weiblein in den Arm.

Fürwahr das hat er gut gemacht,
Denn immer länger wird die Nacht.
Der Winter kommt mit ſchnellem Schritt,
Und bringt viel trübe Stunden mit.

Und Schnee und Reif' und rothe Naſ',
Und kommt der Frühling — wißt ihr was?
So ſehr ihn Laub und Blüthe kränzt,
Iſt auch nicht Alles Gold, was glänzt.

Und wenn der Vogel ſingend ſchwebt,
Bald mit der Sie ein Neſtlein webt,
Und Alles liebt und thut ſich ſchön,
Iſt's auch kein Spaß, nur zuzuſeh'n.

Und ſonſt, wie's in der Welt rumort,
Der Säbel haut, der Degen bohrt;
Das ſah'n wir, eh' es Jemand ſah,
Wir ſetzen's und wir drucken's ja.

Drum wohl dem Mann zu dieſer Friſt,
Der klug, wie du o Freund es biſt,
Mit einer Gattin lieb und traut
Sein eignes ſtilles Neſtlein baut.

Heil ſei dir und dem Weiblein zart.
Mit dem die Liebe dich gepaart,
Ein froher Muth Jahr ein und aus,
Und Gottes Segen wohn' im Haus!

Auf die eheliche Verbindung
des
Baumeiſters J. J. C. A.... mit W. E....
am 13. Junius 1809.

Im Namen der Geſchwiſter.

Der Künſtler ſchaut ſein Kunſtwerk an:
„Fürwahr, das hab' ich gut gemacht."
Die Zinnen ſteigen Himmel an,
Es ſteigt der hohen Säulen Pracht,
Und der gefror'nen Muſik Schall
Iſt ganz harmoniſch überall.

O süße Zauber-Symphonie!
Wie tönt Gesims und Postament,
Und schmelzt das Herz zur Sympathie!
Wie brummt der Baß am Fundament!
Und gebt der Wind, wie kräftig schlagt
Der Fensterladen seinen Takt!

Die Ziegel singen wunderschön,
Und das Kamin gibt süßen Klang. —
Doch süßer, sagt er selber, tön'
Von Mädchen-Lippe Gruß und Dank,
Und das Duett im Herzverein,
Das Wort der Liebe: Ich bin dein.

So komm denn Bruder gut und treu,
Das Schwesterlein in Lieb' umfang'!
Und Euer ganzes Leben sei
Ein rein harmonischer Gesang!
Bald tönt zu süßem Dreiverein
Das Eja und Popeja drein.

Grenadierlied.

1809.

Wohlauf, wohlauf! die Fahnen weh'n,
Der Tambour zieht voran,
Er schaut nicht um, und schlägt die Trumm
Kennt seine Leut', 's kehrt keiner um
Auf seiner Siegesbahn.

Des Kriegers Heimath ist die Welt,
Sein Erbtheil tapf'res Blut;
In jeder Küche brennt sein Herd,
In Feindes Land bezahlt das Schwert,
Die Münz, und die ist gut!

Das Schlachtfeld seine Werkstatt ist,
Sein Werkzeug Schloß und Hahn,

Tiroler nimm den Kopf in Acht,
Piff, paff, Tiroler, gute Nacht!
Hab's nit mit Fleiß gethan.

Frau Wirthin, praſſelt's in der Pfann,
So legt die Bratwurſt drein!
Der Feind iſt fort, reicht Guten her!
Gilt's Badens Preis, gilt's Badens Ehr',
Und 's Schätzlein draus am Rhein.

Daheim am Rhein das Schätzlein weint,
Wie geht's dem Grenadier?
Schön Schätzlein ſeufze nicht ſo laut,
Im Schlachtfeld er den Feind zerhaut,
Die Bratwurſt im Quartier.

Im Schwabenland manch' Röslein blüht,
Manch' Mädel ſchlank und fein,
Der lieblichſten mein Kuß begehrt,
Doch komm ich heim zu Haus und Herd,
So biſt du wieder mein!

Und der dieß Lied gedichtet hat,
Bracht's zum Sergeant empor.
Sein' Frau die ſchön' Marketenderin war,
Hab's wohl geſpürt, hab' ſelbſt fürwahr
Sechs Buben bei dem Corps!

Musquetierlied.

Steh' ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Musketier,
Steh' in dem Glied wie er,
Weiß nicht, wo's beſſer wär!
Juhe in's Feld!

Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt.
Hab' ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch Niemand 'naus,
Fehlt mir die Lagerstätt,
Boden bist du mein Bett,
Mein ist die Welt!

Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt,
Hab' ich kein Geld im Sack,
Morgen ist Löhnungstag;
Bis dahin jeder borgt,
Niemand für's Zahlen sorgt.
Juhe in's Feld!

Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt;
Hab' ich kein Geld im Sack,
Hab' ich doch Rauchtabak;
Fehlt mir der Tabak auch,
Nußlaub gibt guten Rauch;
Mein ist die Welt!

Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt.
Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
Schießt mich der vierte todt,
Tröst' mich der liebe Gott.
Juhe in's Feld!

Zum Geburtstag eines Kindes.

(Im September 1821 in Begleitung eines Trinknäpfchens.)

Das Näpflein, Kind, will nicht viel sagen.
Es soll Dir nur ein Sinnbild sein.
Gott schenke Dir zu Deinen Tagen

Viel reinen ſüßen Freudenwein
In Deinen Schickſalsbecher ein!
Schlürf' ihn mit Sinn und Wohlbehagen.
Der frömmſte Engel pflege Dein!

Neujahrswunſch
des Wochenblattträgers.
1812.

Als wenn's nie da geweſen wär,
Iſt wieder eins hinunter,
Begraben in das tiefe Meer,
Bei Fuſel und Burgunder.

Bei Saitenſpiel, Piſtolenſchuß
Und krachenden Petarden,
Bei Händedruck und Liebes-Kuß
In Sälen und Manſarden.

's hat's wohl verdient das gute Jahr
Für viele ſchöne Gaben,
Daß wir an ſeiner Todten-Bahr
Valet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
Sie alle recitiren,
Ich hoff, das liebe neue ſoll
Sie ſelber repetiren.

Mit Blüthen war der März geſchmückt,
Mit Blüthen der Oktober,
Manch Kindlein in der Wiege liegt,
Mit Bäcklein wie Zinnober.

Vor allem iſt der liebe Wein
Nach Herzenswunſch gerathen,
Und mancher ſchmollt im Kämmerlein,
Und zählet die Dukaten.

An unser einen kommt es spät,
Auch etwas zu erhaschen,
Und wenn man auf der Gasse geht,
Zu klimpern in den Taschen.

Doch was mir werden soll, das war
In guter Hand indessen,
Ich weiß, das gabenreiche Jahr
Hat mich nicht ganz vergessen.

Neujahrswunsch
des Wochenblattträgers.
1815.

Viel Neues wieder alt
In anderer Gestalt
Verschwund'nes wieder da!
Ein großer Aufschluß nah, —
Und plötzlich wieder fern!
Der Zukunft goldner Stern
Bald in den Wolken, bleich,
Bald wieder strahlenreich!
Des Wünschens immer viel,
Und nie erreicht das Ziel,
Und stets die Menschen gleich!
Ein wunderlich Geschlecht,
Getäuscht von Wahn und Schein,
Nie mit sich im Verein!
Kein Engel macht's ihm recht.
Das alte Rad der Zeit,
Wie dreht es sich herum
Schon manches Seculum,
Und dennoch kommt's nicht weit.
Wohl dem, der sich vertraut,
An seinem Nestlein baut,
Und was mein frommes Blatt,
Nicht was die Zeitung hat,

Mit ſtillem Sinn beſchaut,
Nicht in die Zukunft ſchwebt,
Und, — geh es wie es geh,
Zu Land und auf der See, —
Des eignen Friedens lebt.
So ſpreche Fried' und Ruh
Im lieben neuen Jahr,
Das uns die Zeit gebahr,
Geehrte bei euch zu!
Zum höchſten Glücke weiht
Nicht Kiſte, voll und ſchwer,
Nicht Macht und Glanz und Ehr',
Nur die Zufriedenheit!

An einen Freund zu Hauſen

bei Ueberſendung der alemanniſchen Gedichte.

Hoch von der langen ſchwarzen Möhr *) herab,
Vom Platzberg her, auf wohlbekanntem Pfad
Erſcheln ich dir, o Freund, den Blumenkranz
Dir bringend, den ich jüngſt in Wald und Flur
Und von der Wieſe duftigem Geſtad'
Und um die ſtillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
Nur Erdbeerblüthen, Dolden, Wohlgemuth,
Und zwiſchendurch ein dunkles Rosmarin,
Geringe Gabe. Doch ſo gut ſie kann,
Hat lächelnd und mit ungezwungener Hand
Des Feldes Muſe ſie in dieſen Kranz
Gewunden, und der reine Freundesſinn,
Der dir ihn bietet, ſei allein ſein Werth.
Und hieng er nur hier unterm Spiegel ſchön,
So ſchwankt er ſchöner doch am Lindenaſt,
In freier Weitung, leichter Weſte Spiel.
Dort ſchwank' er denn! Und ſammelt um ſich her

*) Möhr und Platzberg, Berge bei Hauſen.

Die Linde unter'm Sonntagshimmel-Blau
Das frohe Völklein aus dem nahen Dorf,
Das gute Völklein, das dich liebt und ehrt,
Und unter ihnen mancher mir von Blut
Verwandt, und mancher aus der goldnen Zeit
Der frohen Kindheit mir noch werth und lieb,
So theilst du gern des kleinen Spaßes Freuden
Mit ihnen. „Seht, zu diesem leichten Strauße,"
So sagst du, „sind die besten Blümlein doch
„Von unsrer Flur, und unser Eigenthum
„Mit Recht." — Jo weger uffem Alzebühl,
Jo weger uffem Maiberg ben sie blüeiht;
Und bini nit im frische Morgethau
Dur d'Matte gstreift, und über d'Gräbe gumpt?
Und bani nit ab mengem boche Berg
Mit naſſe Auge abe gluegt ins Dorf —
Und banich Fried und guete Stunde gwünscht?
's isch weger wohr, und glaubsch mers nit, se frog,
De Bammert, mengmole bet er mi verscheucht
Im Habermark und im verbängte Wald.
Se bschauet denn mi Bluemechränzli au
Am Lindenast, und 's freut mi, wenn's ich gfallt;
Und nehmet so verlieb; es isch nit viel.

Epigramme.

1. Rude donandus.

Mich in Ruhe setzen? Hört den klaren
Unsinn! Mich, den Präsident von Essen?
(Ein Assessor seitwärts:)
Klarer Unsinn! Denn seit dreißig Jahren
Seines Amts ist er in Ruh' gesessen.

2. Undank.

Gestern Abend starb der Doktor Engel;
Tod, er ist ein undankbarer Bengel.

3. Herzensanliegen.

Vater. Was liegt dir auf dem Herzen,
Mein Kind, du scheinst so bang?
Tochter. Ach, unterm Herzen liegt mir's
Nun schon sechs Monden lang.

4. Am Grabe eines Kapuziners.

Betet Ave! Pater Guardian
Ist's der unter diesem Steine rastet.
Tröst ihn Gott! Er hat am Laberdan
Und an Erbsen sich zu todt gefastet.

5. Am Grabe eines Chirurgus.

Gott woll' ihm Ruhe geben!
Er war ein unbescholt'ner Mann,
Und hat in seinem ganzen Leben
Nicht einem Menschen weh gethan.

6. Krankenbesuch.

Ist sein Herr allein,
So meld er den Freund Hain!
— „Ganz allein, bis auf den Doktor Felber."
Adjeu, Freund: der bringt mir ihn schon selber!

7. Xenien.

Xenien sind Geschenke, dem Gastfreund traulich geboten,
Dichtet was ihr wollt, aber nennt's was es ist!
Sollen's Xenien sein, recht schön! Vergesset nur Eins nicht,
Widmet den Gästen den Witz, nicht dem Witze den Gast.

Lateinische Uebertragung

von

Kirchenliedern.

1.

Wie groß iſt des Allmächtigen ꝛc.

O, quanta bonitas potentis!
An homo est, quin moveat,
Qui gratias furore mentis
Suppresserit, quas debeat?
Non ita — quantam sit largitus
Meminero bonorum vim.
Me Jova numquam est oblitus,
Oblitus ego ejus sim?

Quis me mirifice paravit?
Qui mei non indiguit.
Quis me indulgens observavit?
Qui frustra saepe monuit.
Quis placat animum vexatum,
Quis mentis vires recreat,
Quis reddit ter quater beatum,
Ni, omnia qui generat?

Hinc sursum spectes; restat vita,
Cui anima prognata es,
In qua coronis redimita
Coelipatrem adspicies.
En habes ius in istam sortem
Est tua Dei gratia;
Id circo subit Christus mortem
Ut sis saluti reddita.

Hunc ego Deum non adorem?
Quam bonus sit, non sentiam?
Vocanti huic non geram morem?
Non sequar ejus semitam?
Est scripta lex in corde meo,
Confirmant sacrae literae,
Ut Deum amem, quantum queo
Et fratrem meum, sicut me.

Hae grates sunt, hoc est mandatum,
Ut ipse praeit, diligam.
Quod cum a me sit observatum,
Exemplum ejus induam.
In corde vigens amor purus
Me movet ad officia
Infirmus sum, hinc peccaturus
Sed non praepollent crimina.

Sit Deus mihi amor tuus
Ob oculos perpetuo,
Ut menti constet ardor suus
Voventi se obsequio
Hic mihi molliat dolores,
Hic rector adsit hilari,
Et hic in animo pavores
Momenti vincat ultimi.

2.

Erblaßt, in Todesbanden ꝛc.

In mortis vincla datus
Pro nostra Jesus lite
Latebat. Suscitatus
Nunc suos reddit vitae.
Fas est nos concinere
Gratesque summas solvere
Hoc pretio redemtos.
Hallelujah!

Serpebat mors per crimen
In omnem stirpem adae;
Non erat hic discrimen,
Immunis nullus clade,
Nec redemtor aderat,
Mors captos secum duxerat
Mancipia sepulcri.
In Deo spes!

Hic generi perverso
Benignus praestat natum,
Qui sanguine disperso
Redemit nos in statum
Vitae. Mortem subigit,
Nunc forma tantum decipit,
Aculeus est fractus
Hallelujah!

Io latronem istum
Victoria absumsit!
Io triumphe! Christum
Laudemus, vita dum sit!
Ciebit olim vocis vi
Defunctos: Suscitamini!
Videbunt eum, vivent
In Secula.

Huic palmas complicate,
Devoti, laetabundi,
Eumque prospectate
In fide, moribundi!
Suos in hiatibus
Sepulcri firmat coelitus:
Ut vivo, vos vivetis,
Confidite!

Sit festum celebratum!
Tu clange Hosianna!
Et domini effatum
Sit animorum manna!

Veritatis iubare
Existant mentes lucidae!
Erroris umbra cedat.
Hallelujah!

Huic nos sanctificamus,
Qui pellit mortem fuga
Peccati detrectamus
Molesta prorsus iuga
Jesus vult deliciae
Suorum esse unice,
Et mihi es o Jesu
In Secula!

3.

Sei mir o Tag des Herrn gegrüßt ꝛc.

O salve dies Domini
Quo vitae sol reluxit,
Ut miseris solatii
Et novae spei dux sit;
Et me lux circumfluit,
Ne animus, cum aeger sit,
Tristitiae succumbat. Hall.

Quis liber Jesu vulnere
De gratia desperet?
Quis a divina pace me
Excludere auderet?
Fidens et in aspero
Ad Canaanem peragro
Nec terret me desertum. Hall.

Hunc mundum missum facio
Ut Israel Egyptum
Ad dominumque abeo
In corde mihi scriptum.

Cursum Jesu adiuvas
Ut vitae post miserias
In tuo regno degam. Hall.

Tu mihi vives Domine
Fac ut et tibi vivam
Totumque tibi reddam me
Et animam votivam.
Quidquid divimit abs te,
Detestor, donec placide
Consopiar et vivam. Hall.

Nam quia suscitatus es
Et ego suscitabor,
Et ero, ubi resides,
Te, patre delectabor.
Ad Te spiro indies
Hinc quondam me suscipies
Ad altiores plausus. Hall.

4.

Jeſus wird einſt wiederkommen ꝛc.

Jesus olim revertetur,
Ut cultor ejus liberetur
A seculi miseria.
Quando dies illucescit
Piorum planctus obmutescit
Explentur desideria.
Sis laetus Christi grex
Non abest tuus rex,
Vindex tuus.
Doloris has nubeculas
Aeterna salus excipit.

Haec momenta cruciatus
Quid estis? Nullus finis datus

Aeternae vitae Jubilo
En corona! Concertate!
En meta splendet, occupate,
Ad quos fit evocatio!
Sit licet asperi
Decursus stadii
Superate!
Jam imminet, qui finiet
Labores vestros, terminus.

Suos qui vos nuncupavit,
Lacrimulasque numeravit
In pugna quoque perstitit;
Anxius ad mortem usque
Luctatus est, sanguineusque
Guttatim sudor decidit,
Ad mortem flectitur,
Necdum confunditur
Vultus metu;
In Deo spes, ad coelites
Patremque victor abiit.

Jam participes dolorum
Nos manet olim praemiorum
Victoriae consortium
Euge boni, decertemus
Regisque nostri penetremus
Victores ad Palatium.
In eo fides stet,
Qui nos non deseret.
Hallelujah!
Confidimus, videbimus
Quam suos bene duxerit.

Ergo Jesu adventabis
Tuosque tibi vindicabis;
Laetamur, grates agimus.
Eant sine sole dies,
Et premat nox, stat alta quies,
Te reducem prospicimus.

Qui novit te quis sis,
Redemtus tibi, is
Acquiescit.
Humanae res in cineres
Vertantur, nobis superes!

5.

Halte dich nicht länger, fließe ꝛc.

Ne continearis! flue
Flue pia lacryma!
Corque gratum, rue, rue
In devota carmina!
Ad aeterna procreatus,
Qualis olim coelo datus
Sim futurus sentio,
Dum in terris habito.

Gaudia quaecunque dies,
Quaevis hora suggerit;
Licet et turbetur quies
Turbo salutaris fit.
Reddunt rupes imminentes
Rivulos scaturientes
Sol cum die occidit
Noctem lux non deserit.

Quae voluptas omnem sensum
Circumfusa penetrat?
Ecquis praeter te propensum,
Deus cuncta bono dat?
Hosce sensus quis instruxit?
Fonte vero quo affluxit,
Quod cum res poposcerit,
Satis et abunde sit.

Et quot dies, quibus nulla
Vitae bona deerant,
Bone Deus sine ulla
Cura laeti fluxerant!
Nubilus sin unus quidem
Fuerit, defluxit idem;
Novus sol ut prodiit,
Nova bona attulit.

Quid quod bone Tu non praestes,
Animus optaverit?
Cibum, potum, tegmen, vestes,
Opem dies habuit.
Annos, menses, dies, horas,
Quamvis gratias decoras
Animus neglexerit,
Faustus tamen transigit.

His abundans voluptate
Ni contentus expleor,
Gratibus, sobrietate
Unice destituor.
Manant gratiae proclivi,
Fontes, ego fastidivi
Insolens, quae affluunt
Tamen non deficiunt.

Patriam et tutum penus
Tutum domicilium,
Jura, leges, quibus genus,
Continetur hominum,
Dulce decus amicorum,
Quod lenimen est dolorum,
Opem si qua haesito,
Tibi pater debeo.

His dotatus, brevi mora
Admodum exerceor,
At, quae dabis laetiora
Cum in coelum avocor?

Ad aeterna procreatus
Qualis olim coelo datus
Sim futurus, sentio
Dum in terris habito.

6.

Gott ſei mit Dir! Amen, Amen!

Deus tecum! Amen, Amen!
Obdormi! Tuum est tutamen,
Quem coelum terra suspicit.
Instat vitae meta tibi,
Sed spiritum creator sibi,
Qui suus erat recipit.
Heus liber vinculis,
Qui sursum ageris,
Jesus Christus
Pacificat, coronas dat
Fiduciaeque praemia.

Ut peccatis agiteris,
Miserrimis adnumereris,
Pressumque sese damnet cor;
Brevi te non agitabunt,
Nec miseris adnumerabunt,
Est Deus te clementior.
Ah, plura precibus
Majora fletibus
Tibi dabit.
Perfecit! Hae iam tenebrae
Funestae retro fugiunt.

Quis te splendor occupabit,
Cum dies tibi radiabit
Et lux post mortis tenebras!
Ergo vale! Amen, Amen!
Obdormi! Tuum est tutamen

Qui obtulit inferias.
Hic solus purgat te
Totumque crimine,
Neque peccas
Nunc amplius; exercitus
Te angelorum suscipit.

Valeas! Extremum vale!
Inibis iter sepulcrale
Sed animus ne trepidet.
Terra sibi vindicabit
Terrenum. Est qui suscitabit,
Cum noctem lux excipiet.
Descende cubitum!
Hinc dormitorium
Jesus claudit.
Mox cubitu defuncte tu
Ad vitam suscitaberis!

Räthsel, Charaden

und

Logogryphen.

1.

Mancher hat's am Stiefel, Mädchen wohlgemuth
Lieben's vor dem Busen, beiden steht es gut.

2.

Ich trage der Furien Schlangengestalt,
Ich bin wie die Schlangen gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die schwarze des Todes, bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Rach',
Tagtäglich euch auf dem Rücken nach.

3.

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf.
Das arme Weib
Hat keinen Leib.
Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtlich in den andern ein,
Was mag das für ein Weiblein sein?

4.

Ein rothes Vorlegschloß hängt mir am Mund,
Sonst thät ich euch was Neues kund.

5.

Ein Anderer wird durch Blei und Zinn
Das, was ich durch die Zeitung bin.

6.

S macht mich zum König, und P zum künſtlichen Weber,
M zum Baſtardgeſchöpf, G zum Pflüger im Feld.

7.

Das Ding, von dem die erſte ſpricht,
Freund, dem man's macht, der ſieht es nicht.
Die zweite ſchneidet euch zu Ellen oder Stab,
Nachdem ihr lange her und hin geboten,
Der Kaufmann in dem Laden ab;
Das Ganze hat der Färber ſchwarz geſotten!
Es deckt — was meint ihr? Etwa Sarg und Bahre?
Gott bewahre!

8.

In kühler Luft,
Durch Morgenduft,
Ging in das Feld der M
Mit ſeiner lieben S.
Er ſprach: wie ſteht die Saat ſo ſchön;
Sie ſprach: das wird nicht lang ſo ſteh'n!
Nun, liebe Freunde, rathet es,
Wer iſt der M? wie heißt die S?

9.

Krieger liebt's,
Minne gibt's,
Bei dem Pfarrer nennt man's Pfründe,
Und der Tod iſt's für die Sünde.

10.

Rath, o Lieber,
An der Tiber
Schlummert mein Gebein.
Hell erwacht' ich,
Freuden bracht' ich,

Später dir am Rhein.
Hohe Würden,
Schwere Bürden,
Gab ich an dem Main.

11.

Ob er gleich starb mit seinem grauen Haar,
Kein Menschenkind minder auf Erden war.

12.

Wie wird's dir armer Wittwer geh'n?
Wenn Mann und Weib sich wiederseh'n,
Und neu sich knüpfen alle Ehen,
Wird deine Frau nicht auferstehen.

13.

Mein Körper ist von Holz, sehr leicht zu brechen,
Mein Herz kann ohne Stimme mit euch sprechen.

14.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der *ersten* Sylbe euch nicht an.
Die Art, der Hammer schweigt in ihr;
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus noch an,
Hilft euch die *zweite* wieder auf die Bahn.
Ihr meint, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Erblickt ihr schon des *Nachtlichts* milden Schimmer.
Für diesmal nicht, drum rathet nur auf's neu.
Das *Ganze* lebt und sitzt auf der Kanzlei.

15.

Wer frevelnd die Gesetze bricht,
Dem droht ein strafendes Gericht;
Wer kann nun ein Gesetzbuch nennen,
Das mit Gerichten lohnt, die sich zu ihm bekennen?
Kluge Frauen schreiben's,
Brave Mädchen treiben's.

16.

In eine lichte Rotunde ſchaut
Hinauf mein ſtaunender Blick,
Von Adams Erzeugten hat's keiner gebaut,
Dies künſtliche Meiſterſtück.
Seine Säulen ſind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall, doch ſchwebt es ſtolz
In freier Weite, trotzt furchtbar'n Gewalten,
Sich ſelber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt ſeine Balken, wer zählet die Menge
Der luftigen Hallen, der ſchwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herrſcherin wohnt,
In ſtrahlender Mitte die Herrſcherin thront.
Nun melde mir Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie iſt nicht des Himmels laſurener Bogen,
Der ſich ſpiegelt und bricht in den Meereswogen,
Eine Mördergrube meine Rotunde iſt,
Den Pilgrim zu ihr die Herrſcherin frißt.

17.

Ein Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,
Bald iſt's bei uns, bald wieder über'm Meer,
Und kommt's in's Land,
Weiß von Gewand,
Dann wehe den Schlangen und Kröten;
Nur ſtille Flucht
Dahin, wo Niemand ſie ſucht,
Kann ſie retten von entſetzlichen Nöthen.
Die dritte wird nicht ſchwer mehr ſcheinen;
Zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, ſie wandeln aus,
Wie jeder pflegt im eig'nen Haus.
Das Ganze iſt ein künſtliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht.
Dem Storchenneſt dies Räthſel gleicht?
Allein wir machen's nicht ſo leicht.
Wir ſteigen nicht, wir bleiben auf der Erde,
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,

Sich jeder wärmt am eig'nen Herde,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und werth;
Die Schnitterin es leicht entbehrt.

18.

Dem Schlitten nütz ich nichts, es geht durch mich der Wagen,
Und fehl ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,
Was ihr Besitzer sich von ihr verspricht;
Ich bin verwandt dem Hochgericht.
Nun rathet, was ihr wollt. — Ein Rad? Das bin ich nicht.

19.

Die erste ändert Jahr für Jahr
Die liebe Zeit oft sonderbar:
Der trägt sie schwarz, der grau.
Hier wird's beschnitten, dort gekräust,
Mit Band umwunden und besträußt,
Ziert Mädchen, Mann und Frau.
Zuviel schon! — Steht das zweite Paar
Dem Leichtsinn offen, dann fürwahr
Ist 's Muttersöhnchen in Gefahr.
Das Geldlein fliegt dem Kukuk zu,
Mit ihm die Tugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künstlers Hand
Nur schwache Seide und Verstand.
Die Mode hängt's dem Ersten an,
Wie man bereits vermuthen kann.
Ihr meint, ihr habt's, ihr habt es schwerlich;
Wär' die Kokarde nicht ersonnen,
So hätte man es nie gesponnen!
Der Titus macht es nicht entbehrlich.

20.

Arm ist sie, wie die Kirchenmaus,
Sie hat kein Stücklein Brod im Haus,
Ihr Haus hat nur ein einzig Fach,
Kein Ziegel liegt auf ihrem Dach.

Doch, was ich bitt, beklagt sie nicht,
Verschwendet wäre das Gefühl,
Das leicht die zarten Herzen bricht.
Sie hat der nächtlichen Freunde viel.
Der Kaiser und das Bäuerlein
Gesteh'n ihr gute Freundschaft ein.
Am Tage kennt sie keinen mehr.
Fällt euch vielleicht die Lösung schwer,
So will ich helfen, wie ich kann;
Sie ist kein Weib, sie ist ein Mann.

21.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein,
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen
Weit ihre reichen Colonien;
Douanen ein, Douanen aus,
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus,
Und lehret uns, daß edle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unter'm Strohdach wohne.

22.

Seht die edle Ordens-Dame!
Sagt, wie heißt ihr hoher Name?
Es flattert an ihrem weiten Gewand
Ein langes und weißes Ordensband,
Es funkelt auf ihrem Kleide
Viel köstliches Ordensgeschmeide.
Ihr Wappenmantel streift an's Meer.
Mit Gold bordirt, vom andern Hemisphär.

23.

Wer kann mir meinen Namen sagen,
Bald bin ich blau, bald roth, bald grün,

Wem ich zu Theil geworden bin,
Der darf mich in dem Knopfloch tragen.
Ich ziere fürstliches Gewand,
Doch trägt mich auch der Bauer auf dem Land.

24.

Die erste bringt unangenehme Stunden,
Die zweite schmückt ein überirdisch Licht
Und wär' das Ganze nicht erfunden,
So kennte man den Ritter Linné nicht.

25.

Ratbet aus, ratbet ein!
Wie heißt des Kaisers Töchterlein?
Wie heißt das grausame Mädchen?
Einst spann es am blutigen Rädchen,
Einst schürt' es hell die Flamme an,
Zum Menschenbraten lobesan;
Dann zeichnet es rothe Stickerei
Auf Judenhaut zu guter Frist;
Anjetzt es eine alte Jungfer ist,
Und doch sind ihm noch Männer treu.

26.

Hast du einmal dich etwas unterwunden,
O lieber Mann,
Und hast du etwa mich darin gefunden,
Bist übel dran,
Noch schlimmer aber, wenn du dann mit nassen,
Gesetzt auch trocknen Augen mich mußt lassen.

27.

Mein Vater ist ein harter Mann,
Die Mutter Asche; — Jedermann
Hat einst dies Schicksal zu erfahren.
Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,
Wohlthätig schon seit vielen Jahren.
Ich bringe Licht in düstre Hallen,

Bin gern dabei, wo frohe Menſchen ſind,
Und luſtige Geſänge ſchallen.
Dem Kranken bring' ich heilende Arznei,
O ſeht, er athmet wieder frei,
O ſeht, der kranke Mann geſundet.
Doch traut mir nicht, ſchon oft hab' ich verwundet:
Und lügen kann ich, trotz den wohlbekannten
Frau Baſen beim Caffee, beim Spinnen oder Stricken.
Aus Elephanten mach' ich Mücken,
Und aus den Mücken Elephanten.

28.

Den Reichen trägt das Thierlein durch den Koth,
Das Pflänzlein ißt der Arme auf dem Brod.

29.

Heut wie morgen und wie geſtern,
Sitzen neun und neunzig Schweſtern;
Keine geht vom Ort,
Keine ſpricht ein Wort;
Ihren Mund verſchließt ein Schloß,
Tod und Leben ſind in ihrem Schooß.

30.

Nun rathet, was iſt das?
Ein Spiegel ohne Rahm und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angeſicht,
Schaut herzhaft drein, ihr ſeht euch nicht.
Drin ſieht ſich nur ein Böſewicht;
Und ſieht er ſich, ſo lauft er fort,
Und flieht an einen andern Ort.
Auch ſchaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reiſe ſein.

31.

Die erſte Sylbe habt ihr allerwegen,
Sie flammt euch aus der Feuersbrunſt entgegen,
Sie ſtrömt euch aus der Ueberſchwemmung zu;
Die zweite liebt der Wächter und die Kuh.

Das Ganze iſt bedeckt mit Eis und Schnee,
Und doch dabei ein waſſerloſer See.

32.

Holde, die ich meine,
Niedliche und Kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Iſt mir das Leben fürchterlich.
Und mehr als dreißig Jahre ſchon,
Nicht ſieben erſt, wie Iſaaks Sohn,
Dien' ich um deiner Minne Lohn.
Auch gönnſt du mir,
Ich dank' es dir,
Gar manchen wonnigen Genuß.
Doch bald bekommſt du Ueberdruß,
Und laufſt, zu meiner tiefen Schmach,
Als feiles Menſch dem Juden nach.
Und dennoch, Falſche, aus und ein,
Hörſt du nicht auf, mir lieb zu ſein.

33.

Man kauft mich theuer, legt mich dann auf's Stroh.
Verliert man mich, ſo iſt man herzlich froh.
Schreibt mich nicht aus. In zweifelhafter Wahl
Kauft man mich lieber noch einmal.

34.

Die erſte findet ihr in jeder Schaar.
Ade! ſo ruft die zweite immerdar
Den Scheidenden, wenn ſie uns lieb geweſen.
Das Ganze habt ihr eben jetzt geleſen.

35.

Mit wenigen bin ich bekannt,
Doch hab' ich drei ſchon verbrannt,
Schon öfters mit vieren geſpielt,
Und Ehrfurcht vor vielen gefühlt.

36.

Täglich bewirth' ich die Hirten und nächtlich grauſige Geiſter,
Schnee bedeckt mir das Haupt, Wolken hüllen es ein.
Wer kann Berge verſetzen? Napoleon kann es, der Starke.
Einſt ſtand in Oeſtreich ich; jetzo im badiſchen Land.

37.

Als Wein hat er mich krank gemacht,
Als Apotheker mir Geneſung wieder bracht.

38.

Sie lauft die langen Straßen aus,
Schleicht unverſchämt in jedes Haus,
Verrathet Alles, was ſie kann,
Lügt Alle, die ihr glauben, an.
Und ziert ſich noch mit Fürſtenſchmuck die Stirne;
Wie heißt die freche Gaſſendirne?

39.

In der erſten wogt das Leben;
Sinkt das eure drein,
Wird's am Ende ſeyn,
Dürft dem Todtengräber nicht viel geben.
Oft ſchmiert man die zweite euch um die Naſe,
Lieber ſeht ihr ſie im vollen Glaſe.
Und dem Ganzen dankt ihr, wenn ihr's kennt,
Eine Göttin und ein Inſtrument.

40.

Meine Mutter iſt ein dummes Thier,
Aber große Weisheit fließt aus mir.

41.

Arabien iſt mein Vaterland,
In Deutſchland werd' ich braun gebrannt,
In einer Mühle klein gemahlen,
Dann fühl' ich heiße Waſſersqualen,

Zuletzt gießt man noch Milch mir zu.
Trinkt mich, und raucht Tabak dazu.

42.

Gruß und Heil zuvor!
Leiht meinem Schwiegchen euer Ohr!
Wenn eine Erl' und ich im schönen Städtchen Bingen
Uns am geschickten Ort mit Ast und Arm umschlingen,
Dann werden wir im Dreiverein,
O Wunder! bald sonorisch sein,
Und wie ein Heldenname klingen.

43.

An der *ersten* wohlbekannten
Hängen Uhr und Elephanten;
Und die *zweite* wohnt im Finger,
Im Gewissen und im Dünger.
Schütz' euch Gottes weise Führung
Vor der ganzen Einquartierung!

44.

Da kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang beiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühe und Sorgen erwarben,
Verzehrt er im leckern Gericht.
Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
Und dennoch mißgönnt er dem Pfarrer die Ruh.

45.

Was auf der Erde steht, das muß die *erste* haben,
Und was der Weise denkt und spricht.
Die *zweit'* und *dritte* sind Pomona's Gaben,
Die gern am Weg der Wand'rer bricht.
Das *Ganze* ist ein seltsam Ding,
Ihr achtet Blüth' und Frucht gering,
Werft weg den Stengel und das Blatt,
Die Wurzel auch, und dennoch macht's euch satt.

46.

Die erſte ſtrömt von Anbeginn
Der Welt bis an ihr Ende hin.
Die zweit' und dritt' entſcheiden
Im blinden Augenblick oft über Reu' und Freuden.
Das Ganze
Iſt eine Pflanze.

47.

Biſt du das Erſte durch Blut,
Wohlan, ſo heiß' ich es gut;
Biſt du es nur durch Papier,
So biſt du ein ſeltſames Thier;
Biſt du es aber durch Werke,
So acht' ich es höher als Stärke.
Haſt du das Zweite im Leib,
Macht's traurigen Zeitvertreib.
Doch trägſt du das Ganze am Finger,
So trägſt du niedliche Dinger.

48.

Er iſt, ſo oft er kömmt, ein unwillkomm'ner Gaſt.
Doch kömmt er nicht, verzweifl' ich öfters faſt,
Und ſprech' zum Diener: Lauf, bis du ihn haſt!

49.

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die ſtille Gruft;
Oefter ſchwing' ich mich zu eigner Freude
In die Frühlingsluft.

50.

Nachdem er in Jeruſalem geweſen,
Iſt längſt ſchon ſein Gebein verweſen,
Gut, daß ihn nicht aus ſeiner Gruft
Zurück die Frau von Endor ruft,

Den Kahlen ohne Zopf und Schopf.
Er wär' im Stand und packt' euch an,
Und spräche: hör' er, fremder Mann,
Was soll das seyn? Er trägt ja meinen Kopf.

51.

Mein Kopf ist klein,
Lang ist mein Bein;
Mein Fuß ist spitzig,
Macht manchen witzig;
Der Mägdlein Brust
Ist meine Lust;
Der ernste Mann
Mich missen kann.

52.

Wer hoch will stehn, wie ich,
Nimmt oft zum Muster mich;
Es gehe, wie es will,
Ich bin zu Allem still,
Am hellen Tage blind,
Und dreh mich nach dem Wind.

53.

Mit zwei Sylben tröstet der Gläubiger gerne den Schuldner;
Jener setzet zum Kreuz oft die dritte hinzu,
Und ein Sakrament. Noch stehet das Ganze am Himmel;
Einst schlug's in der Schlacht kräftig den Gegner auf's Haupt.

54.

Zwei Apostel, ein König und ein gefürchteter Amtmann
Kommen zusammen bei mir, viele Romane schrieb ich.

55.

Einen römischen Kaiser, und Pabst, und einen der Zwölfe
Denk' ich in einem Wort. Rathet es, wenn's euch beliebt.

56.

Das Erſte blinkt im weißen Schein
Gar ſchön und rein;
Es wird aus vieler Berge Nacht
Ans Licht gebracht,
Und hat ſchon Manchen reich gemacht;
Aus Deutſchland zog's als großes Loos
Der Herr Franzos.
Das Andre ward vom erſten Erdenſohne
Und ſeinem Weib in Edens Siedelei
Nur ſtill begangen, zweifelsohne,
Denn kein Herr Pfarrer war dabei;
Seitdem iſt's in der Welt bekannt.
Das Mädchen wird nach ihm nicht wie zuvor genannt;
Und manchen Mann
Kam Reue an,
Weil er zu ſchnell den Schritt gethan.
Wie wird's nun um das Ganze ſtehn?
Ihr werdet in die Kirche gehn,
Um eine Silberhochzeit anzuſehn.
O nein! Gehört nur kann es werden
In wenig Kirchen auf der Erden.
In Gottes höchſtem Tempel ſteht's,
Und über ſchroffe Felſen geht's,
Es donnert wie der jüngſte Tag
Schlag auf Schlag.

57.

Viel leiſten kann ich euch in euerm ganzen Leben,
Und wer mich neunmal will,
Der muß mich einmal geben.

58.

Seid ſo ſchlau,
Und nennt mir meinen Bau;
Die Hausthür liegt den breiten Weg,
Es geht zu ihr nicht Pfad noch Steg.

Vier Tagelöcher offen ſtehn,
Doch kann man nicht durch alle ſehn.
Der Erker hat zwei Fenſterlein,
Doch ſcheint die Sonne nie hinein.

59.

Der frohe Geiſt war mir entflohn,
Und da erſt ward ich lieber Sohn.
Womit das Schwert im Schlachtfeld tobt,
Das wird an mir und an dem Aug' gelobt.
Und wenn nicht der Geburtsſchein leugt,
Werd ich vom Mütterchen und es von mir gezeugt.

60.

Auf freier Wildbahn wohlgemuth
Jag ich par force, die Jagd iſt gut.
Kein Fröhner treibt, ich ſteh' nicht an,
Ich treib' und fang' mit eignem Zahn.

In Sturm und Wetter wohlgemuth
Trag' ich und nähr'. Mein Kind iſt gut;
Es ſauget ſich an Freuden reich,
Nicht für ſich ſelber, nur für euch.

Nun laßt zum dritten Mal euch ſagen,
Ich ſelbſt werd' hin und her getragen,
Und wie ein feurig Meteor,
So ſteig' oft zürnend ich empor.
Dann bebt ein treues Volk und flieht,
Das mich doch ſonſt ſo gerne ſieht.

61.

Nehmt vornen mir ein M und hinten mir ein l,
Dann wandelt ſich, wie im Ovid ſo ſchnell,
Ein weiblich Bild, verſchmitzt und fein,
In ein bekanntes Vögelein.

62.

General Bein
Exercirt, commandirt
Den Rekruten Stein.
Eins und zwei, eins und zwei.
Stein wollt' gern bleiben steh'n,
Nein, er muß weiter geh'n.
Jetzt will er weiter geh'n,
Nein, er muß bleiben steh'n;
Alſo will's Bein.
Und nach beliebtem Brauch
Wird viel geſchlagen auch.
Rath' nun, o Bruder Matz!
Meinen Paradeplatz!

63.

Ich armer Sklave
Erleide harte Strafe,
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus,
Geh ich ringsum Jahr ein, Jahr aus;
Und fang' ich auch zu ſchlummern an,
Kommt ein metallener Mann heran,
Und treibt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verſchließt, liegt ſelber an der Kette.

64.

Ich weiß ein dunkles Kämmerlein
Von Holz, der Schreiner hat's gemacht;
Drin liegt ein wenig todtes Bein, —
Und jetzt wird an den Sarg gedacht.
Allein in dieſem Kämmerlein
Verwandelt ihr das Holz in Stein;
Ihr leert darin die Becher aus,
Und ſchlagt euch, wenn ihr könnt, hinaus,
Und darum kann's der Sarg nicht ſein.
Wenn Stein und Bein zuſammen fröre',
Dies Kämmerlein den Werth verlöre'.

65.

In welchem Zelt,
In welchem Theil der Welt
Logirt der König und die Sau
Im Bett, zusammt des Königs Frau?

66.

Drei Laute wähl' er, Lieber, sich,
Dann hat er in St. Gallen mich.
Ein S dazu, dann schwinget mich,
Die Hand der Circe fürchterlich.
Nun drehet mich wieder hinter sich,
Dann trillt das Rad des Seilers mich.

67.

Zweimal mach' ich verliebt die Knaben, zweimal die Mädchen,
Während neunmal mich speiset der leckere Gast.

68.

Wohlan, ihr Herrn, errathet mich,
Ein Siebtheil von mir selbst bin ich,
Und habe links und habe rechts
Noch drei des nämlichen Geschlechts.
Rechts strahlt mir hohes Himmelslicht,
Und Luna's freundliches Gesicht;
Doch beut im ärmlichen Gewand
Ein müder Sklave mir die Hand.
Links rollt der Donner um und an;
Doch muthig steht ein freier Mann,
Und ein maskirtes Angesicht;
Was dem im Kopf steckt, weiß ich nicht.

69.

Mit einem e fall' ich vom Himmel nieder,
Und ohne e hab' ich auf Erden viele Brüder;
Ein r hinaus,
Bin ich ein Haus!
Man kocht in mir
Zur Speise dir

Fleiſch von dem Kalb und Lamm und von Geflieder.
Trink dazu, wenn du magſt, ein Gläschen Cider,
Sing dazu, wenn du magſt, fidele Lieder,
Und wärme, iſt es kalt, am Ofen deine Glieder;
Verſcheuche, wenn ſie kommt, der Schwermuth Hyder.
So that mein Freund Aleth, und alsdann ſchied er,
Begleitet von Herrn Macklot und Herrn Schmieder.
Der Köchin aber ſchenkt' er einen Mieder;
Sie ſprach: Adieu mein Freund, komm' er bald wieder
Er war ein feiner Kauz, doch immer bieder,
Und was mein Herz verdroß, das Alles mied er.
Da ſteck' er auf den Hut den ſchönen Flieder,
Und dieſes Würſtlein brat' er oder ſied' er.

70.

Das Erſte war der Andacht ſtets geweiht,
Und Thränen ihm. — Daſſelbige erfreut
Jedoch auch das Verdienſt, und oft die Eitelkeit.
Des Zweiten Kleeblatt heiligt Ehen,
Befreit von tiefen Herzensweben,
Und wird verehrt aus Ernſt und Mode,
Weiht ein zum Leben und zum Tode.
So heilig ſie auch ſind, das Erſte und das Zweit',
Sprecht ihr das Ganze aus*, iſt jegliches entweiht.

71.

Gott gibt's im Mutterleib, ein Anderer auf's Papier,
Das Eine putzt oft uns, das And're putzen wir.

72.

Mild ſtrahl' ich euch in's Angeſicht,
Entzückt betrachtet ihr mein Licht,
Und doch, was gilt's, ihr ſeht mich nicht,
Und oft, wann ihr mich ſeht, ſo bin ich's nicht.

73.

Rathet, liebe Leſer, was hab' ich im Sinn?
Einer trägt's am Kopf, ein And'rer hat's darin.

74.

Des Ersten Werth
Wird oft begehrt
Von Weisen und von Thoren;
Doch kommen Katzen noch dazu,
Ist aller Werth verloren.
Das Zweite ist von andrer Art,
Ein Er und eine Sie sind still darin gepaart;
Er führt euch zu der Weisheit Hochaltären,
Sie aber hilft den Weisen oft bethören.
Das Ganze steht dem Weisen schön,
Doch kann man's auch an Thoren seh'n.

75.

Ich weiß ein kleines Klösterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder;
Die Armen stehn Jahr aus Jahr ein,
Und keiner setzt sich nieder.
Der Eine zischt, der Andre brummt,
Der Dritte lallt, der Vierte summt,
Der Fünfte mit dem Sechsten murrt,
Der Siebente mit dem Achten knurrt.
Doch dieser Hader währt nicht lang,
Schon ahn' ich frommen Chorgesang.
Jetzt stimmen sie das Credo an,
So rein, als je der Papst es kann;
Jetzt beten sie das Pater Noster
So gut, als je in einem Kloster.
Sie beten dieß, sie beten das,
Sogar das fromme Gratias.
Das Klösterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es nichts von der Clausur;
Kein Maurermeister hat's gemacht,
Kein Zimmermann daran gedacht,
Doch hat's gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel Andres fügen kann.
Nun rathet auf und rathet nieder;
In schwarzen Kutten stehn die Brüder.

76.

Zwar war ich nie ein Theil von dir,
Doch gabst du deinen Namen mir,
Und ich geh in das Grab mit dir.

77.

Die erste Sylbe ist nicht zu ersäufen,
Die zweit' und dritte nicht wohl anzugreifen
Das Ganze geht bei stiller Nacht auf's Streifen.

78.

Hinter Berg und Wald und Brunnen sollst du mein Freund sein,
Hinter den Wasen postirt, hebe dich, Satan, von mir.

79.

Nehmt immer mir den Kopf, und setzt ihn an den Schwanz,
Ich bleib, wie der Polyp, dasselbe Ding und ganz;
Ihr kennt mich wohl; in stiller Nacht,
Wenn nur der treue Wächter wacht,
Umstrahlt mich milder Glanz.

80.

Die erste ist ein Held,
Doch ritt sie nie in's Feld.
Sie dient zu Fuß, und wie?
Bei der Cavallerie.
Die zweite galt in Rom
Einst mehr, als jetzt der Dom.
Im Ganzen überlisten
Sich Juden schlau und Christen.

81.

Ein r macht mich zum Herrn der Universität,
Indeß ein blutig ſ schlecht am Theater steht;
Ihr findet's leicht, und Niemand fehlt,
Wenn ihr statt pro nicht contra wählt.

82.

Immer steh ich umgeben von Todten,
Und immer geh ich, wie andere Boten.

83.

Die erſte iſt von altem Blut,
Obgleich ſie hat kein Rittergut,
Und mehr als tauſend Ahnen waren
Beim naſſen Reichstag in der Vorzeit Jahren,
Mit Schildern, Federbuſch, mit Stacheln und mit Haaren.
Und in der zweiten tanzt das frohe Mädchen,
Und in derſelben drebt es auch ſein Rädchen.
Das Ganze ſtrahlt zwar um und um am Himmel,
Doch der es taufte war ein Lümmel.
Sag, Jungfrau mit dem goldnen Strahlenſchein,
Wer führte dich in dieſes Kränzlein ein?

84.

Ich hab' ein Ding im Sinn,
Wohl lieben es die Mädchen traut,
Es liegt um ihre zarte Haut,
Doch ſtecken Nägel drin.

85.

Ich helfe Kiſten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

86.

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann ſpannt Viere an,
Die Potentaten lieben
Das reichgeſchmückte Sechsgeſpann;
Nun ſagt: wer fährt mit Sieben?

87.

Die erſte ſchützte manchen Chriſten
Schon oft vor böſen Fleiſchesluſten,
Er mochte wollen oder nicht.
Gebet und Buße ſind dann beſſer,
Als Leckermaul und volle Fäſſer,
Und Mädchenbruſt und Angeſicht.
Doch was die erſte nur mit Zwang erreicht,
Das wird der zweiten Sylbe leicht.

Wohl dem, den jene vor der Thorheit schützt,
Wohl dem, der ohne jene die besitzt!
Doch daß in schwarzer Unglücksnacht,
Vom bösen Dämon angefacht,
Nicht Beides in dem Ganzen sich entzünde,
Sonst weh, o weh dem armen Kinde!

88.

Die erste mildert eine Winterplage,
Und dies sei Alles, was ich von ihr sage.
Die zweite und das Weberschiff bewegen
Sich eins dem Zweck des anderen entgegen.
Das ganze Dinglein aber ist vonnöthen,
Das Erste zu beleben und zu tödten;
Doch kommt die zweite auch von einem Thier.
Der Kapuziner und der Kürassier
Entbehrt sie leicht. Das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, sei ein armer Mann.
Doch, wenn ihr wollt, das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, sei kein armer Mann.
Indessen hat auch wohl zu guter Stunde
Ein gelber Mensch die zweite an dem Munde,
Und Mancher drin, und beißt daran.
Das Ganze aber ist ein Mann,
Dem ist ein kleines Werk gelungen;
Doch hat er sich den Ruhm damit errungen,
Daß Mancher ihn noch als Verbess'rer nennt,
Der andere Verbesserer kaum kennt.

89.

Die erste Sylbe rumort im Spiel,
Die nämliche wachset auf Bäumen,
Macht Manchem der schneidenden Schmerzen viel,
Und läßt ihn nicht schlafen, noch träumen.
Doch Mancher sieht sie im lieblichen Traum,
Und freut sich kindisch der Gaben,
Sie wohnt in der Erde verborgenem Raum,
Und ist im Ganzen zu haben.

Die zweite Sylbe sieht Niemand gern,
Doch helfen ihr Ambos und Esse,
Der Seckler, des Friedens goldener Stern,
Und künstliche Rechnungsprozesse.
Im Ganzen liegen die Ehrenpfort',
Altäre, Paläste und Städte;
Korinthische Säulen liegen dort
Im tiefgeschichteten Bette.

90.

Das Ding schmückt manchen großen Herrn,
Und Mancher sieht's und hätt' es gern;
Und Mancher, der's nicht hat noch mag,
Macht's siebenmal in einem Tag;
Und Mancher setzt sich selber drein,
Und saust darin Liqueur und Wein,
Doch spricht's bei dem und jenem an,
So sagt man: O du armer Mann!

91.

Zwei Sylben blühn, doch wenn ihr sie wollt brechen,
Nehmt euch in Acht! sie wehren sich und stechen.
Die dritte wählet selber, liebe Leute!
Umwindet sie die Schläfe holder Bräute,
So braucht das Ganze, — nun ihr merkt mich schon, —
Zum Beten braucht's der Kirche frommer Sohn.
Wie aber, wenn die dritte Flügel schwänge,
In Feld und Hain zwar etwas kunstlos sänge?
Dann hat das Ganze einen rothen Kopf,
Und singt im Kerker noch der arme Tropf.

92.

Kein Kluger hält mich für gering,
Ich bin ein unverträglich Ding;
Drum bringt mich nicht in eure Taschen,
Wollt ihr noch etwas drin erhaschen;
Sonst freß ich's weg, und werde doch nicht satt,
Ich fresse immer mehr, je länger man mich hat.

93.

Die erſte nimmt am Himmel zu und ab,
Bald iſt ſie da, bald ſucht ihr ſie vergebens,
Und ſo iſt ſie das Bildniß eures Lebens,
Ihr nehmt auch zu und ab.
Die zweite, nehmt euch wohl vor ihr in Acht,
Hat manchen Sichern ſchon um Hals und Bein gebracht.
Dem Ganzen danken wir ein Bischen Helle.
Nun wißt ihr's, meint ihr. Ei nur nicht ſo ſchnelle!
Es wird vom Mondſchein ſelber mit erhellt,
Und wohnt auf eurem Dach. Nun rathet, wenn's gefällt.

94.

Das Ding hat Jemand an dem Fuß
Und duldet's, weil er's dulden muß.
Ein Andrer hat's, doch nicht im Fuß,
Froh, wenn er's nicht entbehren muß.
Ein Dritter hat's ſogar im Kopf,
Und iſt ein lächerlicher Tropf.

95.

Ich Nimmerſatt freß Pflanzen,
In meinen hohlen Ranzen,
Und ohne lang zu kauen,
Kann ich ſie ſchnell verdauen;
Mein After ſtoßt zu mancher Dame Graus
Unausgeſetzt die Flatus aus.

96.

Die erſte ſeht ihr nur im Winterkleide,
Die zweit' und dritte liefert uns Getreide,
Das Ganze iſt ein Kind der grünen Haide.

97.

Der Vogel will fliegen im hellen Schein,
Von Wien hinaus zum langen Rhein,
Da rührt ihn mit dem Talisman
Der große Zauberer Merlin an.
Blitzſchnell der Vogel zum Leuen ward,
Der Leu flog nach des Vogels Art.

Da rührt ihn mit dem Talisman
Der große Zauberer wieder an.
Jetzt stieg heran mit manchem Dorn
Aus seinem Kopf ein dreifach Horn.
Der Löwe schnell verschwunden ward,
Jetzt flog das Horn nach des Löwen Art.
Da rührt mit seinem Talisman
Das dreifach Horn der Zauberer an,
Und alle Dornen fielen ab;
Dreieinigkeit eine Einheit gab,
Und alles Runde eckigt ward,
Nach Zimmermanns Manier und Art.
Jetzt fliegt das eckigt Ding am Rhein,
Des Vogels Weg im gelben Schein.

98.

In den bunten Karten steh' ich,
Doch nur einer von den Herrn,
Nicht der andre sieht mich gern.
Oft in falben Bergen geh' ich
Sonnig an und schmutzig aus,
Bring euch Liebes in das Haus.
Nur kehrt mich nicht um, ich bitte,
Solch' ein Ohr taugt nicht in eure Mitte.

99.

Deine Weisheit trägst du auf Papier,
Was daran zu viel ist, schenkst du mir,
Dennoch sag' ich, bist du mir gehässig,
Denn du tränkest mich mit schwarzem Essig.

100.

Dem ersten wird es mit der Zange
Hinweggekneipt und oft währts lange;
Der Zweite schneidet's leicht und keck
Mit Messer oder Scheere weg;
Der Dritte hält's mit festem Glauben
Und läßt's um keinen Preis sich rauben.

101.

Durch Hitze, nicht durch Frost von Norden,
Bin ich aus Wasser Schnee geworden.

102.

Dreistöckig steht mein Haus!
Wer einmal drinnen wohnt,
Der zieht sobald nicht aus.
Sehr hohe Fenster hat's, doch schaut er nicht hinaus.
Sie glänzen nie im Sonnenschein;
Kein Hagel schlägt die Scheiben ein;
Kein Ziegel von dem Dache fällt.
Das Haus wird stehn im weiten Feld.

103.

Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut,
Dem Zornigen dien ich zur Kühlung seiner Wuth,
Den Angegriff'nen kann ich schützen,
Den müden Greisen unterstützen.

104.

Drei Sylben, liebe Mädchen, sind
Zwar ungleich sich am Werthe;
Die erste macht die Menschen blind,
Die andern zwei die Pferde.

105.

Ihr schlaft oft kaum,
Und es besucht euch auf dem weichen Flaum,
Mein Erstes bald,
Umgaukelt euch in lieblicher Gestalt;
Ein leis Geräusch, und ihr erwacht,
Verschwunden ist es, einsam ist die Nacht.
Das Zweite kommt im Druck ans Licht;
Es wird verlegt von Jahr zu Jahr;
Vom Ganzen gibts manch Exemplar.
Ihr meint, ihr habt's? ein Traumbuch ist es nicht.
Wenn nicht ein Sprichwort lügt!
So soll es in des Krämers Nischen
Sich öfters mit dem Pfeffer mischen.

106.

Ich schaff euch Korn zum Brod; — dafür
Weist ihr mir, wenn ich euch besuch, die Thür.

107.

Von Elfenbein stößt man mich fort,
Von Gold steckt man mich ein,
Von Fleisch und Blut war Mancher froh,
Mein Bräutigam zu sein.

108.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Schaut her! im felsigen Land,
Wie raucht der Berg! des Ewigen Blitze
Zucken um seine heilige Spitze. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
O König Israels, im blutigen Sand,
Ringt mit dem Tode das Leben.
Fürder wachse dort weder Hopfen noch Reben! Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Eines Königs Burg! Seine Hand
Greift in die goldenen Saiten,
Sie klingen auf ewige Zeiten. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Die Woge braust, von des Schiffes Rand
Stürzt ein Prophet. Hat nichts zu sagen,
Nicht jede Speise verdaut jeder Magen. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein muthiger Grieche soll lösen das Pfand,
Er hat es gelöst und obendrein
Den Gürtel des Königs Töchterlein. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenspiel an der Wand.
Ein römischer Dichter, das Schnupftuch in der Hand,
Geht zu Schiff. Madame bekümmert
Sagt ihm Adjeu, der Scheidende wimmert. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Ein gekrönter Heide im hölliſchen Brand,
Der gegen die Wahrheit wüthend gekriegt,
Ihn hat der Galiläer beſiegt. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Dieſe Juden und Heiden vereinigt ein Land,
Das längſt ſeiner Väter Rechte verloren.
O Colon, Colon, wärſt du nicht geboren! Org. Org.

109.

Leer bin ich ſo ſchwer, als ob ich voll wär.
Voll bin ich ſo ſchwer, als wenn ich leer wär.

110.

Herr Cajus bläſt mich voll, Herr Titus bläſt mich leer.
Dem ſchaff ich ſüßen Ton, dem ſüße Düfte her.

111.

Gar wunderſchöne Lieder ſang er,
Den ich mir denk! Doch aufwärts ſchwang er
Längſt zu den Sternen ſein Gefieder,
Und ſchaut auf Rom und Tibur nieder.
Acht Lettern bilden ſeinen Namen,
Sucht aus vier Wörtern ſie zuſammen!

Das erſte wünſcht zum Höllenfluß
Die Bratwurſt und Laurentius.

Die Langeweil und die Begier,
O zweites, ſchauen oft nach dir.

Das dritte, leichter Vöglein Wiege,
Hat oft mit Säg' und Hobel Kriege.

Das vierte hat bald die Agenden,
Bald hat es die Schalmei in Händen.

112.

Das Ding hat keinen Kopf, doch eine dicke Nase,
Das Ding rühmt sich mit der betrurischen Vase
Verwandt zu sein. Vermindert und zerlegt
Das halbe Dutzend Laute, die es trägt,
So ist's ein Dämon, den kein Gut noch Geld
Der alten und der neuen Welt
Versöhnt, daß er die arme Seele,
Die seine Beute ward, nicht fürder quäle.
Es ist ein Thier, von dem sich ungescheut
Ein Gott die Form, und selbst der Teufel leiht.
Und noch ein Thier; ihr sahet es wohl von ferne,
Doch wett' ich, ihr berühret es nicht gerne.
Ein Wundarzt ohne Instrumenten,
Der selber sich an seinen Patienten,
Die ihm vertraun, den Tod kurirt.
Dann Farbe, die den Tempel einst geziert,
Doch jetzt verblichen ist, und nimmer existirt.

113.

Die erste ist erquickend, wenns
So fällt um den August herum.
Die zweite kühlet übrigens
Die Glut der Erde auch nicht dumm.
Das Ganze wirft per consequens
Im Winter gern die Leute um.
Von Rausch und Wein,
Soll gleichwohl nicht die Rede sein.

114.

Auf Freuden folgt gar oft als dumpfes Weh
Die erste, englisirt zwar um ein **e**:
Bald weiß auf schwarz, bald schwarz auf weiß,
Macht sie dem jungen Leichtsinn heiß;
Mit scheuen Blicken schleicht er fort,
Und jeder Bergmann kennt das Wort.

Die Andacht ruft das zweite Paar zur Messe,
Oft führt es mit sich selbst Prozesse,

Gewinnt es ſie, ſo hat es ſie verloren,
Bald wirds aus Mutterleib, bald aus dem Wein geboren.

Des Ganzen patriot'ſcher Sinn
Gibt Hab' und Gut der Krone hin,
Dem Kaiſer und dem Könige von Preußen,
Schon ſeltener dem Großherrn aller Reußen;
Und was dem Armen übrig bleibt, verzehren
Die Löwen und die Bären.

115.

Wo kommt der Muſen Zahl mit dem Verbrecher zuſammen,
Der mit Schwert und Dolch ſtach in das fünfte Gebot?

116.

Ich faß mich kurz, acht Laute hat mein Wort;
Ich nenne ſie; gebt jedem ſeinen Ort,
So ſteh ich da, nicht ſchwarz, noch gelb, noch grün,
Wiewohl ich farblos auch nicht bin.
Nun werft das Nez, nun ſchöpft im Born;
Hilft Sanftmuth nicht, ſo helfe Zorn.
Zerlegt das Zinn, zerſchlagt die bärtre Bronze;
Fragt nach, euch hilft vielleicht ſogar ein Bonze,
Vielleicht Herr Job, vielleicht der weiſe
Herr Zeno zu der Stoa Preiſe;
Fragt überall, mir Angehörige wohnen
In Bozen, Bern und Bonn und allen Zonen.

117.

O das Wollige und Kleine
Trächtig mit viel Moſt und Weine!
Nährt es, daß es wohlgedeihe
Und erfreue,
Mütter, die ich meine!

O das Goldne und das Feine,
Schimmernd in dem Sonnenſcheine!
Und ihr könnt's am Bürzel tragen
Mit Behagen,
Stolze, die ich meine!

O das Liebliche und Reine
In dem ſüßen Zauberſcheine!
Könnt ich ſtets dir mit Entzücken
Darein blicken,
Holde, die ich meine!

118.

Laßt ſinken, was ſinkt,
Stets aber die erſte Sylbe blinkt
Geſetzen und Mandaten,
Im Reiche der Moden und der Staaten.
Wir rufen's von dem finniſchen Meer,
Und von den Ufern des Ebro her,
Und freuen uns doch darüber nicht ſehr.

Durch's Zweite ziehn der Sämann und der Schnitter,
Wohl ziehn vorüber Sonnen und Gewitter,
Es ſelber in der Zeiten Raum
Schlägt ſeinen ew'gen Burzelbaum,
Jetzt aufrecht, wie wir alle gehen,
Schnell unten den Kopf und oben die Zehen.
Das Ganze iſt nicht weit von hier;
Euch kommt's zum ſüßen Punſch, im ſtillen Schlafe mir.
Es mög euch allen froh erſcheinen,
Und, was es Liebes hat, in eurem Schooß vereinen.

Auflöſungen

der

Räthſel, Charaden und Logogryphe.

---

1. Ritterſporn.
2. Haarzopf.
3. Bretzel.
4. Brief.
5. Kannengießer.
6. Saul, Paul, Maul, Gaul.
7. Zopfband.
8. Michel, Sichel.
9. Sold.
10. Römer.
11. Adam.
12. Lot.
13. Bleiſtift.
14. Hofrath.
15. Kochbuch.
16. Spinngewebe.
17. Winterſchuhe.
18. Sand.
19. Hutſchlinge.
20. Schildwache.
21. Bienenkorb.
22. Nacht.
23. Knopf.
24. Nordſtern.
25. Carolina.
26. Haar.
27. Glas.
28. Schimmel.
29. Apothekerbüchſen.
30. Steckbrief.
31. Schreckhorn.
32. Die Beſoldung.
33. Rauſch.
34. Charade.
35. König, auf dem Thron, auf der Tabaksetiquette (Dreikönig), im Kartenſpiel.
36. Feldberg.
37. Der Neunundneunziger.
38. Zeitung.
39. Meerſchaum.
40. Feder.

41. Kaffee.
42. Berlichingen.
43. Bandwurm.
44. Sonntag.
45. Grundbirne.
46. Zeitlose.
47. Edelsteine.
48. Barbier.
49. Trauermantel.
50. Titus.
51. Stecknadel.
52. Wetterhahn.
53. Morgenstern.
54. Johann Paul Friedrich Richter.
55. Julius.
56. Rheinfall.
57. Finger.
58. Gesicht.
59. Weinessig.
60. Kamm.
61. Mamsell, Amsel.
62. Bretspiel.
63. Das Rad in einer Taschen-Uhr.
64. Bretspiel.
65. Kartenspiel.
66. Abt, Stab, Bast.
67. Augen, Neunaugen.
68. Mittwoch.
69. Tropfe, Tropf, Topf.
70. Kreuzsacrament.
71. Nase.
72. Scheinwurm.
73. Haarbeutel.
74. Silberlocke.
75. Fibel.
76. Hemde.
77. Fischotter.
78. Meister.
79. Lampe, Ampel.
80. Roßmarkt.
81. Prorector, Prosector.
82. Zeiger auf dem Zifferblatt.
83. Thierkreis.
84. Handschuh.
85. Hebel.
86. Siebmacher.
87. Nothzucht.
88. Ballhorn.
89. Steinbruch.
90. Kreuz.
91. Distelfink.
92. Loch.
93. Tagloch.
94. Nagel.
95. Tabakspfeife.
96. Schafgarbe.
97. Die Post durch Oesterreich, Baiern, Württemberg und Baden.
98. Die Lese.
99. Streusand.
100. Nagel.
101. Salz.
102. Galgen.
103. Stock.
104. Liebhaber.
105. Mausdreck.
106. Flegel.
107. Carolina.
108. Sinai, Saul, Sion, Jonas, Jason, Nase, Julian, Louisiana.
109. Blasbalg.
110. Pfeife.
111. Horatius, Rost, Uhr, Ast, Hirt.

112. Ziegel, Geiz, Ziege, Igel, Egel, Gel.
113. Thauwetter.
114. Zechbruder.
115. Neuntödter.
116. Zinnober.
117. Aug, am Weinstock, am Pfauenschweif, im Gesicht.
118. Neujahr.

Worterklärungen

zu

dem Texte der alemannischen Gedichte.

A.

Aecke, der Nacken.

Aetti, Vater. Altdeutſch: Atta. Atta unſar, im gothiſchen Vater unſer. Jd. Atti, Aette.

Afange, verb. Anfangen. Aber Afange, adv. Endlich, Nach und nach.

Agle, subst. plur. Steife, ſtechende Spitzen, z. B. an den Aehren. Aculei Sch. Agle, Agel. Jd. Achel.

Alder, Oder (auf dem Wald). Sch. Ald. Alder, Alt.

Almig, Ehemals.

Ane, Hin. Woane? Wohin?

Anke, friſche Butter. Altdeutſch: Anka.

Arfel, subst. Ein Arm voll. Aerfeli, diminut.

As, Als. Aß, Daß.

B.

Bab, 1) Bahn, 2) Bann, Gemarkung.

Balge, Vorwürfe machen. Altdeutſch: zürnen; von Balg, Zorn. Sch. Balg, stomachus. Balgen, irasci, iurgari.

Bammert, Feldhüter, Bannwart. Sch. Bannwarth, Custos banni.

Baſchge, verb. neut. Im Ringen die Kräfte gegen einander meſſen, act. bezwingen. Jd. ſchmettern, zwingen.

Baſſeltang, Kurzweil. Passe le temps.

Batte, Nützen, fruchten. Goth. Botan, verwandt mit Baß, Beſſer.

Baum, außer den gewöhnlichen Bedeutungen, bei einem gewiſſen Kartenſpiel der Valet in Treffle, Kreuz dem Baum, Herausforderung dieſer Karte durch ein ausgeſpieltes Treffle-Blatt.

Bauſe, Aufgeblaſen ſein, daher: Großthun. Verbauſen, Verſchwenden. Das Primitiv zu Verbutzen, wie Chraue zu Chratze (Kratzen), Bauſe zu Bitze ꝛc. Sch. Baussen, largiter potare.

Bederthalbe, adv. Auf beiden Seiten. Daher Bederthalbe, subst. Ein Zwerchſack. Von Beide und Halb, altdeutſch: die Seite.

Belche, subst. propr. Hoher Berg des Schwarzwaldgebirges im Breisgau. (Auch Schweiz und Elſaß haben Belchen.) Sch. Belch, Boelchen, cacumina montium. Nach Ad. von Berg, durch Verwechslung des r und l, wie Kirche und Chilche.

Bis. Imperativ zu Sein. Sei!

Bitzeli, Wenig.

Blueſt, Blüthe. Bi'm Blueſt! Eine mißſtellte Betheuerungsformel, dann ein Ausdruck der Verwunderung, beſonders bei unangenehmen Ueberraſchungen. Eigentlich: Bei dem Blut (des Sacraments)! wie: Bi Goſt!

Bohle, Werfen. *βαλλειν*. Sch. Pollen, Polen, projicere.

Bosge, Eine Bosheit verüben. Id.

Bosget, Bosheit, auch im unſchuldigen Sinn, Muthwille.

Brenz, subst. masc. Branntewein. Gebranntes.

Briegge, Weinen. *Βρυχειν*, *Βρυχμος*?

Briggem, Bräutigam. (Baſel.)

Bringe, 1) Bringen, 2) Zutrinken.

Bröſ'li, Broſamen.

Bruttle, verb. 1) mit dem Hilfswort Haben: Halblaut reden, beſonders im Unwillen. 2) Mit Sein: Halblaut redend fortgehen.

Bſcheid, Beſcheid. Bſcheid thue, Einen zugebotenen Trunk annehmen.

Bſchieße, Zureichen, Sättigen, gedeiblichen Fortgang haben. Par. Joh. 6. Was erſcheußt das unter ſo viele? Sch. Beschiessen, proficere.

Büeßli, Zehnkreuzerſtück. Piece.

Bugg, Hügel.

Bühni, 1) obere Decke des Zimmers; 2) der oberſte Boden des Hauſes; 3) Raum zwiſchen demſelben und dem Dache.

Bunte, Pfropfer, Spunte. Sch. Punten.

Buſper, munter, beſonders von Vögeln. Etwa ſo viel als buſchbar, wenn die Hecken buſchig werden und die Vögel niſten?

Butſche, mit dumpfem Ton anſtoßen.

Büttene, großes hölzernes Gefäß zum Einſalzen des Fleiſches ꝛc. Von Bute, Sch. Butten.

C.

Charfunkel, 1) jeder rothe Stein von Glanz; 2) rother Ausſchlag im Geſicht.

Cheri, Reihe, Ordnung deſſen, was regelmäßig wieder kommt. Daher: Die Cheri, Diesmal. En anderi Cheri, Ein andermal. Von Kehren.

Chettenebluеme, Kettenblume. Leontodon taraxacum Lin.

Chib, Neid, Verdruß, auch Feindſchaft. Daher: Chibe, verb. verwandt mit Keifen. Chibig, adject. Sch. Kip. Keib. Jd. Kipp.

Chilche, Chille, Kirche. Altdeutſch: Chilcha. Sch. Kilch.

Chilchelueger, Kirchenaufſeher. Von Luege, Schauen.

Chilchſpel, Kirchſpiel. Aehnliche und gebräuchliche Zuſammenſetzungen in Volkſpiel, Leutſpiel, Geldſpiel rechtfertigen die Ableitung von Spiel im Sinn der leichten Bewegung. Daher: 1) die zu einer Kirche ein- und ausgehende Menge; 2) die Abtheilung des Volks, das zu Einer Kirche gehört; 3) der Diſtrict, den ſie bewohnt. Vergl. Ad.

Chlimſe, Spalte. Verwandt mit Klemm, Klemmen. Sch.

Chlöpfe, Knallen, Krachen. Par. Tonderchlapf. Jd. Klapf.

Choli, ſchwarzes Pferd.

Chölſch, Leinwandzeug von blau gefärbtem Garn. Cölniſch? Daher: chölſchblau.

Chreſme, Klettern.

Chretze, 1) geflochtener Hängkorb, von Chratte, Handkorb. Crates. Sch. Kratt und Kretze; 2) über die Achſel gehendes Tragband für die Beinkleider.

Chrieſi, Kleine Waldkirſchen. Chirſi, Große Veredelte.

Chrome, 1) einkaufen; 2) zum Geſchenk vom Markt ꝛc. bringen.

Chrosplig, Eigenschaft der Rinde des frischgebackenen Brodes.
Chruse, Krug mit Bauch und weiter Oeffnung. Chrüsli, diminut. Sch. Jd.
Chülbi, Kirchweihe, Sch. Kilchwine. Kilwihe etc.
Chummli, Chummlig, Bequem, von Kommen. Kommlich. Sch. Kommlich, convenienter.
Chündig, Aermlich. Sch. Kundig, kundiglich, Parcus.
Chüngi, Kunigunda.
Chuuche, Hauchen.

D.

Dcis, Jenes.
Dengle, Dengeln, Sensen und Sicheln durch Hämmern schärfen. Schwedisch: Danga. Sch. Tengeln. Jd. Danglen. Dänglen.
Dinge (zu Jemand), Dienste nehmen. Sch. Ding, Pactum. *Dingen*, Pacisci.
Distelzwigli, Distelfink. Sch. „Alle Geschöpfe und alles, das do lebet, begehrt Freiheit, ein Fögelein, ein Distelzwiglin.“ Geil. v. Keysersberg.
Dolder, Gipfel eines Baumes, Strauches. Noch übrig in Dolde. Sch. *Dolde*, Told etc.
Dordurwille, um deswillen.
Dosch, Kröte.
Dose, verb. Schlummern.
Dotsch, ein Ungeschickter.
Dunders= — verstärkt in der Zusammensetzung mit einigen Adverbien. Dundersnett, Ueberaus nett.
Dunte, Unten, mit Beziehung auf einen gewissen Ort.
Duran, Ueberall. Aus: Dur, Durch, und Ane, Hin.
Dure, adv. Hindurch, Hinüber, Herüber. Verschieden von Dur'e, Dur'en, durch ihn, den, einen. —
Düsele, Schlummern, Halbschlafend geben. Diminut. von Dosen. Jd. Duselicht, Schläfrig, Taumelnd.
Dusse, Draußen.
Düssele, 1) act. Leise reden; 2) neutr. Leise geben. Von Dussen, verwandt mit Tosen. Sch. *Dussen* Murmur edere.
Duure, verb. impers. Bedauern. Es duurt mi, Ich bedaure es.

E.

Echt, Echter, Echterſt, Etwa, Doch, Wohl? Sch. Echt, Echter, Echtern.

Egerte, Ungebauter Feldplatz. Sch. Egerd, incultus.

Ebne, Jenſeits, drüben.

Eiere=Anke. subst. Eier in Butter gebacken.

Eis Gangs, Eines Ganges, Unmittelbar.

Eithue, Einerlei, gleichviel. Ein Thun.

Enanderno, Unmittelbar, Geſchwinde. Einander nach.

Engelſüeß, die Wurzel von Polypodium vulg. Lin. (Vorderöſterreich.) Sonſt Süßwurz.

Eninne, Gewahr. Entinnen.

Erluſtere, Erlauſchen.

Ermel, subst. plur. Weibliches Kleidungsſtück zur Bedeckung der Arme.

F.

Fazenetli, Sacktuch. Aus dem Italieniſchen Fazoletto. Id. Fazeile, Fazeittle.

Fegge, Flügel.

Fern, Vor einem Jahr. Sch. Id.

Firſt, das Oberſte. Daher 1) Rücken des Daches, beſonders an Strohdächern; 2) fortlaufender Bergrücken. Sch. Id.

Flöſch, Schwammicht von Leibesconſtitution. Flaccus.

Frauemänteli. Alchemilla vulgaris Lin.

Fraufaſte, Ein berüchtigtes Geſpenſt in Baſel und der umliegenden Gegend. Aus Frohnfaſten.

Fraufaſtechind, ſo viel als ſonſt Sonntagskind, das die Geſpenſter ſieht.

Frech, 1) Frei, wahrſcheinlich das Intenſivum zu dieſem; 2) geſund von Anſehen, feſt, muthig; 3) frech. Sch. Fortis, liber. Id. Hellfarbig. Schön. Durl? Aus der zweiten Bedeutung.

Frei, außer der gewöhnlichen Bedeutung, adverb. So gar.

Fuettergang, Seitengang neben den Stallungen zur Bereitung und Aufſteckung des Futters.

Fürcho, Scheinen, Erſcheinen im Traume ꝛc., Vorkommen.

Füre, Hervor. Verſchieden von Füre, Füren, Für ihn, den, einen.

Fürtuech, Schürze.
Füſi, Flinte, Fusil.

G.

Gahre, Knarren.
Gattig, Wohlgebildet, Gefällig. Von der Stammſylbe Gatt in Gattung, wie Artig von Art.
Gäutſche, Schwanken, von flüſſigen Dingen. Daher: Vergäutſche, 1) act. durch Schwanken ausgießen; 2) neutr. durch Schwanken ausfließen.
Geb, abgekürzt, ſtatt: Gebe Gott, Geb, wo de biſch, du magſt ſein, wo du willſt. Zur Aufklärung einer Stelle in Entfelders Schriften. N. theol. Journ. 15. Bd. 4tes Stück. S. 319.
Gell, Gellaber, verb. imperat. Nicht wahr? plur. Geltet. Sch. Jd.
Gehre, Begehren. Das Stammwort zu dieſem und zu Gierde, Gierig, Gerne. Sch.
Ghalt, Gehalt, Zimmer.
Gheie, verb. impers. Verdrießen, anfechten. Sch. *Heyen*, *Geheyen*, vexare.
Ghürſt, Gebüſch. Gehürſte von Hurſt.
Gigſe, Knarren.
Gitzi, Junge Ziege. Gitzeli, diminut. Sch. *Kyzen*, hoedus; *Kitzlin*, hoedulus. Jd. Kitzen.
Glaſt, Glanz, beſonders Schein von Blitz und Feuer. Sch.
Gliichlig, Durchgehends gleich.
Glitzere, Schimmern. Von Glitzen, Glänzen, verwandt mit Gleiſſen ꝛc. Sch. Jd. Glitzen, Glitzgen. Davon
Glitzerig, Schimmernd.
Glumſe, Heimlich (in der Aſche) brennen. Daher: Abglumſe, Nach und nach erlöſchen. Sch. *Gluns* scintilla, *Glunst* favilla.
Go, praep. Gen, Nach. Verſchieden von Goh, Gehen.
Götti, Taufpathe. Gotte, fem.
Gottwilche, Begrüßungsformel. Von Gott oder Gottes Willkomm!
Grüebe, Ueberreſt von ausgeſottenem Schweinefett. Jd.

Grumbire, Kartoffeln (Grundbirnen). diminut. Grumbireli.

Grumse, durch unverständliche Töne und abgebrochene Worte seine Unzufriedenheit ausdrücken. Von Gram. Id. Gramsen, Gramonzen machen.

Gsegott, Segne Gott!

Gstable, Gestabeln, Steifwerden, besonders von Kälte. Stabiliri.

Guge, Sich hin und her bewegen. Primitiv zu Gaukeln? ꝛc. Vergl. Id. Art. Gugel.

Güggele, Durch eine kleine Oeffnung schauen. diminut. von Gucken.

Gubl, Hahn. Gallus.

Gülle, Pfütze. Par. „und daß die Predikanten sich befleißigen, zu predigen, nit aus menschlichen Güllen, sondern aus dem Brunnen evangelischer Leer."

Gumpe, Hüpfen. Ueber etwas hinweg- oder hinabspringen. Daher Gumperig, Ausgelassen. Id. Gumpet, Schwelgerisch.

Gumpistöpfel, Eingemachte Aepfel. Von Compositum, Compot. Sch. *Kompest*, olus *Ruobenkumbost*.

Günne, Pflücken. Gewinnen. Vergl. Sch. „Gewunnen und Ungewunnen."

Gvätterle, verb. Das Spielen der Kinder, wenn sie Verrichtungen der Erwachsenen nachahmen. Id. Gfräulen Breisg.

H.

Habermark, Tragopogon pratense Lin. Id. Guckigauch ꝛc.

Halde, Auf- oder absteigende Bergseite. Von Helden, Neigen (ein Gefäß an der untern Seite aufrichten, um der Mündung eine Neigung zu geben). Daher auch: Abheldig, schiefliegend. Sch. *Helden*, inclinare. Halde. Id.

Häli, Schaf in der Kindersprache und beim Locken.

Hamberch, Handwerk.

Hamme, Schinken. Sch. pessuis.

Hampfle, subst. 1) Eine Handvoll. 2) Der Raum zwischen beiden hohlen Händen. Daher Hampflevoll, beide Hände voll. Hämpfeli. Diminut

Handumdher, adverb. So geschwind, als man eine Hand umkehrt.

Haselbrödli, Juncus pilosus Lin.

Haseliere, Toben. Aus d. Franz.

Hätteli, Ziege in der Kindersprache und beim Locken.

Haupthöchlige, adv. Mit aufgerichtetem Haupt. Daher: laut, munter.

Hebe, Halten.

Heimele, Der Heimath ähnlich sein. Daher: Aheimele, An die Heimath erinnern. Id. Heimen.

Helge, Helgli, Helgeli, 1) ein auf Papier gemalter Heiliger. Daher: 2) jedes kleine Papiergemälde. Id. Kupferstich.

Helfe, Glückwünschen. Daher: Etwas zum Gruß, Neujahr ꝛc. schenken. Von Heil. Altdeutsch: Heilizen, Grüßen, Heilizunga, Gruß. Dänisch: Helfe. Schwedisch: Helsa.

Hentsche, Handschuh.

Her, Herr. Der Her, Der Pfarrer. Herget, Herr-Gott.

Hinecht, ad. In dieser Nacht. Sch. Hinnacht. Hinechtie, Die ganze Nacht hindurch.

Hirz, Hirsch. Hircus, Hirci, die Hirzen.

Hofertig stoh, Zu Gevatter stehen. Von der alten Form Hoffart.

Hold, Geneigt, ausschließlich von der gegenseitigen Liebe zwischen Jüngling und Mädchen gebräuchlich. Von Helden, siehe Halde. Daher

Holderstock, Der oder die Geliebte.

Hüble, 1) An den Haaren schütteln. Daher: 2) Züchtigen.

Hurlibaus, Kanone.

Hurnigel, Kleiner Winter-Hagel. Daher: 's hurniglet, verb. es rieslet. Sch. Von Hornisse. Id. Vielleicht eher verwandt mit Hornung, Hornig. 's hornigelet. Es frieret empfindlich an die Finger.

Hurst, Strauch. d'Hürst, plur. Das Gebüsche, Dickicht. Sch. Horst und Hurst, vepretum. Angels. Hurst und Hyrst.

Hurt, Lager zur Aufbewahrung des Winterobstes, Sch. Hurt, Crates.

Hüſt und Hott, Links und Rechts! Zuruf an Zugpferde. Sch. Hott, quo celeusmate incitantur equi ad currendum. (Daher Hotten, von Statten gehen.) Hutsch, celeusmatis genus. von Hutschen, repere.

Hütie, adv. Heute den ganzen Tag. Hütie und ie, Heute ie und ie.

Huure, Niederhuure, Den Körper ſtehend gegen die Erde niederlaſſen. Hauren. Ganz verſchieden von einem ähnlichen Wort, das in Meiners Briefe über die Schweiz damit verwechſelt wird.

J.

Jemerſt, Affektswort der Klage und Sehnſucht.

Jeſte, subst. plur. Launen, Muthwille. Von

Jeſen, Gähren. Daher: Jaſt, Hitze.

Jeſte, Hitze, Launen. Oder von Crestus.

Jilge, Lilie.

Imme, 1) fem. die Biene; 2) masc. collect. der Bienenſtock. Id. Verſchieden von imme, Einem, In einem. Immli, dimin.

Immis, auch Zimmis, Das Mittageſſen. (Baſel.) Sch. *Imbis*, *Imbes*. Etwa entſtanden aus dem altdeutſchen Vater Unſer: „Proth unsar emezhic hip uns hiutu?"

Jobbi, Jakob.

Joch, Außer der gewöhnlichen Bedeutung, ein Brückenpfeiler.

Junte, Weiberrock.

Jüppe, Kinderrock. Aus dem Italieniſchen Giubba.

Juſt, Eben, gerade, recht. Daher: Wohl zu Muthe. In der erſten Bedeutung auch Juſtement. Aus dem Franzöſiſchen oder Italieniſchen.

K.

Keie, 1) neutr. Fallen; 2) act. Werfen κεισθαι.

L.

Lädemli, kleiner Fenſterladen.

Landſem, Langſam.

Laubi, Einer von den Namen, die der Landmann den Zugochſen gibt. Horni, Merz, Laubi, Luſti, von den

vier zum Theil nicht mehr gebräuchlichen Namen der Frühlingsmonate: Hornung, Merz, Laubmonat (April) Luſtmonat (Mai).

Leerlauf, Kanal zur Ableitung des Waſſers neben den Mühlrädern.

Legi, Damm durch das Bett eines Fluſſes zur Ableitung des Waſſers. Auch Wehr, Wuhr.

Lehre, beides Lehren und Lernen.

Lenge, 1) Bis wohin reichen; daher 2) nach etwas greifen, holen; 3) zureichen, genugſein. Von Lange, und noch übrig in An-, Be-, Verlangen ꝛc. Sch.

Letſch, Schlinge, Schlaufe aus dem Ueberſchuß von Band an Kleidern ꝛc. Ital. Laccio. Letſchli, diminut.

Lewat, Brassica Napus L.

Liecht, Licht. Z'Liecht, Auf Nacht-Beſuch.

Logel, Fäßchen. Lagenula. Sch. Logel, Laegel etc.

Lopperig, adj. Was nicht mehr feſt iſt, hin und her wankt.

Loſe, Horchen. Stammwort zu Loſung, Lauſchen ꝛc. Sch. Jd.

Luege, Schauen, Sch. — Verluege, recipr. Sich über dem Zuſchauen vergeſſen.

Luft, masc. Sanfter Wind. fem. Luft. Bei den Alten auch als masc. Luft.

Lüpfe, In die Höhe heben. Sch. Jd.

Luppe, Großer Klumpe glühenden Eiſens, das aus dem Friſchfeuer zum erſtenmal unter den Hammer kommt.

Luſtere, Lauſchen. Von Loſen.

M.

Manne, verb. Einen Mann nehmen.

Marcher, Der die Felder ausmißt und Grenzſteine ſetzt. Von March, Grenze. Sch. March. Signum.

Martſch, Eine Art Kartenſpiel.

Maßle, Maſſe Roheiſen in langer prismatiſcher Form. Massa, Massula. Sonſt Gans, Eiſengans.

Matte, Wieſe. Von Mäben. Sch. Mad, Mat, Matte. Ang. Sax. Maed.

Meidli, Mädchen. Von Meid. Par. Marc. 5. „Meidli, ich ſag dir, ſtand auf! Und alsbald ſtuond das Meidlin auf!“ Sch. Meide. Davon das neue Diminutiv:

Meideli, Ein kleines Mädchen.
Meje, Blumenstraus.
Meister, Außer den gewöhnlichen Bedeutungen, euphemisch: Der Scharfrichter; Der Meister vo Hage.
Meng, Manch. Noch übrig in Mannigfaltig.
Möhnli, Unke. Maifrösche, von Mön. Sch. *Moen, Majus.*
Morn, adv. Morgen. Sch.
Morndrigs, am folgenden Tag.
Mose, Flecke, verw. mit Maser. Sch. *Mas* cicatrix; *Mose,* macula. Jd. Maase. Mäsli und Moseli, Diminut.
Mummeli, Name des Rindes in der Kindersprache und beim Locken.
Mumpfel, subst. Stück Eßwaare. Ein Mundvoll. Jd. Das Weiche im Brod.

N.

Näumer, Jemand; Näumis, Etwas; Näume, Irgendwo. Aus einer unbekannten Vorsylbe und den Wörtern Wer, Was, Wo. Sch. Niesswar, was, wo.
Necht, adv. In der ersten Hälfte der vorigen Nacht. Sch. Nechten. Jd.
Nemtig, subst. Die Nemtig, Vor einigen Tagen. Sch. *Antday,* Dies post certam diem octavae. Jd. Niemtig, Neulich.
Nidsi, Unter sich, Abwärts. Von Nid, Stammsylbe in Nieder, und dem abgekürzten Sich. Sch. Nidsich.
Niede, Unten.
Niemes, Niemand. Sch. *Niemensche.*
Niene, Nirgends. Sch.
Nootne, Nach und Nach.
Numme, Nur. Sch. Nummen, Newan, Newer, Newr.
Nümme, Nicht mehr.
Nüt, Nichts.

O.

O, zusammengezogen aus Au, Auch. (Nur in einigen Gegenden.)
Obsi, Ueber sich. Aufwärts. Sch. Obsich.

Debber, Jemand, Debbis, Etwas, Debbe, Etwa. In alten Schriften Etwer, Etber, Ebber, Etbes ꝛc. Sch. Etwer etc.

Debſch, Debſche, Etwa.

Ded, Schwach von Nüchternheit.

Debli, Oelpreſſe.

Derliger, grobes weißes Wollenzeug.

Dfer, Bücherſack. Id. Aunfer, Schnapſack.

P.

Pappe, Brei.

Pfnüſel, Schnuppen. *Πνευσις*. Sch. Pfnüsel, Plnysel, Pfunst.

Phateſt, Laune, Muthwille. Phantaſt.

Plunder, Kleidungsſtücke. Alles, was zum Anzug gehört. Daher Plündern, spoliare Sch.

Plunni, Apollonia.

Popperment, Operment, Arſenik.

Poppere, ſchnell und ſchwach klopfen. Pöpperle, Diminut.

Preſte, subst. Gebrechen, vom verbum Preſten, Fehlen. Altdeutſch: „Ni imo brusti!“ — Ihm gebrach nicht. Par. Uns priſt nit an Geſchicklichkeit. Sch.

R.

Räf, Leiterwerk, hinter welchem dem Vieh das Futter aufgeſteckt wird. Sch. — Das Letzte im Räf haben, Sprichw.: Dem Tode nahe ſein.

Ranft, Rand, Rinde, Räntſtli, Diminut. Id.

Rauſe, kleine Gräben zur Waſſerleitung machen. Sch. *Runs*, rivus, alveus. Von Rinnen.

Reble, ſich kraftlos hin und her bewegen. Daher: Mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen. Daher: Verreble, Langſam zu Grunde gehen. Id. Aufg'rablen, Sich wieder erholen.

Reckholder, Wachholder.

Ribi, Reibmühle.

Richter, 1) Gemeinderath; 2) Weiter Haarkamm.

Rickli, Angeſetzte Schnüre, durch welche ein Band geht, um

Kleidungsstücke fest anzuziehen. Id. Rick, eine gewisse Anzahl Fäden.

Ring, adv. Leicht; Ringer, mit weniger Mühe, Lieber. Taber: Geringe, Sch.

Rinke, Schnalle. Rinkli, Dimin. Id.

Ruchgras, Anthoxanthum odoratum L.

Rufe, Ausschlag, Kruste auf heilenden Wunden ꝛc. Sch. Id.

Rübeli, Eine Art Baumwollenzeug, Halbsammet.

Runke, Girren.

Rümmelchrüsliger, Eine Art Winteräpfel.

Rung, subst. 1) Unbestimmte kurze Zeit; 2) -mal Ei Rung Einmal. Rüngli, Diminut. von 1.

S.

Sägese, Sense. Altdeutsch: Sagys, Sagisen. Aus einer alten Stammsylbe, die noch in Sech, Säge, Sichel, Seco übrig ist, und aus Eisen zusammengesetzt. Sch. Sagys, Saegis etc. Id. Säges.

Schaffig, Arbeitsam.

Scheie, Pallisade um die Gärten. Sch. Schyen, Schygen.

Schellewerche, Oeffentliche Arbeit strafweise verrichten.

Schicht, Arbeitszeit der Schmelzer ꝛc. am Hochofen. Sch. *Series, Ordo, Partitio.*

Schiebut, Strohhut. Von Schiene oder Schein.

Schliefe, Schlüpfen. Das veraltete Stammwort zu diesem und zu Schleifen, Schleppen ꝛc. Sch. Id.

Schmähle, verb. Vorwürfe machen. Das Diminut. von Schmähen, und verwandt mit Schmollen. Sch.

Schmecke, Beides Schmecken und Riechen. Tab. Ahnen, Merken.

Schmehle, subst. Grasbalm, Id. Schmiele, Schmeele, Aira L.

Schmuris, eine Mehlspeise mit Gern.

Schnatte, Wunde. Von Schneiden. Sch. *Schnatten*, Cicatrix.

Schnaue, Im Unwillen sprechen. Aschnaue, Hart anreden. Das Stammwort zu dem Intens. Schnauzen, und zu Schnauben, und ohne Zweifel auch zu dem noch nicht beigewiesenen Hochdeutsch: Schnöde. Vergl.

Ad. unter: Schnöde. Sch. *Schnöwen, Anschnauen,* a Schnau pro. *Schnauze* Jd.

Schnöre, Rüssel. Sch. Schnorre.

Schoch, Schocheli, Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Schauern. Sch. Schoch Interjecto ex frigore.

Schöchli, Kleine Heuhaufen auf den Wiesen. Diminut. von Schoch, Haufe. Daher: Schöchle, verb. das Heu in solche zusammenbringen. Sch. *Schoch, acervus.*

Schrunde, Aufgesprungene und geritzte Haut. Sch.

Semmer, der nicht alle Speisen mag.

Setzer, der auf dem Hochofen das Erz ꝛc. einsetzt.

Sieder, praep. Seit. adv. Unterdessen. Siederi, Seither. Sch. *Sid,* Sider etc.

Simse, Vorschuß unter den Fenstern. Davon Gesimse. Sch. *Symis, Sims.*

Sinne, verb. Weinfässer ausmessen und bezeichnen. Scherzweise von den Menschen, Signare. Sch. Sinnen, signare in doliis, quantitatem mensurae. Hinc *Sinner,* Homo qui id facit.

Sölli, Sehr. Jd. Sellig.

Spöchte, Späben. Das Intens. zu diesem. Spectare. Sch. Spechen etc.

Spötblig, Spätling, Spätjahr. Das Gegenwort zu Frühling.

Stabhalter, der zweite Vorgesetzte in Landgemeinden. Sch. Verschieden von Stattbalter.

Stapfle, Stufe. Stäpfeli. Diminut.

Stellaschi, Gerüste, Gestell, was viel Raum einnimmt.

Storze, Strunk der Staudengewächse. Störzli Diminut.

Stotze, Starke Beine und Schenkel. Sch. Stotzen refercire. Jd. Stotz, Stamm, Klotz.

Strehle, Kämmen. Von Strehl, Kamm. Verwandt mit Striegel, Strigilis. Jd. von Strahl.

Strolch, Vagabund. Jd. grober Mensch.

Strübli, Gewundenes Backwerk. Von Strube, Struve, Schraube. Jd. Strauben, Sträublein.

Stubete. Z'stubete. Auf Besuch.

Stud, Pfosten. Verwandt mit Stütze, Stotze. Statua. Sch. Stud.

Sunneblume, Chrysanthemum Leucanth. Lin.

T.

Tafere, Wirthshausschild. Taberna. Sch. *Tafern.*

Tage, verb. Tag werden. Sch.

Taue, Feldmaß bei Wiesen. Ein Morgen.

Tensch, Schleuße bei der Wasserleitung. Sch. *Tensch*, Landveste a Latino Tenere.

Togge, Strohfackel.

Tole, Vertragen, Dulden. Das Stammwort zu diesem. Mertoltenis, Wir duldeten uns. Goth. Thulan. Angelsächs. Tholian. Dän. Taale. Isl. Dol. Schwed. Tola. Griech. *Ταλαω.* Lat. *tolero tuli.*

Toll, 1) überhaupt Schön; 2) insbesondere: Was mit großem Aufwand verschönert ist. Könnte wohl das Wort von dieser Urbedeutung zur Bezeichnung des thörichten Aufwandes, und zuletzt des Thörichten, Uebertriebenen ꝛc. überhaupt übergegangen sein? Vergl. Ad. unter diesem Art. Jd. Toll, Groß, Hübsch. Engl. tall.

Todtebaum, Sarg.

Tragete, Last, so viel man auf einmal tragen kann.

Treber, Trestern.

Tremel, Balke. Von Tram. Sch. Jd.

Trinke, Tubak trinke, Tabak rauchen. Noch aus einer alten Bedeutung des Wortes Trinken, Ziehen, Trahere. Par. „Den freien und reichlichen Geist (der Lehre) in sich getrunken haben."

Trog, Hölzerne Kiste. Sch. Truhe, receptaculum clausum, *Trog.* Jd. Trube, Truche.

Trostle, Drossel.

Trüeibe (Trüben), ursprünglich: Sammeln, Zulegen. Von Truhe. Daher: Fett, stark werden. Sch. *Truhen.* In arculam conjicere. „Unrecht Gut truhet nicht."

Trümmle, 1) Sich auf einem Punkt herum bewegen; 2) unstät geben. Tremulare. Jd. Trumseln. Davon:

Trümmlig, Schwindlicht. Jd. Trumselig.

Tschäubli, Tschäubbeli, Kleiner Strohbüschel, Warnungszeichen an verbotenen Wegen. Diminut. von Schaub, Strohbund.

Tschope, Kamisol mit Ermeln, Tschöpli, Diminut. Aus dem Ital. Giubba, woher auch Jüppe, Kinderrock.

Tunke, Tauchen. Tingere.

U.

Uding, Unding, adv. Sehr, Ueber das Gewöhnliche.

Uerthe, 1) Wirthsrechnung; 2) Abrechnung überhaupt. Sch. *Urt*, *Uirthe*, Symbola collecta etc.

Umme, Hin, Herum; verschieden von Umme, Ummen, Um ihn, den, einen.

Ung'heit, Unangefochten. Von Geheien.

Unrueih, Perpendikel an der Uhr. Unruhe.

Urig, 1) Lauter Dinge einer Art beisammen; 2) so viel Dinge einer Art, daß man die andern nicht bemerkt. Wahrscheinlich von der noch in Zusammensetzungen übrigen Stammsylbe Ur.

V.

Ver= in der Zusammensetzung mit dem Verbum, oft statt Er= — Vert= statt Ent=.

Verbuse, s. Bause.

Vergelstere, Erschrecken. Sch. *Galstern*, fascinare. *Vergallen*, facere ut sonet.

Verglichlige, adv. Vergleichungsweise.

Verstune, Irre werden.

Visperle, v. act. Kleines Geräusch machen. neutr. Mit solchem sich fortbewegen.

Vogt, Schulze.

Volchspiel, Menge Volks in Bewegung.

W.

Wägese, Pflugschaar. Altdeutsch: Wagisen, Wägenese, Wagys. Von Wägen, Aufwinden, In die Höhe heben, und Eisen. Nach Ad. von Wagen. Sch.

Wagle, Wiege.

Wahle, verb. Wogen. Verwandt mit Wallen, Sieden und Welle.

Warbe, das gemähte Gras zum Trocknen auseinander schütteln. Eigentl. Umwenden, Verarbeiten. Verwandt mit Werben, Erwerben, Gewerbe, Wirbel ꝛc.

Waſſerſtelzli, Bachſtelze.

Weger, Wegerli, Wahrlich. Eigentl. Comparativ von Wahe, Schön, Gut. Par. „Hätten ſie geſprochen, es wäre wäger, man ließe einen Menſchen Schaden leiden mit Haltung des Sabbathtags.“ Sch. Jd. Wäger, Wahrlich, Beſſer.

Weidli, Hurtig. Sch. Weidelich. Decorus, Gnavus. Jd.

Weibe, Speckkuchen.

Welle, subst. Bündel von Reis, Stroh ꝛc. Sch.

Wentele, Wanze.

Werchtig, Werktag.

Weſerei, 1) Verrechnungsſtelle bei den Eiſenhütten; 2) dabei errichtete Weinſchenke.

Wette, verb. Binden, Zuſammenfügen. Daher: an das Joch ſpannen. Windsbeck: „Nu hat das Alter mit Gewalt in ſinen Strick mich ſo gewetten.“

Wetterleich, Wetterleuchten. Im Wetterleich, Blitzſchnell.

Wibe, verb. Ein Weib nehmen.

Wied, gedrehte Weide zum Binden. Altdeutſch: Bei der Wide, Beim Strang. Daher vielleicht Wiedſauer.

Windeweh, Wind und Weh. Ausdruck für das Gefühl der Unruhe bei langem Warten. Wunden weh? Wunder weh? Sch. „Wer kann allwegen gedultig seyn, wan eim so wunn und wee ist.“ Nach dieſer Orthographie vielleicht ſo viel als: Wohl und Weh, in Hoffnung und Furcht.

Wintergfriſt, Gfriſtig, Froſtbeulen.

Wolfel, Wohlfeil.

Wuhr, Damm durch einen Fluß zur Ableitung des Waſſers. Jd. Um dem Waſſer höhern Fall zu geben.

Wuli, Name der Gänſe bei'm Locken und in der Kinderſprache.

Wundervitz, 1) Neugierde; 2) ein Menſch, der Alles zu wiſſen verlangt.

Wütſche, Sich ſchnell bewegen. Intenſit. von Wiſchen in Entwiſchen ꝛc.

Z.

Zeiche; Alle Zeiche fluchen, Alle Verwünſchungsformeln ausſprechen.

Zeine, Rundkorb. Von Zein. Sch. Zein, virga, et Zain. Jd.

Zeiner, Schmied, der das Stabeisen in Stangen streckt.

Zibertli, (Getrocknete) weiße Pflaumen. Id. Zibarten, Prunellen.

Zimpfer, Jungfräulich sein im Betragen, auch affektirt. Sch. Id. Zumpfer.

Zinkli, Hyacinthen.

Zistig, Dienstag. Sch.

Zit, 1) fem. Zeit; 2) neutr. Uhr. Daher Zitli, Diminut. Die Taschenuhr. Altdeutsch: Zit, Stunde. Otfried: Niunhunt Zito, Neunhundert Stunden.

Zsendane, Ueberall. Zur Hand hin.

Züber, Hölzernes Wassergefäß.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort zur Ausgabe in fünf Bänden von 1843 . . . III
Vorwort zur ersten Ausgabe in drei Bänden VI
Vorwort zur zweiten Ausgabe in drei Bänden VII

Johann Peter Hebel's Leben 1

1. Die Eltern 3
2. Die Heimath 4
3. Die Kindheit 5
4. Die Lehrjahre 11
5. Die erste Dienstzeit 14
6. Schulmännische Wirksamkeit 15
7. Die alemannischen Gedichte 18
8. Dienstleben und Beförderungen 27
9. Die Räthsel und der Hausfreund 29
10. Verschiedene Arbeiten 37
11. Reisen 38
12. Das lustigste Jahr 39
13. Verstimmungen 43
14. Auszeichnungen 46
15. Die biblischen Geschichten 50
16. Letzte Arbeiten 53
17. Die letzten Tage 54
18. Charakteristik 57

Zu Hebel's Ehrengedächtniß vom Adjunkten des Rheinländischen Hausfreundes 79

Alemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten 95

Vorrede zur ersten Auflage 97

Seite

Vorrede zur dritten Auflage 98
Vorrede zur vierten Auflage 99
Vorrede zur fünften Auflage 100
Alemannische Gedichte. Erste Abtheilung 101
Die Wiese 103
Freude in Ehren 111
Die Irrlichter 112
Der Schmelz-Ofen 114
Der Morgen-Stern 119
Der Karfunkel 121
Das Herlein 127
Der Mann im Mond 128
Die Marktweiber in der Stadt 130
Der Sommerabend 133
Die Mutter am Christ-Abend 135
Eine Frage 137
Noch eine Frage 139
Gespenst an der Kanderer Straße 140
Der Käfer 142
Der Statthalter von Schopfheim 143
Der Schreinergesell 151
Hans und Verene 151
Der Winter 153
Das Habermuß 154
Wächterruf 157
Der Bettler 158
Der Storch 160
Sonntagsfrühe 162
Auf einem Grabe 164
Der Wächter in der Mitternacht 166
Der zufriedene Landmann 170
Die Vergänglichkeit 172
Der Jenner 175
Der Knabe im Erdbeerschlag 178
Das Spinnlein 179
Der Wegweiser 181
Alemannische Gedichte. Zweite Abtheilung 183
An den Geheimerath v. Ittner 185

Seite

Die Feldhüter 187
Des neuen Jahres Morgengruß 190
Geisterbesuch auf dem Feldberg 193
Erinnerung an Basel 198
Auf die Insel bei Odelshofen 199
Die Ueberraschung im Garten 202
Riedligers Tochter 203
Die glückliche Frau 208
Agatha, an der Bahre des Pathen 209
Das Gewitter 210
Der Geist in der Neujahrsnacht 1808 212
Die Hauensteiner Bauernhochzeit 214
Der Abendstern 216
Der Sperling am Fenster 218
An C. L. 219
Die Häfnet-Jungfrau 220
An den Rechnungsrath Gyßer 222
Der Schwarzwälder im Breisgau 224
Der allezeit vergnügte Tabakraucher 226
Auf den Tod eines Zechers 226
Des Rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Pfarrer Jäck in Tryberg 227
Epistel an den Pfarrer Güntert zu Weil 229
An eine Freundin, bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden 231
Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeittage 232
Zu einer Bittschrift 234
Der Ehrentag Carl Friedrichs, Markgrafen zu Baden 235
Gedichte in hochdeutscher Sprache 237
Neujahrslied 239
Sommerlied 240
Abendlied, wenn man aus dem Wirthshaus geht . . . 241
Lied für die Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen 242
Kürze und Länge des Lebens 244
Zum neuen Jahr 1804 246
Der Abendstern 247

Seite

Auf den Geburtstag eines Freundes 250
Auf die Hochzeit eines Freundes 251
Auf die eheliche Verbindung des Baumeiſters J. J. C. A... mit W. F... am 13. Juni 1809 252
Grenadierlied 253
Musquetierlied 254
Zum Geburtstag eines Kindes 255
Neujahrswunſch des Wochenblattträgers 1812 256
Neujahrswunſch des Wochenblattträgers 1815 257
An einen Freund zu Hauſen bei Ueberſendung der alemanniſchen Gedichte 258
Epigramme 259
1. Rude donandus. 2. Undank. 3. Herzensanliegen. 4. Am Grabe eines Kapuziners. 5. Am Grabe eines Chirurgus. 6. Krankenbeſuch. 7. Xenien.
Lateiniſche Uebertragung von Kirchenliedern . . . 261
1. Wie groß iſt des Allmächtigen ꝛc. 263
2. Erblaßt in Todesbanden ꝛc. 264
3. Sei mir o Tag des Herrn gegrüßt ꝛc. 266
4. Jeſus wird einſt wiederkommen ꝛc. 267
5. Halte dich nicht länger, fließe ꝛc. 269
6. Gott ſei mit Dir! Amen, Amen! 271
Räthſel, Charaden und Logogryphen 273
Auflöſung derſelben 306
Worterklärungen zu dem Texte der alemanniſchen Gedichte . 309

Johann Peter

Hebel's Werke.

Zweite Ausgabe in drei Bänden.

Zweiter Band.

Mit Hebel's Vaterhaus in Hausen.

Karlsruhe.
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1853.

Karlsruhe. — Druck der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchdruckerei.

Erzählungen

des

rheinländiſchen Hausfreundes.

Erſte Abtheilung.

1803 — 1813.

1803 — 1807. *)

Nützliche Lehren.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anderes. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich sein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth seid, und rathet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deßwegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, und euer Lebenlang keine Waizenernte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pfleget, wie sich's gebühret, so steigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherlei

*) Aus dem Badischen Landkalender.

taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die gesunde Aehre schwankt in der Luft, und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Fruchtbalme gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdrießen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Samen, schöne Tugenden in das weiche, zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

3.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliziren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit bestehet nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthiger Weise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreißig Jahren 10,950 Groschen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplizirt sich in einem Jahr zu 730 Stunden, und in dreißig Jahren zu 21,900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Leben. Das ist noch mehr als 547 fl., wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10,800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte Jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benützt, besser und vollkommener zu werden, und sein eigenes Wohl und das

Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf; aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet." Das muß zweimal wahr sein. Für's Erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn fragen ist leichter als antworten, wie fordern oft leichter ist, als geben, rufen leichter als kommen. Für's Andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen, und den verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort." Von dem Doktor Luther verlangte einst Jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwald sei der liebe Gott gesessen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten."

6.

„Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden." Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war, und der Hahn auf dem Kirchthurm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

7.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Frisch gewagt, ist auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deßwegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benützung der günstigsten Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren.“

8.

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold,“ und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu, und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

9.

Es sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein Paar dazu setzen: Selber Achtung

geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprichwort heißt so: Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt Mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen, denn er ist mit Ketten der Finsterniß an die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

11.

Einmal ist Keinmal. Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer Einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob, ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen! Und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal, und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

12.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

13.

Verständige, ja gelehrte Landwirthe machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaues oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas Neues in andern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so theilt er ihnen seine Entdeckung mit, und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die Meisten sagen alsdann: Wir wollen bei der Weise unserer Väter bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch. Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Väter und Voreltern haben lange und Vielerlei versucht, und guten Rath nicht verachtet. Manches ist mißlungen, Manches ist wohl

geratben und beſſer worden, und ſo können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unſern Ackerbau und Wohlſtand verbeſſern, wenn wir nur Wort halten, und dem Beiſpiel unſerer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen ſoll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von ſich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es ſahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob und, ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche ſteckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei ſich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenſtreich, und wurde deßwegen nicht nur ſeines Vermögens verluſtig, ſondern er mußte auch, nach dortiger Sitte, zur Schau und Schande rückwärts auf einen Eſel geſetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthſelhaften Stein in der Taſche ſtand mit den Zuſchauern eben auch da, und erkannte ſeinen Beleidiger. Jetzt fuhr er ſchnell mit der Hand in die Taſche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn ſchon in die Höhe, um ihn wieder nach ſeinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geiſte gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und ging mit einem bewegten Geſichte davon.

Daraus kann man lernen: Erſtens ſoll man im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menſchen ſein; denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir ſchaden.“ Zweitens, man ſoll ſeinem Feind keinen Stein in der Taſche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den ſeinen auf die Erde fallen ließ und davon ging,

sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind ausüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich, jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“

2.

Ein Anderer meinte: es sei schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein Anderer erwiederte: das sei schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht Alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein Anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zankſüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sei. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreißen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; sie sehen's und hören's nicht anders, und folgen dem Beispiel. So wird es auf die natürlichsten und

sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe, und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Kapitalien an." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein Anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die

Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht Alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein Paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf in's Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?" fragte er den Jungen bei seiner Zurückkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft", erwiderte dieser kalt und hösberzig, „wenn ich Euch, Vater! auch einmal in das Spital schicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe!

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüs, für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiderte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich Alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche, und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld." Der Wirth sagte: Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her; es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber

das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk,“ erwiderte der Wirth, „und hättet wohl etwas Anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu; nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so.“ Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und Einer dem Andern jeglichen Tort und Schimpf gern anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bei euerm Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt, und kein Anderer.“

So waren im Grunde Beide hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von Beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich mit einander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre Mancher wohl leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte Vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen, warf er das Fleisch, welches er eben

auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit Allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hof speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten.“ — Dießmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Daß nicht Alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Thaler in dem Tuch eingenäht, ich finde aber nur siebenhundert Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure hundert Thaler Belohnung schon

herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön, aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Undank schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß achthundert Thaler eingenäht gewesen seien, der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung des Andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der Eine von euch achthundert Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du duldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Zwei Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwartet spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das Nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorüberging, um einen Kreuzer an, und

als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dieß liest, wird denken, das zu lernen sei keinen Heller, noch viel weniger einen Kreuzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid!“ schrie jetzt der Junge, „schon so alt und noch so unverständig! Hab' ich Euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlagt Ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sei wohl sechs Kreuzer werth gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Orte zu thun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß gewesen sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. „Wo geht Ihr hin so eilig?“ sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht.“ — „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet; Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.“ Das mag sein,“ fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht.“ Das verdroß den Stadtrichter sehr. Viel-

leicht kam er auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu lassen. Das half Alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Thurm gehen werde, — und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe?“ — „Nein,“ sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht.“ Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

Der schlaue Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen ging, hundert Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deßwegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre,“ sagte hierauf der Husar, „so wäre uns Beiden zu helfen; aber wenn du nichts hast, ich hab' nichts, so müssen wir den Gang zum heiligen Alfonsus doch machen. Was er uns beute bescheert, wollen wir brüderlich theilen.“ Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige

Alfonsus habe ihn noch in keiner Noth stecken lassen, daß dieser selbst anfing Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt," sagte er seinem Begleiter in's Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken." Er zog auch wirklich zum Erstaunen des Andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und theilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweitemal wie zuerst. Nur kam der Kriegsmann dießmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken." Der Bauer wurde todesblaß, als er dieß hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alfonsus haben, und nachsehen; Alfonsus habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Der Zahnarzt.

Zwei Tagediebe, die schon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da geriethen sie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor eini-

gen Haustüren Brod zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen roth gefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei dem Betrug mithelfen). Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stück in ein Päcklein. Nun ging der Eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und machte seine Markt-Affären aus. Indessen kam der andere Tagedieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund," sprach er, „Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?" und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Travalgar," fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behülflich sein, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt," fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien von euerm Leiden zu befreien." „Das wolle Gott," erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen rothen Päcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten, ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vor-

stellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sei jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweis von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und that, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Rambaftes in die Hand drücke. — Der Streich war schlau angelegt, und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für vierundzwanzig Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammenkamen, über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl sein von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für vierundzwanzig Kreuzer bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrod-Kügelein wurden natürlicher Weise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für vierundzwanzig Kreuzer aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Versprechungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum ersten Mal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer: und Mancher, der dieß liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen." — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, lauft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle am rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Mancherlei Regen.

Der beste Regen, meint der Adjunkt, sei doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt, und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldatenhüte regnen?

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die vom stehenden Regenwasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie klein geriebener Schwefel aussieht. Nun meinen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter von schwefelichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann ein, es sei mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein für's Erste wohnen wir Gottlob nicht in Sodom und Gomorra, für das Andere kann manchmal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas Anderes, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel; auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blüthenstaub von den Bäumen.

In den Tulpen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an einer weißen Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blüthenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse gibt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dieß ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obstjahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel solcher blühender Bäume beisammen stehen, da schwemmt auch der Regen viel solchen Blüthenstaub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder

auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdünstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meistens heftig sind, wird Niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Aepfel, Nüsse, Eicheln ꝛc. von den schwersten Aesten der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

Blutregen.

Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viele rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches als etwas Natürliches glaubt, so faßt man's kurz, und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht Alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht Alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Dießmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebte, brütete im Frühjahr die Sonnenwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupenhülle ab, und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Ding nicht an, was es sein und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut, und es kommt etwas mit kleinen, zusammengeschrumpften Flügeln um einen dicken, unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib geben sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herab fallen; alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der

liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gespinnst überzogen sind, in welchem viele tausend solcher Eier verborgen sein können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beisammen sind, da geben sie auch viele Tropfen von sich, ehe sie davon fliegen. Hundert in einem Garten können schon sechs- bis achthundert Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blutregen.

Froschregen.

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird doch Niemand gesehen haben, daß es Frösche aus der Luft herab regnet. Die Sache verhält sich ganz kurz so. Im Sommer, bei anhaltend trockener Hitze, zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie Niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquicken sich in dem nassen, kühlen Gras. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist, und auf einmal so viele Fröschlein sieht, wo doch vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche herkommen; und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigen Dinge gelten, als man sich die Mühe gibt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

Steinregen.

Allein mit dem Steinregen verhält es sich anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herab gefallen sind. Die älteste Nachricht,

welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren hat es, so viel man weiß, achtunddreißigmal Steine geregnet. Z. B. im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim ein Stein, der 260 Pfund schwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahr 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, d. h. doch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle, im Orne-Departement in Frankreich, ein Steinregen von 2000 bis 3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntag den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oesterreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filialleute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltendes Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreis von vier Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfes, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem

Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen, glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht $2\frac{1}{2}$ Centner. Alles dauerte sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag Alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

Hutregen.

Am Unbegreiflichsten ist es, daß es einmal soll Soldatenhüte geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große, schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen Hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte, was geschehen war, brachte zum Beweis davon so viele Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exercirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hin-

über, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

Ueber die Verbreitung der Pflanzen.

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansät und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verrathet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil Alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirth wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede tragt's, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahr zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie fünfhundert Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten und Zweigen nur fünfhundert Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß

dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht Jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang, vom 1. Jenner bis zum 31. December, alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Körner und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöst, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen; und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Körner, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit aus einander; die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen aus einander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere geben in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn

die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus, und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen, dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grund geht, Etliches auf dem trockenen Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Körner gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist, und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen in's Wasser, oder sie werden durch den Wind und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis in's Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und keimen sich alsdann in einer landfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Same dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte

und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum Ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein, und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum Andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sonnenhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühen und Sorgen!

Die Processionsraupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein ander Mal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichwäl-

dern hält sich eine Art von graufarbigen, haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten, und in ganzen großen Zügen dicht an einander und auf einander von einem Baum auf den andern wandern, deßwegen nennt man sie Processionsraupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichstämmen hinauf ziehen; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehen eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel, zwischen sich ein. Oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben. Daß solche ganze Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu errathen; doch ist das nicht das Schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu naive kommt, sie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt oder drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurige Beispiele an Leuten erlebt, denen solches widerfahren ist. Sie bekamen bald starke Geschwulst, heftige und schmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Raupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugniß erfahrener Aerzte könnte daraus noch größeres Unheil entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvorkäme. Aber wie das zugeben mag. Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen, stechenden Haare geben, und drücken und schießen sie gleichsam wie Pfeile ihrem Feind in die zarte Haut des Körpers. Dieß ist das Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Thieren zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haarraupen thun es auch. Aber bei den Processionsraupen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine, unsichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine, reizende Pfeil stecken, und viele kleine Ursachen zusammen thun eine große Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit

diesen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einen Baum hinaufzuklettern, soll man aufschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ohne ihn zuerst zu besichtigen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, Schaden zu verbüten, als wieder gut zu machen.

Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen. Z. B. die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern *acht*. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen *viele hundert* Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßem Auge sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus. Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl *sechstausend* nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe

erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag Alles gut sein, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie auf's Brod streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nehmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdig? ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter

auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich Jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur Viele das Nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantala genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt

sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Die Schlangen.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange außer Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstoßen können. Diese Zähne sind hohl und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung, hinter jedem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie in's Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift außer demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, so lange sie leben, in den Mund schauen, und wer wird's thun? Lieber gebt man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und helfen uns also vor der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen, als tödten, wär es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob sie gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Füße nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach und doch fehlt ihnen Nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandtheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute oder retten ihr verfolgtes

Leben! Mit welcher leichten Biegsamkeit wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Lauf überall im Wege liegen! Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und über einander gelegt, daß sie bei jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich über einander schieben und doch den zarten Körper bedecken, und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren. Wer hat sie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefaßten Flecken und citronengelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsschmuck getragen oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

Aber wenn wir nur erst die Gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber rund ist, so ist sie's nicht. Ferner, wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch gibt er diese Kennzeichen selber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber vertheidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beispiel, die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von ein bis zwei Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist, nach den verschiedenen Häutungen, oben grau olivenbraun oder schwärzlich, unten hellgrau, auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte im Zickzack, dann Streifen, und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun sind.

Die Kupferschlange, auch Kreuzotter, hat einen platten, eirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von sechs, acht bis

zwölf Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rostfarbig, bald stärker, bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzirkel)(. Ueber den Rücken hinab lauft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weißen Querbinden, auf welchen wieder schwärzliche Punkte stehen, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deßwegen auch die schwarze Otter genannt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhafte, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Er ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen oder sich auf Segensprechen und Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrenen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen.

Unterdessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es sein kann, erweitern, mit Salzwasser auswaschen. Man empfiehlt auch, ein Loch in die Erde zu graben und das verwundete Glied hineinzustecken. Jäger haben schon Schießpulver auf die Wunde gestreut und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam sein. Man hat Beispiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne noch am abgeschnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden sind. Aber verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich gesund und unverletzt ist, denn es schadet nur, wenn es unmittelbar in's Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Thiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an allen unsern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, ist auch sonst nichts Furchtbares, und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache, zu glauben, daß sie lange wachsen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlange bewiese also nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Thieren, besonders aus fremden Ländern, erzählen, z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika gibt mit mehreren beweglichen Gelenken am Schweif einen zischenden oder rauschenden Laut von sich, ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbeigelockt, und liefern sich selber zur Beute, und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so keck, daß sie sich irgendwo im Gebüsche verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es gibt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Ostindien ꝛc. Die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von vierzig Fuß, auch darüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich. Sie umwindet ihn und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwei. Sie schlingen Thiere ganz hinab, die dicker als sie selbst sind, weil der Körper nachgibt und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehülflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine große Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getödtet, ihr den Bauch aufgeschnitten und sein Kind lebendig und unversehrt herausgezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äußerst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu sein.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehen sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Messer hinauf, geht auf den Ast hervor, läßt sich an dem Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopf, streift sie ab,

und gleitet alsdann sachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerspeiende Unthiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur so viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidexen gibt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und dem Hals, oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopf zwei bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deßwegen die gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die dieß sehen, halten's für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeißen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht und gefressen.

So begegnet wohl auch manchem Menschen gerade dasjenige selber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugedacht hat.

Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden

Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quacken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Natur-Beobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden."

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat."

Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr alle, und eure besten Scheermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut." Denn alle vierfüßigen oder Säugethiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwei scharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und

fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne, und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut." Denn, was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Gukuks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

Der Mensch in Kälte und Hitze.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und Mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will, oder im kalten Jenner sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es gibt Gegenden, wo der Winter den

größten Theil des ganzen Jahrs Herr und Meister ist, und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen zehn Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief auftaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum gibt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis im Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich sein muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüssen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch Manches anders sein, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei, und die andern verschmachten oder erfrieren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges, unscheinbares Gesträuch und Gestrüppe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unsern hohen, kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall daheim, liebt in den heißesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich sein. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als

er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach: „Seid fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan."

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jenisseisk in Sibirien trat einst im Jenner 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und Alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Krasnoiarsk, ebenfalls in Sibirien, wurde im Jahre 1772 den 7. December die Kälte so heftig, daß eine Schaale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nordamerika an der Hudsonsbay. Da fror ihnen, selbst in den geheizten Stuben, der Branntewein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüssig erhalten. In den langen, dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschennatur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, z. B. in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. In Breitlingen, das ist eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schwefelichte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen, und eine so erstaunliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung des Feuers nackt arbeiten, und alle Stunden innehalten und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel auf's Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünstigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen ist, lassen nur so viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie zehn Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eier in zehn Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er acht Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte, künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heißer Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszustehen. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.

Verschiedene Rechnungs-Exempel.

Erstes Rechnungs-Exempel.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Müßiggang durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem bösen Geiste gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm, alles baare Geld, das er im Hause habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke

gebe, und verlange nichts dafür, als daß er ein Vierundzwanzigkreuzerstück davon in's Wasser werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, seinetwegen so oft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, sucht alles baare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe, und dießmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu sein, denn er hält Wort, und der andere natürlicherweise auch.

Wie oft und lang mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, so lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in Allem. Denn als er zum drittenmal mit seiner verdoppelten Baarschaft zurückkehrte, und das drittemal den ausbedungenen Brückenzoll in's Wasser warf, so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke ging, als Thränen um seine letzte verlorne Baarschaft. — Wer rechnen kann, wird's bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß Alles natürlich zuging. Und Mancher, den die Erfahrung auch schon klug gemacht hat, wird denken: Accurat so geht's! Die Auflösung wird bald nachfolgen.

Auflösung des ersten Rechnungs-Exempels und ein zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Baarschaft des betrogenen Mannes anfänglich gewesen sein, den wir vorhin dreimal über die Brücke gehen ließen? Jedesmal verdoppelte sich sein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem bösen Feind ein Vierundzwanzigkreuzerstück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 kr. war seine Baarschaft, mit welcher er anfing. Denn als sie sich das erstemal verdoppelte, hatte er 42 kr., und 24 davon, bleiben 18 kr. Das zweitemal 36 kr., und 24 davon, bleiben 12 kr. Das drittemal 24 kr., und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum letztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erfordern.

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine

Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Giern, die sie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohlverstanden! es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite, diese kauft vom Reste wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Rest die Hälfte und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt ist die Frage: wie groß war ihr Vorrath von Anfang? —

Auflösung des zweiten Rechnungs-Exempels.

Das Räthsel von den Giern wird schon lange errathen sein. Man muß nämlich auf eine Zahl denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzug der gekauften Eier allemal eine ungerade Zahl zum Rest zurückläßt. Und das ist hier die Zahl Einunddreißig. Denn die Hälfte davon ist fünfzehn und ein halbes, und noch ein halbes Ei dazu sind sechszehn. So viel Eier kauft die erste Nachbarin, und folglich bleiben fünfzehn im Rest. Die Hälfte davon sind sieben und ein halbes, und noch ein halbes dazu, sind acht. So viel kauft die zweite, und so bleiben noch sieben. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu, sind vier, und es bleiben drei, und die Hälfte von drei mit einem halben mehr ist zwei, und so bleiben alle Eier ganz, und die Händlerin behält eins im Rest.

Drittes Rechnungs-Exempel.

Zwei Schäfer begegnen sich mit Schafen auf der Straße. Hans sagt zu Fritz: „Gib mir eins von deinen Schafen! alsdann hab ich noch einmal so viel als du;" Fritz sagt zu Hans: „Nein, gib du mir eins von deinen! alsdann hab ich eben so viel als du."

Nun ist zu errathen, wie viel ein Jeder hatte.

Diese Aufgabe ist klein und leicht. Folgendes ist auch nicht schwer, aber artig. Nur muß man richtig rechnen und nicht irre werden, was leicht möglich ist.

Viertes Rechnungs-Exempel.

Ein Mann hatte sieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 fl. Da gingen ihn die jüngeren Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit sie in der Theilung nach

seinem Absterben mehr bekommen sollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eins von seinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn sie fleißig und gut gesinnet seien, nach seinem Tode helfen, wie er den ältern bei seinen Lebzeiten geholfen habe. Weil sie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, so machte er folgende Verordnung:

Der älteste Sohn soll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben, und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite soll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem übrigen wieder den achten Theil.

Der dritte soll 300 fl. vor dem nachfolgenden voraus empfangen, und auch wieder den achten Theil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 fl. mehr, als der erste, und dann von dem übrigen ein Achtel erhalten, und der Letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille vollzogen, und es ist nun auszurechnen, wie viel ein Jeder bekommen habe.

Auflösung des dritten und vierten Rechnungs-Exempels.

Ich werde wohl zu spät kommen, und Alle, welche sich um das erste Rechnungs-Exempel bekümmerten, werden's heraus haben, daß Hans sieben Schafe hatte, Fritz aber hatte fünf. Wenn nun der Letztere dem Ersten eins von seinen gab, so hatte Fritz noch vier, Hans aber hatte acht, folglich noch einmal so viel. Gibt aber der Erste dem Letzten eins, so behält Hans noch sechs und Fritz bekommt sechs. Und also lautet die Aufgabe.

So ein Schaf hin und her zu geben, wenn man selber nur fünf oder sieben Stücke hat, ist nun freilich keine Kleinigkeit. Sonst aber und wo es angeht, ist es immer besser, gute Freunde halten's mit einander so, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünstig, und wo einmal Uebermuth und Mißgunst sich einnisten, da hat es mit der guten Freundschaft bald ein Ende. Das muß

der verständige Vater wohl überlegt haben, der im zweiten Exempel sein Vermögen unter seine sieben Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabei begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern so vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewiesen, wie viel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig spazieren gehen und frische Luft schöpfen!

Guter Rath.

Was ich jetzt sagen will, wird Manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen; aber es ist nicht lächerlich, und Mancher, der es liest, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig gesehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht, und will Niemand besonders meinen. Es gibt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Jünglinge im Ganzen recht gesund und stark aussehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohlproportionirt und tadellos, bis unter die Knie. Da kommt's auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Füßen hinab, und man meint, die armen Beine müssen zusammenbrechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: Manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu sein, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deßwegen zieht ihr den starken ledernen Riemen, mit welchem ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an, und setzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich herausheben und etwas gleichsehen soll, und eben daher kommt's.

Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deßwegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immer mehr in unzählig viele kleine Aederlein

vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Aederlein, die wieder zusammengehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, so lange der Mensch lebt, und auf diesem Wege gibt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bei einer wohleingerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus diesen vertheilt es sich immer mehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Rausen, und endlich findet es jeden Grasbalm auf einer Wiese, Klee- und Habermark, Liebfrauen-Mantelein und was darauf wächst, und gibt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht, und was kann davor sein? So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feinen und größern Adern werden zusammengepreßt, es kann nicht so viel Blut ab- und aufsteigen, als nötig ist; die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke, und es setzt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fester an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur das Uebel ärger, wie es immer geht, wenn man nur auf den Schein sieht, und zur Abhilfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wissen verlangt, und mit dem nächsten besten sich begnügt.

Mein guter Rath wäre also der: Ihr sollt's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geschmeidigen Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der

alten Weise bleiben will, so ziehe man wenigstens die Riemen nicht fester an, als nöthig ist, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft anwenden, und mehr thun, als nöthig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern frühe darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg schon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Dieß ist mein guter Rath, und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müssens auch wissen. Aber folgen muß man alsdann. Denn, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.

1808.

Warme Winter.

Der warme Winter von dem Jahre 1806 auf das Jahr 1807 hat viel Verwunderung erregt und den armen Leuten wohl gethan; und Der und Jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenschuhen herumspringt, wird in sechzig Jahren einmal als alter Mann auf der Ofenbank sitzen, und seinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal gewesen sei, wie sie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwischen Weihnacht und Neujahr Erdbeeren gegessen und Veielein gebrochen habe. Solche Zeiten sind selten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken seit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge.

Im Jahr 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Jungfrauen um Weihnacht und am Dreikönigtag Kränze von Veilchen, Kornblumen und andern trugen.

Im Jahre 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im März die Bäume schon verblüheten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen und der Weinstock blühte. Im

Mai gab es schon ziemliche Trauben-Beerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen.

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wenn's nur mit Ehren geschehen ist; denn die Wärme war so außerordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blühten.

Im ersten Monate des Jahres 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel.

Im Jahre 1585 stand am Ostertag das Korn in den Aehren.

Im Jahre 1617 und 1659 waren schon im Jenner die Lerchen und die Trosteln lustig.

Im Jahre 1722 hörte man im Jenner schon wieder auf, die Stuben einzuheizen.

Der letzte ungewöhnlich warme Winter war im Jahre 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannistag Eiszapfen daran hängen.

Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Acker hinein und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab untertags, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig Acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe, als seines Nachbars Gerstensaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn, oder that's mit ein paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur desto schlimmer, und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in

wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und Mancher thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Manne etwas anderes zu Statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend zur nächsten Kirchhofthüre wieder hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Orte verspätete, und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrieenen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Fäuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen. Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange, weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Todtenstille war ringsumher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille ging er seines Weges, zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verrathet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich selber: ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht auf's Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sei. Er fing daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen, wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierrathen im Gesicht herum ging, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelbans ebenso sein Recht und seinen Meister finden möchte.

Der vorsichtige Träumer.

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Wiflisbach im Kanton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er in's Bett gehen wollte und ganz bis auf's Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändeln an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut Ihr das?" Darauf erwiderte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte."

Große Schneeballen.

Wenn in sehr hohen und gäben Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine Handvoll Schnee los wird, und anfängt, den Berg herab zu rollen, so wird der Ballen natürlicher Weise immer größer, aber bis er in ein Thal herabkommt, wird er endlich so groß, daß er Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele hundert Centner Schnee schießen von oben herab ihr nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lawine, und es wäre an einer einzigen genug. Aber Dienstags am 11. Februar des Jahres 1807, Abends um 7 Uhr, stürzten bei dem Orte Stuben am Arlberg vier solcher Lawinen von vier verschiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen sein. Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von achtzehn Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spinnten und haspelten, sind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn sind todt hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen gestorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei gingen 10 Pferde, 36 Stück Rindvieh, 20 Geisen, 11 Schafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft sich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12,977 Gulden. In wenigen Minuten war Alles richtig.

Da ist's doch besser, in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwischen den kleinen Bergen, wenn schon auch nicht Alles ist, wie man's wünscht, und kommt manchmal etwas Ungerades, bald von oben herab, bald von den Seiten, rechts oder links.

Mißverstand.

Im 90ger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-Soldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der

deutschen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: Halber vieri.

Die Eidexen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidexen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euern stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken, Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu."

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder in's Feld und in's Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt, und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidexe stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über auf dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher, und

bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgeben, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf- und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus in's Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber auf's Leben geht.

Es gibt auch zweierlei Gideren im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig, und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waaren auf dem festen Lande verboten sind, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen, schwarz und gelb gefleckten, warzigen und schmutzig-feuchten Gidere, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es *ihn*, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch moderigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Gideren fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodill ist nichts Anderes, als eine zwanzig bis fünfzig Fuß lange Eidere. Davor muß Jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen fünfzig scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nil-Fluß in Egypten, und geht an's Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt hundert häutige Eier, so groß wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Ratze gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht, und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eideren gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen, und feuerspeiend durch die Lüfte schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Bei Allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eideren von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hilfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eideren von Insekten. Andere Basilisken und Drachen gibt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man

denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.

Unglück der Stadt Leiden.

(Geschrieben im Jahr 1808.)

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jenner des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesen Tagen 11,000 Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete fein: „Das walt Gott," der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand, — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten Langeweile, und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem kläglichen Zustand wieder

auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrenvollen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön, — denn der Krieg soll nie in's Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Fliegende Fische.

Im Meere gibt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel als Maisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seien. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandt-

niß. Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hilfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber *erstlich* das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. Sobald sie trocknet, fällt der Fisch in's Wasser zurück. *Zweitens*, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anders entrinnen, und darin ist er klüger, als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lang man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht eben zum Fenster hinaus springen, wenn die Thüre offen steht.

Solche fliegende Fische geben nun den Schifffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lang diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer in's Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen, als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Proceß und Streit mit einander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beide des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen fichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit einem Zug. Ja gewiß, Mauschel Abraham, sagte er, es soll einen Siebzehner gelten, ich haue Dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar, und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: Au weih, ich hab's gewonnen!

An diesen Juden soll Jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Proceßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich hab's gewonnen!

Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt Du auch, Mauschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir Zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.“

Eine sonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rock, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur

den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, Alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaushelfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und doch eben so lange stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs Alles wieder so komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja", sagte endlich einer zur Wirthin, die mit einer Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen." Und Einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen seien, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sei ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin Alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin", sagte Einer, „es steht dießmal um unsere Batzen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche sammt der neuen bezahlen." Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubenthür und bat, die Herren möchten nur so gut sein, und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldig geblieben seien, weil doch Alles schon einmal so gewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der

Vorgesetzte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es sei aller Ehren werth, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben.“ Dieß Letzte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bei Batzen seien, ihnen Alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dieß ist geschehen im Jahr 1805 am 17. April im Wirthshause zu Segringen.

Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus, und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab, und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen Beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: Was ist das für ein Unverstand, Zwei Kerle auf einem schwachen Thier. Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch Beide hinabjagen? Da stiegen Beide ab und gingen selb dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: Ihr seid drei curiose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn Zwei zu Fuße gehen? Geht's nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyer's Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey Anna Fritze, die im krystallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen, und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Kappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang", sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht!" Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke am Himmel, der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen,

sondern lauter Baßgeigen; so waren sie jetzt doch recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten," sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas Anderes zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosenduft unter einander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirnen lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? welcher Mann über die Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst *an der Nase angewachsen wäre*," sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas Anderes zu denken, — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hieng zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig, aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau! Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und

so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Der preußische Krieg im Jahr 1806 und 1807.

Weil ich hoffe, dem Leser des rheinischen Hausfreundes das nächste Mal viel Erfreuliches vom Frieden zu sagen, so müssen wir dießmal auch etwas vom leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geschlossen, und ein wohlgezogener Kalender soll sein ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollen's kurz machen und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch so.

In der ganzen Welt ist jetzt, so viel wir wissen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man zwölf machen könnte.

Auf der einen Seite stehen die Preußen, die Russen und, so viel man jetzt noch weiß, die Schweden. England ist auch auf dieser Seite, und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite stehen die Franzosen, die Teutschen vom rheinischen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türk. Alle diese Mächte und Staaten von beiden Seiten haben jetzt Truppen im Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und Orten her lauft's gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptsache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorigen Kriegen auch,

und helfen, in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, Europa ist im Kriege begriffen. Nur Oesterreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Pabst nicht. Die andern alle.

Dagegen halten mit die Perser in Asien, weit hinter Jerusalem, ferner ein paar afrikanische Mächte, und der Kaiser von Marokko und Fez, berwärts dem Mohrenland. Diese halten es mit den Franzosen und dem rheinischen Bund ꝛc.

Den Anfang dazu machte Preußen. Schon seit geraumer Zeit machten zwar beide Theile, Franzosen und Preußen, solche Bewegungen, die nicht auf Frieden deuteten. Aber am 1. Oktober 1806 erging von Preußen an den Kaiser Napoleon ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derselbe solle sogleich alle seine Truppen aus Deutschland heraus und über den Rhein nach Frankreich führen. Das verstand der französische Kaiser unrecht. In der nämlichen Zeit, in welcher seine Truppen nach der preußischen Meinung sollten daheim sein, standen sie, und noch viele dazu, an der preußischen Grenze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. Am 14. Oktober war die Schlacht bei Jena. Durch diese Schlacht und ihre Folgen ging die preußische Armee bis auf einen kleinen Ueberrest zu Grunde. Was nicht im Treffen selbst getödtet, verwundet oder gefangen wurde, oder unsoldatisch aus einander ging, ward versprengt, wußte nicht wo aus noch an, und wurde nach längern oder kürzern Märschen eingeholt, und mit oder ohne Widerstand gefangen. Die starke Festung Magdeburg und andere feste Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein großer Theil der preußischen Monarchie stand ihm offen, und wurde von ihm besetzt. Am 24. Oktober zog Napoleon in die preußische Haupt- und Residenzstadt Berlin ein.

Zum Andenken seines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der König Friedrich einst kommandirt und seinen Ruhm erfochten hatte, in Empfang, und schickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäischen Mächten anerkannte Ruhm der preußischen Waffen ist für jetzt dahin. Kein Mensch schlägt mehr auf seine Brust, wirft den Kopf in die Höh', und sagt: Ich bin ein Preuße!

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine so zahlreiche, ehemals so tapfere und seit langen Zeiten berühmte

Kriegsmacht an den Grenzen ihres eigenen Landes, unter den Augen ihres edeln Königs, von einem fremden, weit hergekommenen Heer schon am fünften Tag nach dem Ausbruch des Krieges so geschlagen werden, aus einander laufen und sich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preußen waren nicht mehr die alten. Sie verließen sich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber sie hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenschaften. Es fehlte an zweckmäßigen Anstalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Soldaten hatten schon drei Tage lang kein Brod, und der Hunger ist zwar nach dem alten Sprichwort ein guter Koch, aber ein gar schlechter Zeltkamerad, Mitstreiter und Bundesgenosse. Doch es mußte Alles zum Unglück helfen. Kaiser Napoleon bot dem König noch den Tag vor der Schlacht den Frieden an. Der Brief wurde dem König erst nach der Schlacht übergeben, als es zu spät war.

Der ganze Krieg schien fünf Tage nach dem Ausbruche geendigt zu sein, und es ist jammerschade, daß es nicht dabei blieb. Erstlich weil viel gutes liebes Menschenblut und Leben wäre geschont worden. Zweitens, weil man wohl einen siebenjährigen Krieg hat und einen dreißigjährigen, aber noch keinen fünftägigen.

Allein eine russische Armee war den Preußen zu Hilfe auf dem Anmarsch. Der unglückliche König zog sich mit dem Rest seiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiser Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege stehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und so spielt sich der Krieg aus Deutschland nach Polen. Auch hier wurde noch, bis Jahreszeit und Witterung Stillstand geboten, viel Blut vergossen bei Pultusk, bei Ostrolenka und bei Eylau.

Unterdessen und während der Waffenruhe des Winters und Frühjahrs wurde in preußisch Schlesien eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerstand leistete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und Festung Danzig. Französische, Badische und Polnische Truppen setzten ihr zu. Den 24. Mai hat sie kapitulirt. Noch stehen die Schweden herwärts dem Kriegstheater in Stralsund. Doch schlossen sie nach einer mißlungenen Unternehmung einen Waffenstillstand mit dem Feind. So stand die Sache, und so lauteten die Nachrichten bis zum 5. Juni 1807, als der Hofbuchdrucker Sprinzing sagte, jetzt sei es Zeit, den Kalender zu drucken.

Mögen alle in diesen Krieg verwickelten Mächte dem schwedischen Beispiel folgen, und dann bald zu einem langen gedeihlichen Frieden sich die Hände bieten!

Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwei Männer saßen im benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthsbaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und sah ihn und den Iltis Niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der Andere Zwist im Wirthsbaus, und im Unwillen und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: du schlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden sein, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keinen Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheißen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann!" Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist Niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um und sagte: „Es thut mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte, wie es gemeint war, wollte er noch einmal an-

fangen, und hielt sich für jetzt ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden sein.

Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen. Ein Anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Der Anfang ist dazu gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was der große Kaiser Napoleon wegen der Judenschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahre 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin und Warschau und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiserthums. Da war nun Jedermann in großem

Wunder, was da werden sollte, und der Eine sagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiser wolle die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sei die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen gingen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Allein die Abgeordneten sagten, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und sie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Darum formirte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unsrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern — Sanhedrin, das wird verdolmetscht eine Versammlung, und wurde vor alten, alten Zeiten also genannt der hohe Rath zu Jerusalem, so bestand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten eines ganzen Volks, und wie diese das Gesetz erklärten, so war es recht, und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rath setzten die Abgeordneten der Judenschaft wieder ein und sagten, es sei 1500 Jahre kein großer Sanhedrin gewesen, als dieser unter dem Schutz des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dieß ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin aussprach zu Paris im Jahre 5567 nach Erschaffung der Welt, im Monat Adar desselbigen Jahres, am 22sten Tag des Monats:

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sei denn, daß die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sei nach dem bürgerlichen Gesetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Bestätigung einer Ehe aussprechen, es sei denn, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christentochter heirathen, und ein Christ eine jüdische Tochter, solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seien Brüder, weil sie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Moses, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt, das Land, worin ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat und den Schutz der Gesetze genießt, sei sein Vaterland, und befiehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen ꝛc.

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Ceremonien frei, die damit nicht vereinbar sind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein Israelitischer Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins neh-

men. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinsbar.

9) Das nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publicirt worden den 2. März 1807, und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi de Sinzheim von Straßburg und andern hohen Rathsherren.

Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber fünfzehn Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von siebenhundert Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — rechnet selber aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr drinn bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die

ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen, als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo ein braves Wirthshaus an der Straße liegen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasserstüpplein von Kieselsteinen um Gotteswillen, Geld habe er keines. Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten Euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deßwegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheeren wollt, um Gotteswillen, so könnt ich's freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „Aber frommer Pilgram, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich Kraft geben!“ so antwortete er: Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, um Gotteswillen, so wär's freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden,“ so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides, um Gotteswillen? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: Vergelts Euch Gott. Gebt mir jetzt Brod, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch, oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho.“

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bairischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmanne einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eines von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von Jemand auszusuchen, so erfordert Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist! (so sprach er mit sichtbarer Unruhe) warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier, oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das sein? sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todtblassen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmannes eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nambafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß

hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen. Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses Willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand hundert, sage hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. — Das wollen wir beides gut heißen, und wünschen, daß Jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneschwyl im Schweizer-Canton Aargau, kann jedem seines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hilfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem sechszehnten Jahr

einem sogenannten Viehdoktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles, was sein Meister wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntniß hatte von der innern Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustand und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen, wie er fortgegangen, und hätt' sich mit Andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Humbel eben so aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klösterli zu Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit seinem Verdienste etwas besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden.

Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in die Schulanstalt des Herrn Snell, und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahre 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von Statten ging, und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, in's Ausland zu geben, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hilfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneschwyl mußte 8 Mann stellen. Die jungen Bursche müssen spielen; den guten Jakob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß und der Weg ist offen; wär' mit seiner kleinen Baarschaft zum Teufel gegangen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinem unsäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jetzt habe ich bohe Zeit, sonst ist's Matthä am letzten. Mit diesen Gedanken nahm er den Rest seiner Baarschaft in die Tasche, einen Stecken in die Hand, und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erb[illegible]ckte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du v[illegible] Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeldlich ertheilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe,

ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen, als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen, als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik, zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hilfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Aargau geprüft, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hilfe und probire es noch!

Zahlreiche Mordthaten.

Die Stadt Neapel ist die Hauptstadt des Königreichs Neapel, und der Theil des Landes, worin dieselbe steht, heißt Terra

di Lavoro. Obgleich diese Stadt noch nicht die größte in der Welt ist, so hat sie doch gegen viermalhunderttausend Einwohner, von welchen der zehnte Theil ohne Dach und Fach, ohne eigenen Stuhl oder Tisch, Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein auf den Straßen lebt und schlaft. In dieser Stadt und der umliegenden Landschaft Terra di Lavoro wurden vor hundert Jahren jährlich ungefähr 70 Mordthaten begangen, im ganzen Königreich aber 230. So schrecklich dieses ist, so ist es noch nicht das höchste. Nein, das Uebel stieg von Jahr zu Jahr so fürchterlich, daß sich im Jahre 1780 die Zahl aller Mordthaten im ganzen Königreiche schon auf 1200 belief. Im Jahre 1805 aber wurden in der Stadt allein 1522 Mordthaten und andere Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit verübt. Man sollte meinen, ein solcher Ort könne nur im wilden, blinden Heidenthume liegen; aber er liegt in einer der schönsten Gegenden von Europa, und hat 71 Kirchen. Im Jahre 1806 aber, seitdem das Reich eine andere Regierung hat, hat sich die Summe solcher Verbrechen in der Hauptstadt doch schon wieder bis auf 617 vermindert. So etwas muß man lesen oder hören, damit man doch einsehen lernt, wie viel der Schutz einer guten Obrigkeit und weise Gesetze, Ruhe und Ordnung in einem Lande werth sind.

Franz Ignaz Narocki.

Man erfährt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zusammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beispiel ein Polack, Namens Franz Ignaz Narocki, im Jahre 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach hundert Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen und ihm ein sorgenfreies Alter verschaffen werde; und doch ist's geschehen in den ersten Wochen des Jahres 1807. Er ist geboren im Jahre 1690 (Tausend sechsbundert und neunzig), und lebt noch, und ich will glauben, daß er in seiner Jugend sich nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hat in seinem hundert und siebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste that, als Gefangener von den Russen nach Asien geführt

wurde und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Manne hat es in 117 Jahren manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darin liegt. In seinem 70sten Jahre, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erstenmal geheiratbet und vier Kinder gezeugt. Im 86sten Jahre nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preußen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Geschenk von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimath kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Bittschreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein schönes Geschenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleonsd'or ist eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unseres Geldes.

Auf der Abbildung sieht man:

1) den alten Narocki an seinem Stab. Er sieht noch recht gut aus für sein Alter.

2) Seinen einzigen Sohn, der ihn mit kindlicher Liebe begleitet.

3) Den Kaiser Napoleon, der ihn freundlich ansieht und ihm das Schreiben abnimmt, nebst einem General und einem Adjutanten.

4) Einige Polacken und Soldaten, die den alten Mann neugierig betrachten. Mancher von ihnen, der selber schon einen engen Athem hat, und mehr Leid erfahren, als ihm lieb ist, der denkt: So alt möchte ich nicht werden. Ein junges Blut daneben denkt so: Das möchte ich auch in hundert Jahren (Anno 1907) meinen Enkeln noch erzählen können. Aber der Klügste zwischen beiden sagt:

„Froher Muth, gutes Blut!
Leb', so lang es Gott gefällt,
Fromm und redlich in der Welt."

Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als sich Niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hat's lassen drauf ankommen, ob Jemand in der Stube ist, bat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen. Sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr fünf Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann Euch ja nichts geben. Ich selbst lebe von anderer Menschen Milde, und bin jetzt krank." Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: „Eben deßwegen." Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brod darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau," sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen Unteroffiziers, Namens Laroque, bei dem preußischen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.

Mißverstand.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anders sah ein Wegweiser an der Württembergischen Grenze die Sache an.

Er sollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches so viel heißt, als Ja, und Bougre, welches ein Schimpfname ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder nebenher gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch: ob er auch verstünde, was sie miteinander redeten? Er hätte herzhaft sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen, und antwortetete: Oui Bougre (Ja, Ketzer!). Mit einem ellenlangen französischen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei sausen. „Wie", sagte er, „Du willst einen französischen Soldaten schimpfen?" Oui Bougre, war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sei, und fragten ihm alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher sein. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter Oui Bougre ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermuthung, er sei verrückt (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiderte den Abschied des Einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber so bald wieder nach Haus kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sei zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Zirnhauser Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeschickt

hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodlose Kunst.

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen fünftausend Stück auf ein Pfund geben, facit: eine Million, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrik selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von acht bis zehn Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sei, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinern Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife oder, wie man's sonst nennt, Schlupf oder Letsch.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken, und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten, und ihr Brod mit Ehren verdienen und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brodlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab.

Denn als der Linsenschütz unter andern nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Pabst zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben, und immer größere Fortschritte darin machen könne.

Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen, wie in dem Schicksal zweier Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zuging, die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiffe die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich sein, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fing Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder in's Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und *das war ein Glück*. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten, feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und *das war kein Glück*. Unterdessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die

Feuerbrände flogen, und paff! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte in's Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hinein gezogen, und waren noch lebendig, und *das war ein großes Glück*. Allein für diese wieder erhaltene Freiheit und für das zum zweiten Mal gerettete Leben mußten die guten Leute doch ein theures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen, und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und *das war wieder ein großes Unglück*. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in diesem Zustand noch einige Jahre. Endlich starb doch Einer nach dem Andern, und das war nach Allem, was vorher gegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenem Munde gehört hat.

Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld.

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Theil der bundsgenossischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Theil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihrem Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Orte Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke sich zu einer

großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der Reiche, dem man es es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen Leute und die armen auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Cassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Muthes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte in's Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied.“ So sprach der Kommandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus zu Ehren der badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war Niemand lieber als ihm, daß die Sache

also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe wie Einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von Euch, setzte er hinzu, erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist, und der heutige Auftritt. Dieß soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Krieg mitbringen will. Dieß ist geschehen im Februar des Jahres 1807; und so etwas ist des Lesens zweimal werth.

Pieve.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenhändler, die im Land herum ihre Waaren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen, feil tragen. Aber für Manchen kommen sie wie die Storken in's Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Kanton Tessino, in welsch Tirol, und dieses Pieve dient zum Beweisthum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdrossene und sparsame Väter eben so brave Söhne und Enkel folgen. Und deßwegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behalfen sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung, Remondini in Bassano, sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs nur schlechte, alsdann immer bessere Kupferstiche und Holzen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tirol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es ging schon besser. Sie hatten an den gemalten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln

selber mehr Freude, als an den plumpen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Fundament verstanden, und mit eigenem Geld treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Straßburg, Amsterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau und Berlin. In allen diesen und noch mehreren Städten sind sie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele Andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen diesen Handel, und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten von Statten gingen, war zur Zeit des Sommers, außer Kindern und alten Greisen, keine männliche Person daheim, aber alle kamen mit wohlerworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieser lebhafte Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn das Geschäft, und bringt seine Jahre daheim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.

Das sind nun die Bilderhändler von Pieve. Der rheinländische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Der preußische Krieg.

(Nachtrag. Später geschrieben.)

Jetzt wird Jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann, als nur Brod essen, und daß er

nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch, was geschehen will. Denn was er am 5. Juni 1807 vom preußischen Krieg geschrieben hat, ist jetzt Alles schon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herren werden es kurz machen, also ist's geschehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geschah zwischen den Franzosen und Russen am 14. Juni bei Friedland. Nicht weniger als 60,000 Mann von der russischen Armee gingen nach den französischen Berichten innerhalb zehn Tagen verloren. Diese Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichste im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigste. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenstillstand alle Feindseligkeiten eingestellt. Und jetzt sah man ganz andere Dinge als vorher. Die drei kriegführenden Monarchen zogen jetzt aus dem Feld friedlich zusammen in die Stadt Tilsit, und lebten mit einander als die besten Freunde, speisten bei einander zu Mittag, und ritten mit einander spazieren. Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jetzt als gute Nachbarn nicht weit von einander in einer Gasse, und jetzt ist am ganzen vorigen Artikel, daß ein so erschrecklicher Krieg in der Welt sei, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7. und 9. Julius zwischen Frankreich, Rußland und Preußen der Friede geschlossen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheinländischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, besonders aber am Rheinstrom, mit lauter Aepfelküchlein geschossen wird, und viele hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rüben zusammengebauen und alle Tage Kriegsgefangene, nämlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür.

1809.

Vorrede des rheinländischen Hausfreunds.

Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr.

Eigentlich aber ist nicht viel daran zu wünschen, denn es kommt wieder, wie allemal, von selbst den 31. Dezember 1808, Nachts um 12 Uhr, wenn lose Vögel neben dem Durlacher Hofwirthshaus zu Karlsruhe Petarden legen, und fast sehr laut sind, die nicht wissen, daß das neue Jahr kommt wie ein Geist, der nicht gern will beschrieen sein, wenn er soll viel Gutes bringen. Andere Leute aber schlafen im Schutze Gottes, und merken nicht viel davon, wenn die zwei großen Schildwachen sich ablösen in der Mitternacht, und geben einander Parole, die Niemand versteht. Dagegen streckt der rheinländische Hausfreund seinen Lesern in's neue Jahr hinein, das selber kommt, die Hand entgegen, und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit, und sagt, daß er dieß Jahr seinen Lesern einen Tag abbrechen muß, nämlich den 29. Februar, weil sonst der Zeug für diesen Monat nicht zureicht, oder aber die Tage zu kurz ausfallen könnten, wenn 29 wollten daraus gemacht werden. Dagegen verspricht er, künftig keine fernern Subtractions-Exempel mehr an der Zeit zu statuiren, sondern alle Jahre 365 Tage ungeschmälert zu liefern, und richtig einzuhalten, bis bessere Zeiten kommen, die wieder einen Schalttag ertragen können, und will von Jahr zu Jahr auf allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernst, auch schöne Figuren, ferner bedacht sein, unter einander, wie es in der Welt auch zugeht. Einer lacht, der Andere weint. Heute Regen, morgen Sonnenschein; und unaufhörlich läutet hie und da die Glocke, dem Einen zur Hochzeit, dem Andern in's Grab. Und so will der rheinländische Hausfreund thun aus Erkenntlichkeit, weil er gesehen und große Freude gehabt, daß sein Kalender schon zum ersten Mal und fast an allen Orten ist fleißig gelesen worden, und hat hie und da Einer gesagt: „Der meint's nicht schlimm mit uns," und hat in einer Erzählung etwas wie ein kleines Goldkörnlein ge-

funden und nicht verschmäht. Denn der rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirthshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbather-Weg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist. Zum Exempel, er hat's wohl mit angehört und ist dabei gestanden, im letzten Herbst, als die Schwäbin, so ohne Beine auf einem Rößlein in der Welt herum reitet, herwärts der Schorenbruck, zwischen Basel und Haltingen an der Straße saß, und prophezeite einer braven Markgräflerin, die von Basel kam und bei ihr stand, viel dummes Zeug, was der Komet bedeute. Die Frau hörte zwar aufmerksam zu, was die Hexe sagte, wird aber hoffentlich nichts geglaubt haben. Denn selbiger Wandelstern mit seinem silbernen Haar hatte nichts mehr zu bedeuten, sondern sollte in Berlin und Polen das große Kriegsunglück und die blutigen Schlachten ankündigen, — kam aber zu spät, wie manchmal ein Feuerreiter, wenn das Häuslein schon verbrannt ist. Denn der Kaiser Napoleon ist so schnell in seinen Unternehmungen, und macht so kurzen Prozeß, daß selbst ein Komet nicht geschwind genug zur Sache thun kann, wenn er noch zu rechter Zeit will da sein, und ist dem Hausfreund auch so gangen, hat den preußischen Krieg auch erst angekündet, als er schon vorbei war. Doch wäre dieß noch zu verschmerzen, wenn er nur nicht beklagen müßte, daß es mit dem andern Krieg, nämlich wo mit Aepfelküchlein geschossen und kriegsgefangene Kronenthaler eingebracht werden, noch nicht recht hat wollen in Gang kommen. Doch wird's mit Gottes Hilfe und unserm eigenen Fleiß etwa besser werden von Jahr zu Jahr, und hat schon dießmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachsen ist Anno Eintausend Achthundert und Sieben, und ein schön Stück Geld daraus gelöst worden. Der rheinländische Hausfreund weiß auch davon zu sagen, und hat je ein Schöpplein gekauft, oder etwas zu Konstanz im Adler, zu Waldshut im Rebstock, zu Lörrach im goldenen Ochsen (hat nichts gekostet), zu Schopfheim im Pflug, zu Utzenfeld in der Mühle, zu Freiburg im Schwerdt, zu Offenburg in der Fortuna, zu Kehl im Lamm, zu Ulm bei Lichtenau im Adler, zu Rastatt im Kreuz, zu Durmersheim beim Herrn Schlick. In dieser Landschaft ist der Vorfahrer des Hausfreunds so zu sagen

vogelfrei gewesen, und der Rastatter hinkende Bot hat allein das Privilegium gehabt, den Leuten die Wahrheit zu erzählen, der arme Teufel auf seinem hölzernen Bein. Jetzt sind der Hausfreund und er recht gute Freunde, und halten friedliche Nachbarschaft, hängen in mancher Stube neben einander am nämlichen Nagel, und so sie sich auf der Straße begegnen, oder in einer Herberge, reden sie mit einander. Aber den Reutlinger, wenn er ihnen zwischen Licht auf einem Feldweg begegnet, grüßen sie nicht sehr, sondern sagen: „Bleib du in deinem Land, wenn man nicht nach dir schickt, und komm nicht selber, sonst druckt man dir einen Stempel auf das Brusttuch, so 12 Kreuzer kostet.“ — So weit geht der Vorbericht, — und nun setzt der rheinländische Hausfreund die Betrachtungen über das Weltgebäude fort, so man aber auch ordentlich lesen muß, wenn man wissen will, was drin steht. Denn der Nürnberger Trichter ist schon vor dem siebenjährigen Krieg zerbrochen.

Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen

und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan,“ und schnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann Euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Gy, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraus gewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich Einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Haba, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat! kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen, ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, ver-

hüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Erküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?" Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverstan! rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter Anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was

noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und Manches davon zur Beute gemacht; doch nicht Alles. Ein großer Vorrath von königlichem Baubolz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzelnder Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baumstämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der Kommandant gab schlechten Dank für die Verrätherei, und sagte: „Laßt Ihr die schönen Baumstämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen. Denn wenn Euer König wieder in's Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie Ihr einer seid."

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenn's fehlen sollte.

Der kann Deutsch.

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viele Deutschgeborene, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirth, der seinen Einquartierten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz und Leiden, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Es ging so zu: Der Sundgauer parlirte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas Anderes, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätt's ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in der Noth in seines Nachbars Haus, der sein Gevatter war, und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter sagte: Er wird aus der Dauphine sein, ich will schon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt! War's vorher arg, so war's jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu

befriedigen wußte, so daß er endlich im Unwillen sagte: Das ist ja der vermaledeiteste Spitzbube, mit dem mich der Boletenschreiber noch heimgesucht hat. Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfranzosen eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt Euch nimmer Angst sein, der kann Deutsch."

Große Feuersbrunst.

Aus Italien wird berichtet: Am 5. April 1808 zündet ein Bauer aus dem Dorfe Bevra, nahe bei dem Dorfe an einer Berghalde, das Gesträuch an, damit hernach das Vieh besser weiden könne. Solches ist da und dort schon oft geschehen und hat gut gethan. Aber dießmal wehete ein starker Wind; das Feuer griff schnell und unwiderstehlich um sich. Immer höher prasselte die Flamme, immer heftiger wehete der Wind, und in wenigen Stunden brannten in der ganzen Landschaft, in einer Strecke von mehreren Stunden, alle Gesträuche, alle Wälder, alle fruchtbare Obstbäume, alle Ställe, alle Wohnungen. Das Flammenspiel an allen Enden und Orten, die entsetzlichen Rauchwolken, das Noth- und Jammergeschrei der unglücklichen Menschen war entsetzlich, und so weit man laufen und hören konnte, läuteten die Sturmglocken. Zwar eilten die Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft und aus weiten Gegenden her zur Hilfe. Aber der immer heftigere Wind und der große Umfang der Feuersbrunst machten alle Mühe und Anstrengung lange zunichte. Erst am 10. vermochte man das Feuer zu löschen. Da sah erst alles recht jammervoll aus. Die ganze Gegend war eine schauerliche Verwüstung. Wo vorher fröhliche Heerden weideten, sah man jetzt halbverbrannte Leichname. Wo noch vor wenig Tagen muntere Hirten sangen, und der emsige Landmann mit Hoffnung seine Arbeit verrichtete, standen jetzt die Unglücklichen trostlos und händeringend auf der Brandstätte ihrer Wohnungen und ihres Eigenthums.

Wie muß es da dem unverständigen Manne zu Muth gewesen sein, der durch seine Unvorsicht solches Unglück über sich selbst, seine Mitbürger und Landsleute gebracht hat.

Der Fremdling in Memel.

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren mit einem Schiff aus Westindien an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen auf Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging ganz treuherzig auf sie zu, meinte, es seien zwei Kaufleute oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig, allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sei. „Ich bin der König von Preußen," sagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Dieß ist seine Majestät der russische Kaiser," da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn zum Besten haben wollten, und sagte: „Wenn Ihr Herren mit einem ehrlichen Mann Euern Spaß haben wollt, so sucht Euch einen andern, als ich bin. Bin ich deßwegen aus Westindien gekommen, daß ich Euer Narr sei?" — Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sei. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget Ihr sein," sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das seltsame Recept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: Was wollt Ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen, und hab' ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Recept an die Stubenthüre geschrieben, und nun soll der Herr Bachin *) so gut sein, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Einfältiger Mensch in Mayland.

Ein einfältiger Mensch in Mayland wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?" so sagte er: Mein zweistöckiges Haus in der Capuzinergasse. Wenn Ihr Lust dazu habt — hier ist ein Muster.

Der Nämliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so zornig werden, daß ich sie alle todt schlüge."

---

*) Name des Apothekers.

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthsbaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderlich aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?" Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht in's Gesicht schneidet, so zahle ich Euch vier Kronenthaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so steck ich Euch todt. Ihr wäret nicht der erste." Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht verirt wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nämliche. Wie der Gesell das Nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Ich wag's. Geratbet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweibe kaufen und einen Schnepper. Geratbet's nicht, so weiß ich was ich thue!" und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder, im Falle eines Schnittes, um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und gibt dem Jungen die vier Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger

Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet, und ich hätt' Euch in's Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon gesprungen." Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich todt, wenn du mich schneidest."

Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner, braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seien schon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwidert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es gehört, wird mich schon hineinlassen und ein leeres Bett für mich haben." Der Wirth sagt: „Manch schönes Bett mit seidenen Umhängen steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern, und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es Euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben, und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein." Darüber lächelte der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich will's probiren. Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben; und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespensterbesuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, so

er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschiehbt. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein Paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beschauete die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm sich rührte, und die Glocke zwölf schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen, schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopheles. Willkomm in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopheles mit fürchterlichen Grimassen und hochgehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottesnamen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm eine Pistole entgegen, und sprach: „Halt, oder ich schieß!“ Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopheles hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langsam um, und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus und in's Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht sein, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang auf einmal verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht

anders, als wäre er in den Boden geschlupft. Als aber der Herr noch ein Paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglast entgegenkam, und er glaubte selber, jetzt geh' es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu in einem unterirdischen Gewölb, aber sechs curiose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopheles war auch dabei. Allerlei wunderbares Geräth lag umher, und zwei Tische lagen gehauft voll funkelnder Rößleinsthaler, einer schöner als der ander. Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgenen Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten, und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrieen treiben konnten, fingen sie den Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so vergälstert, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben, und er hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten und sagten: „Es wird das Beste sein, wenn wir ihn umbringen und darnach verlochen." Aber einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist und wie er heißt und wo er sich verschreibt." Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sei und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jetzt steht die Sache letz *). Denn wenn er gemangelt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er in's Schloß gegangen ist, und er ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet." Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon

*) „letz" so viel als: „unrecht", oder hier: „schlimm".

an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geißeln knallten und der Kuhhirt bürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirthung und ging mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabakspfeife und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?" Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deßwegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er daher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein Paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demantsteinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabaksblase und ein Briefstein darin. In dem Briefstein stand: „Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Eure Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem ihr wollt." Deßwegen hat's der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storchen zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer ausgibt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbei, der einen ſtattlichen Schmeerbauch hatte, alſo daß er auf beiden Seiten faſt über den Sattel herunterhängte. Der Wirth ſteht auf der Staffel und ruft ihm nach: „Nachbar, warum habt Ihr denn den Zwerchſack vor Euch auf das Roß gebunden, und nicht hinten?“ Dem rief der Reitende zurück: Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spitzbuben. Der Wirth ſagte nichts mehr.

Drei Wünſche.

Dießmal iſt aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Roſenduft und Morgenroth, ſondern nach Klingelberger und Kalbfleiſch in einer ſauern Brühe. Drei luſtige Kameraden ſaßen beiſammen zu Kehl im Lamm, und als ſie das Sauereſſen verzehrt hatten und noch eine Flaſche Klingelberger miteinander tranken, ſprachen ſie von allerlei und fingen zuletzt an zu wünſchen. Endlich wurden ſie der Rede eins, es ſollte Jeder noch einen kernhaften Wunſch thun, und wer den größten Wunſch hervorbringe, der ſolle frei ausgeben an der Zeche.

Da ſprach der Erſte: So wünſch ich dann, daß ich alle Feſtungsgräben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malterſäcke nähen, und wenn ich dann jeden Malterſack voll doppelter Dublonen hätte, ſo wollte ich zufrieden ſein.

Der Zweite ſagte: So wollt' ich denn, daß das ganze Straßburger Münſter bis unter die Krone des Thurmes hinauf voll Wechſelbriefe vom feinſten Poſtpapier läge, ſo viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechſelbrief ſo viel Geld verſchrieben, als in allen deinen Malterſäcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte ſagte: So wollt' ich denn, daß Ihr beide hättet,

was Ihr wünscht, und daß Euch alsdann beide in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär Euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

Der Husar in Neisse.

Als vor achtzehn Jahren die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel war, und viel Geldeswerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter lauft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und flehet um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neisse in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neisse ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartirt bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, machte leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt und seufzte, als wenn ihm

ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß Jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren seinen Eltern in der Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben, und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sei voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrack die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neisse lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Manne in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gebe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in

Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott." Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu Leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Was in einer großen Stadt drauf geht.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber sind in einem Jahr, vom 1. November 1806 bis dahin 1807 geschlachtet und verspeist worden: 66,795 Ochsen, 2133 Kühe, 75,092 Kälber, 47,000 Schaafe, 120,000 Lämmer, 71,800 Schweine.

Viel Fleisch kostet viel Brod. Daher wurden verbraucht: 487,000 Zentner Weißmehl, 408,000 Zentner gemein Mehl.

Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk. Also ist getrunken worden 522,400 Maas Wein, 674,000 Maas Bier.

Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube. Sind verbrannt worden 281,000 Klafter Holz und 156,000 Meß Steinkohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da Einer hungrig in's Bett gegangen und an manchem Fenster Eiszäpflein gehangen sein.

Und an manchem vollen Tisch ist Einer gesessen, und hat

nicht essen mögen vor Betrübniß; und in manchen Becher voll köstlichen Ungarweins ist auch eine Thräne gefallen.

Ein Wort gibt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ei, Hanns, wo führt dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause und was gibt's Neues? — Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor zehn Tagen euer schöner Rabe krepirt ist, den Euch vor einem Jahr der Waidgesell geschenkt hat.

O das arme Thier, erwiderte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde verreckten, eins nach dem andern. Ich habs gleich gesagt.

Wie! Meines Vaters vier schöne Mohrenschimmel sind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie ging das zu?

Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht auf's Feuer acht gegeben an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche und ist bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Fünklein ist bald verzettelt.

Unglückselige Botschaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie geht's meiner Schwester?

Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.

Sonst gibt's just nicht viel Neues, setzte er hinzu.

Moses Mendelson.

Moses Mendelson war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelson gab unter andern von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch Schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf wie Ihr seid, einem Manne um's Brod dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheidter, als er am ganzen Körper, so groß er ist?“ Einem Andern hätt' das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelson ließ das Dintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnt' ich nicht brauchen.“

Ein Kriegsschiff.

Man kann sich nicht vorstellen, was zu einem großen Kriegsschiff gehört. Zu einem englischen Schiff, das 100 Kanonen führt, gehören 1000 starke Eichen, also, daß man sagen kann, ein ganzer Wald; ferner 200,000 Pfund Eisen. Zu den Segeln sind erforderlich 6500 Ellen Tuch; das Tauwerk oder die Seile haben ein Gewicht von 164,000 Pfund, und wenn sie mit Theer überzogen sind, wie es sein muß, so wägen sie 200,000 Pfund. Das ganze Schiff hat ein Gewicht von 5 Millionen Pfund oder 50,000 Zentnern, ohne die Mannschaft

und Lebensmittel, ohne das Pulver und Blei, und schwimmt doch so leicht und sicher auf dem Wasser dahin, und geht, wohin der Mensch es haben will.

Wenn ein einziger Mensch ein solch Kriegsschiff bauen müßte, und verstände alle Handwerke, die dazu gehören, so hätte er daran zu arbeiten 480 Jahre. Wenn er angefangen hätte im Jahre 1333, als noch keine Türken in Europa waren, und man fast noch 200 Jahre lang nichts vom Doktor Luther wußte, und hätte seitdem Tag für Tag daran gearbeitet, und lebte noch, so wäre er noch nicht fertig. Wenn also 480 Menschen daran arbeiten, so werden sie fertig in einem Jahr. Daraus kann man sehen, was es für ein entsetzlicher Verlust sein muß, wenn in einer Seeschlacht acht, ja zwölf solcher Schiffe in die Gewalt des Feindes kommen oder untergehen, wenn sie auch etwas kleiner sind. Wenn aber auch solch einem Schiff kein weiteres Unglück begegnet, so dauert es höchstens doch nur 50 Jahre.

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts Seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen rothen Heller."

Theure Eier.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren,

drei gesottene Eier geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seien? Der Wirth lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können.“ Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Ueberforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbei fahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht.“ Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht Alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopulirt war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielt's auch mit, und der war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitirten nur bei Nacht in den Hühnerställen, und wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich unter einander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal, im Wald, sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Neste sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die Andern: „Wer ist im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten

drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann," sagt jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!" Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach und, während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden Andern sagten: „Der Frieder ist der Meister." Der rothe Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit Euch kann ich's nicht zugleich thun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht, und der Letze *) kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für Euch, aber für mich." Also ging er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei Andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet und wollten ein wenig Acht geben, wo es liegt. Es hieng in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser." In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum in's Haus, bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Manns Stimme an und sagt: Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? — Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halber im Schlaf, — und ging, holte das Schwein, und trug es unbeschrieen fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder in's Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau," rief er, „jetzt haben's die Galgenstricke doch geholt!" Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den

*) d. i.: der Unrechte.

Dieben nach, und als er den Heiner einholte (es war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieders an, und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müd sein.“ Der Heiner meint, es sei der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald, und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam, und fragte den Bruder: Hast du die Sau, Heiner? Der Heiner sagte: Hast du sie denn nicht, Frieder? Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer mit buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verbauen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht bei Zeiten essen, holen die Schelme doch. — Als er sich aber wieder in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an, und zog's herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweiten Mal und zum dritten Mal; und als die Frau den Dieter weckte: Mann, jetzt wollen wir anrichten, — da war der Kessel leer, und wär ebenfalls kein so großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber Beide schon im Begriff waren, hungrig in's Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, — da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letzte Mal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein weg ging, und zum zweiten Mal im Dorf die Hahnen krähten, und von

weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters sagte: Jetzt ist's einmal Zeit in's Bett, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Thurn und in das Zuchthaus.

Suwarow.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarow, den die Türken und Polacken, die Italiener und Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dieß und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fieng schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“

Klein und Groß.

In Asien in dem Gebirge Taurus, und an andern Orten lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was je zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen

Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei wegen ihnen da, schlupfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, die nicht größer sind als eine Erbse; und werden nicht mit Schroten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Tierlein wie Mücken fängt und aussaugt. Doch das weiß der geneigte Leser schon aus einem der vorigen Jahrgänge dieses Kalenders, denn er ist ein belesener Mann.

Andern Respekt flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tiroler und Schweizer Gebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondur, ein Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß; seine Flugfedern sind vorne fingersdick, also, daß man schön Fraktur damit schreiben könnte; und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß, in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum schauen, und könnte wie ein guter Freund neben einem Reiter auf seinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind fingerslang und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Tieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund, und ein fleißiger Schüler aus der zweiten Klasse soll mir ausrechnen:

Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann, und seine 1000 Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mahomed aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagreisen.

Hohes Alter.

In Schottland gibt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnet einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser: der Vater habe ihm eine Ohrfeige gegeben. Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater am Leben haben und noch unter seiner Zucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen in's Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Manne in's Haus führen, ob es auch so sei, wie er sagte. Ja, es war so. Der Bube war 62 Jahre alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte: es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man so 288 Jahre bei einander in einem Stüblein sehe.

Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Thaten. Da

er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obst-
händlerin daselbst manchen schönen Batzen von ihm zu lösen.
Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld,
so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als
kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte,
war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und als sie das letzte
Mal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben
brachte, „Fraulein", sagte er, „jetzt muß ich fort, und kann
Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein." Aber
die Obstfrau sagte: „O, reisen Sie wegen dessen ruhig ab,
edler junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus
Ihnen einen glücklichen Mann!" Allein auf einer solchen Lauf-
bahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat,
kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt
das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon
wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon
geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler-
Handwerk trieben, und lieferte ein Treffen bei Nazareth, wo
vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon
kehrte mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frank-
reich und Paris zurück, und wird erster Konsul. Napoleon
stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und
Ordnung wieder her und wird französischer Kaiser, und noch
hat die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr
sollt nicht vergessen sein!" Aber ein Wort noch immer so gut,
als baares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne
einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort,
und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die
vorige Zeit gedachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so
kurzer Zeit, und durch so viele Gefahren, unversehrt bis auf den
neuen Kaiserthron geführt hatte, — da blieb er auf der Gasse
plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne wie Einer,
der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der
Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich bau-
fällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr
hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber rein-
liches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin
kniete, und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?" fragte der

Kaiser. — „Ei ja!“ erwiederte die Frau, „die Melonen sind reif“, und holte eine. Während die zwei fremden Herrn die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte: „Kennt Ihr den Kaiser auch, der heute hier sein soll?“ fragte der Eine. „Er ist noch nicht da“, antwortete die Frau, „er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war.“ — „Hat er denn auch Alles ordentlich bezahlt?“ — „Ja freilich, er hat Alles ordentlich bezahlt.“ Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Für's erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht. Denn ich bin's. Für's andere hab' ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Thaler schuldig, oder etwas;“ und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, wie man ihr auf nebenstehender Abbildung wohl ansehen kann, und die Kinder schauen auch einander an und wissen nicht, was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause“, sagte er, „will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

Weltbegebenheiten.

Folgen des Tilsiter Friedens.

In der Welt sieht es curios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß, was Morgen kommt? Der Friede geht

chwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut, dabei Gevatter zu stehen. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei sein, wenn die langen Messer drein hauen und die großen messingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königsthrone schwanken und umfallen.

Rußland ist in dem letzten Frieden zu Tilsit recht gut weggekommen, hat nichts verloren, sondern noch ein ansehnliches Stück von Polen gewonnen, setzte sich in gute Freundschaft mit seinem vorigen Kriegsfeind Napoleon, und fing Krieg an mit seinen vormaligen Bundesgenossen, dem König von England und dem König von Schweden.

Preußen, so zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rühmen. Für's erste hat es müssen hergeben, was sein Bundesgenosse und Mitstreiter, der russische Kaiser, in Polen gewonnen hat; und das große Herzogthum Warschau, hat außerdem verloren das Fürstenthum Baireuth in Deutschland, und alles Land herwärts des Elbstroms in Sachsen und Westphalen; muß viel bezahlen und hat wenig; fragt Niemand: Wo nimmst du's? Armuth und Elend nimmt immer mehr überhand. Der König konnte noch nicht wieder in seine Residenzstadt Berlin und in sein Schloß einziehen, weil die französische Generalität noch ihr Hauptquartier daselbst hat, sondern lebt still und eingezogen in Königsberg, schränkt sich ein, so sehr er kann, um seine armen Unterthanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rath noch Hilfe zu schaffen.

Aber der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis an's Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine liegen, und dieß zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen, und an den dänischen Festungswerken vorbei durch eine Meerenge. Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte Niemand zu lieb und Niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren, wurde

deßwegen von allen Mächten respektirt und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jetzt sei die größte Gefahr vorbei. Als aber der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sei, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und Niemand wußte, wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und Alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir Euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammenschießen." Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattersmann einen Prozeß habe, so müßt Ihr mir bis Ausgangs der Sache eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Rastatt zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich Euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattersmann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezunden! Was gehn mich eure Händel an?" Und so sagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: „Wollt Ihr gutwillig oder nicht?" und die Dänemarker sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Landungstruppen an's Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sei die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes sei unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen, und in seine ungerechten

Forderungen einzuwilligen. Nein!" — Da fing das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen mit zweiundsiebenzig Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch, zwölf Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brand-Raketen. Das war ohngefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit einem kurzen spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stecken, manchmal wo Niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brand-Raketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuser, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander ging. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen sagte: Nein. Da fing das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von Neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte Ja sagen, fing Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchthürme waren eingestürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getödtet, und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth, dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hilfe, und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapitulirt, und der Kronprinz

hat's nicht einmal gelobt. Das Erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg; 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach, und will nichts Geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, sondern denkt, wenn sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve ist unterwegs ertrunken, und hat Frau und Kinder nimmer gesehn. Jetzt halten's die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen und Kaiser Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis sie die Schiffe wieder zurückgegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dieß ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen. Andere aber sagen, es hätte nicht können schlimmer sein, und die Dänen meinen's auch.

Unter allen Bundesgenossen der Engländer ist der König von Schweden allein standhaft geblieben, ob er gleich an dem Betragen derselben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er schon im Krieg Stralsund und Pommern verloren, und Rußland hat ihn unterdessen in seinem Land angegriffen, und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen ist's auf einer andern Seite auch schon losgebrochen, also, daß jetzt Schweden in großer Gefahr und Bedrängniß ist. Aber der König bleibt unbeweglich seinem Grundsatze getreu und sagt: er wolle lieber sterben, als nachgeben.

England selbst sitzt ruhig auf seiner Insel, sieht den Welthändeln auf dem festen Lande zu und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und seinen Schiffen geht Alles aus dem Wege. Deßwegen fangt es der Kaiser Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles baare Geld aus dem festen Lande her-

über fischt, und seine ganze Macht in seinem ungeheuern Reichthum besteht, so versperrt man ihm den Handel. Fast alle Seehäfen des festen Landes sind ihm verschlossen. Alle englischen Waaren sind verboten, wo man sie findet, werden sie weggenommen, deßwegen ist der Zucker und Kaffee so theuer, und wenn das feste Land es aushaltet in die Länge, so muß England noch ersticken in seinem eigenen Fett.

Auch in Deutschland endlich sind durch den preußischen Krieg und durch den Tilsiter Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehemaligen Kurfürstenthum Sachsen wurde ein Königreich, und der König bekam auch noch das Herzogthum Warschau, welches der König von Preußen in Polen verloren hat. Auch aus der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Cassel und den preußischen Landen herwärts des Elbestroms ist ein neues Königreich Westphalen entstanden, und der König ist des Kaisers Napoleons sein Herr Bruder. Fast alle Länder, die zum ehemaligen deutschen Reich gehörten, sind dem rheinischen Bunde beigetreten; und der rheinische Bund reicht jetzt von Lörrach bis an's Meer. Das sind die wichtigsten und nächsten Folgen des Friedens von Tilsit bis zum September 1808.

Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldbügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu (muß lesen Soliö); diese Landschaft bekam im März des Jahres 1807 einen schlimmen Besuch von einem reißenden Thier, wie man noch keines daselbst gesehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen sein. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen, dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conskribirten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben, und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsche über-

nacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte es sei die Katze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Katze sei da. Aber im nämlichen Augenblicke springt das Untier wütbend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer, starker Zähne wütbend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier setzt immer tiefer seine Zähne ein und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm, bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt so stark er kann mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Best fing an, die Augen zu verdreben, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande, die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingebauen. Drauf wurde das Untbier vollends todtgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein Lebenlang dran denken.

Weltbegebenheiten.

(Fortsetzung.)

Portugal.

In dem verwichenen Jahr sind zwei Könige von ihren Thronen herabgestiegen; der König von Portugal und der König von Spanien.

Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fortsetzt, so kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, so kommt man nach Portugal. Portugal aber ist gegen Sonnen-Untergang das letzte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter. Portugal ist ein kleines, aber gesegnetes Land, und der König hatte noch andere reiche Besitzungen über dem Meere, zum Beispiel das große Land Brasilien in Amerika, von wannen das Brasilienholz gebracht wird zu der rothen Dinte. Dieses kleine Königreich Portugal hat keinen andern Nachbar, als das große Königreich Spanien. Wenn es also mit diesem in guter Freundschaft steht, so hat es von dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der schwächere Nachbar traut dem Mächtigen nicht, und wenn Portugal mit Spanien in Unfrieden kam, so hatte es auch nirgends her Hilfe zu erwarten, als vom Meer. Deßwegen hielt Portugal von jeher und bis auf die letzte Zeit gute Freundschaft mit England, erstlich, weil England und Spanien nie die besten Freunde miteinander sind, zweitens weil England das mächtigste Volk ist auf dem Wasser. Da aber der Kaiser Napoleon den großen Plan entworfen hatte, alle Mächte des festen Landes von den Engländern abwendig zu machen, und ihren Schiffen und Waaren alle Seebäfen zu verschließen, und kurz, es sollte kein Mensch mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben, wie wenn sie alle die Raude hätten, so verlangte er, die Portugiesen sollten auch mithalten, und als die Regierung nicht wollte, so schickte er eine Armee, unter dem Befehl des Generals Junot, durch Spanien nach Portugal. Der sollte der Regierung sagen, wie sie sich zu verhalten habe, und die Seebäfen besetzen, und den Spaniern war es so weit recht. Das ist der nämliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bei Naza-

reth im gelobten Land commandirte. Denn ein französischer General kommt heut zu Tage weit in der Welt herum. Da nun England seinen Bundesgenossen in der Noth sah, so kam es ihm mit seinen Schiffen zum Beistand; aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, sondern verließ ihre Residenzstadt Lissabon, ihr bisheriges Land und Europa, und schiffte sich nach Brasilien ein. Also kam der französische General Junot, und nahm dieses Königreich im Namen des Kaisers Napoleon in Besitz und in Verwaltung. Dieß ist das Schicksal von Portugal bis zum September 1808.

Spanien.

Anders ging es in Spanien selber zu. Dieß ist das Land, aus welchem sich unsere spanischen Schaafe her datiren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich sein muß, ist daraus zu erkennen, daß im schlechtesten Boden, wo wegen Massermangel sonst nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eselein das Futter nicht schmecken will, so gibt man ihnen Feigen oder Pomeranzen, freilich nicht die besten. Ein solches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Asturien, das ist der älteste Sohn des Königs, muß in seiner Kindheit einmal neben die Schule gegangen sein, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn schon vor einiger Zeit stiftete er eine Verschwörung gegen seinen Vater und gegen den Freund und Minister seines Vaters, den Friedensfürsten, und wollte sich des Thrones bemächtigen. Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz gestand, nannte die Mitschuldigen und erhielt von seinem Vater Verzeihung. Seit dieser Zeit aber herrschte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr; französische Kriegsvölker, unter den Befehlen des Großherzogs von Berg, rückten in das Land, und der Prinz von Asturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ sich von Leuten, die es weder mit ihm, noch mit seinem Herrn Vater können gut gemeint haben, zum zweitenmale zu einer Verschwörung gegen den König locken.

Dießmal ging die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk schlug sich zu

dem Prinzen. Der Friedensfürst wurde beschuldigt, er sei ein Verräther des Vaterlandes. Er wurde gefangen gesetzt, mußte viel Mißhandlungen ausstehen und stündlich einen gewaltsamen Tod erwarten. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Palast ausgeplündert und alles zerschlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und seine eigene Person zu retten, übergab der König die Krone seinem Sohn, und mußte sagen, daß er sie freiwillig niederlege und wegen seiner Gesundheit sich in ein stilles Leben und in eine wärmere Gegend zurückziehen wolle. Darauf wurde sein Sohn zum König erklärt. Allein so etwas kann keine lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der französische Kaiser machte damals eine Reise in seinem Reiche, und kam bis Bayonne, nahe an der spanischen Grenze. In dieser Stadt sollen vor Zeiten die ersten Bayonnette gemacht worden sein, und daher haben sie ihren Namen. Als aber der alte König hörte, daß Napoleon in der Nähe sei, kam er selber nach Bayonne, begab sich in des Kaisers Schutz, sagte, er sei gezwungen worden und protestire gegen Alles. Da machte sich der Prinz von Asturien auf den nämlichen Weg, und sagte, er sei in der festen Meinung gewesen, sein Herr Vater habe die Krone freiwillig niedergelegt, sonst hätte er sie nicht angenommen, und er gebe sie hiemit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgethan. Denn eine verkehrte That ist geschwinder begangen, als wieder gut gemacht. In Spanien, und besonders in Madrid, gab es unruhige Bewegungen. Ein Theil wollte sich dem alten Könige nimmer unterwerfen, so wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die französischen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Partie machte gegen die andere curiose Gesichter. Auf einmal bricht in Madrid ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2. Mai 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten sich mit mehr als 20,000 Menschen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere französische Militärpersonen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarsch schlagen. Man schießt zuerst mit kleinem Gewehr, dann aus Kanonen unter die wilden Haufen. Sie zerstreuen sich, andere fliehen in die Häuser und schießen aus den Fenstern. Man bricht die Thüren ein und haut zusammen, was mit Gewehr sich blicken läßt. Unterdessen bemächtigen sich die Empörer des Zeughauses und wollen 28

Kanonen und 10,000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein französischer General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß sterben. Mehrere tausend Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in solchen Grndten muß man keine Sicheln tragen. Als sie sahen, die Sache gehe schief, wollten sie wieder fliehen. Allein die Cavallerie paßt auf sie an den Thoren; viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erschossen. Nach dem Bericht kamen in diesem Aufruhr mehrere tausend Spanier um's Leben. Die Franzosen hatten 25 Todte und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bei der königlichen Familie die Betrübniß groß. Der König und der Kronprinz mußten sich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es sei der zerrütteten spanischen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kaiser Napoleon nehme sich ihrer an. Der Kaiser wars zufrieden. Also legten der König und der Prinz die spanische Krone vor Napoleon nieder, entsagten allen ihren Rechten und Ansprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde General-Lieutenant von ganz Spanien, und nach Bayonne hat der Kaiser eine Versammlung von 150 Rittern, Geistlichen und Bürgern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue Einrichtung von Spanien das Nöthige in Richtigkeit zu bringen. In dieser Versammlung wurde nun die neue Verfassung des Königreichs zu Stande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieses Landes erklärt. Dem alten König aber und seiner Familie wurden in Frankreich anständige Paläste und Güter angewiesen, wo sie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So ging es in Spanien zu bis zu Ende des Augusts 1808.

Unglück in Kopenhagen.

Das sollte man nicht glauben, daß eine Granate, die in den unglücklichen Septembertagen 1807 nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im Juli 1808 losgehen werde. Zwei Knaben fanden sie unter der Erde. Einer von ihnen wollte sie mit einem Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen.

Plötzlich gerieth sie in Brand, zersprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg und zerquetschte der Mutter, die mit einem Säugling an der Brust sorglos zusah, den Arm. Dieß lehrt vorsichtig sein mit alten Granaten und Bombenkugeln.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisekameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächstemal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling in der ungeheuer großen Stadt bei stockfinsterer Nacht so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Better stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr's besser finden werdet." Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, das noch besser sein soll, als das Donaueschinger oder Säckinger, so doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knackwurst dazu und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam dem Fremden eine Nothdurft an, und muß hinausgehen. Da war er übler dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der

großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf: Gebt nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt." Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Camisol des Condukteurs statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, so daß er mit der Nase an ein Eck anstieß, und wegen dem bitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schlief ein. Der nachtfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Teufel ist an die Hausthüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und *gepreßt* worden." Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so geben unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder Landsmann, wer seid Ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man *Pressen*; und deßwegen sagte der Condukteur: „Was gilt's, der arme Teufel ist gepreßt worden!" — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt, — ungern, und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und schlief bis in den

Tag. Unterdessen wurde der Condukteur um 8 Uhr auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Camisols, das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Condukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht, — auf seine Schwester, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt." Und wie gesagt, so geschehen, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen kann. Die Missetäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missetäters und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that Niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!" Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlieder aufschlug

und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung; der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Pursche, die nahmen den Gehenkten mir nichts dir nichts ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrieen in des Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an euerm Hals getragen, das für Euch und euere Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen." Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt;" siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Auf der Abbildung kann man sehen: Ziffer 1 den Condukteur, wie er mit geballter Faust auf den Ankömmling losgeht; er sagt zu ihm: „Wo führt Euch der Böse her, Ihr verdammter Nachtläufer? Wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?" Und Ziffer 2 sieht man den jungen Engländer, der die Hand auch nicht im Sack hat, der antwortet: „God dam! Ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends! Wißt Ihr, daß man wegen Euch mich gehenkt hat?"

Ziffer 3 aber sieht man das Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia. Dort kamen sie des andern Tages wieder zusammen, erzählten sich ihre Schicksale und wurden wieder die besten Freunde; und der junge Engländer, der in einem Handlungs-

hause gute Geschäfte machte, ruhete nicht eher, als bis er seinen guten Freund loskaufen und nach London zurückschicken konnte. Er selbst wurde in Amerika ein reicher Kaufmann, und wohnt jetzt in der Stadt Washington in der verlängerten neuen Herrengasse Nro. 46.

Der unschuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat sich auf dem Spessart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalde unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meister. In der Langweile trieben sie allerlei, und ahmten unter einander, wie dieses Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb sein." — „So will ich das Oberamt sein," sagte der Zweite. — „Seid ihr die Hatschiere," sagte er zum Dritten und Vierten, „und du bist der Henker," sprach er zum Fünften. Gut! der Dieb stiehlt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer und setzt sich auf flüchtigen Fuß; der Bestohlene klagt bei Oberamt; die Hatschiere streifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohlen Baum und liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdessen hört man im Walde einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Malefikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverstand und Leichtsinn an einen Aststumpen an einen Baumstamm, also, daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann er's schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörst; ein schwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halber zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erschrecken, meinen, es sei der Teufel, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen in's Dorf und erzählt, was geschehen sei. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulösen, war er erstickt und todt. Dieß ist

eine Warnung. Das Oberamt und die Hatschiere kamen nachher auf drei Wochen in's Zuchthaus und der Henker auf sechs. Daß aber der Eber soll der Teufel gewesen sein, hat sich nicht bestätiget. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forstamt geliefert; der Teufel aber befindet sich noch am Leben.

Der Rekrut.

Zum schwäbischen Kriegskontingent kam im Jahr 1795 ein Rekrut, so ein schöner und wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sei. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wäre ich zwei und zwanzig."

Böser Markt.

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dieß bringen sie zuweg, manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank; man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohlgekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit

einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird schon Jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spazieren gehen im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich keinen Lärm zu machen, es brauche Niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib ist kostbarer, als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger;" und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr," fuhr jetzt der Geselle fort, wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anderst, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt." Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolvirt, Gottlob!" fing der Spitzbube von Neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut mit einander zurecht kommen, wolltet Ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?" Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!" Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibatzen-Krämer gekauft, oder auch schon auf einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm Alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte, und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr,

wolltet Ihr mir für den Rest, denn Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenschmied in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth." Der Herr dachte in der Ueberraschung: „Du dummer Dieb!" und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um, und sprach: „Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich Dich heißen werde, oder ich schieße Dich auf der Stelle todt." Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen." Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los, wie nebenstehende Figur beweist; denn sonst müßte man Rauch sehen. Er ließ den Ladstock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald; und der vornehme Engländer ging schamroth zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an Vieles.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der Eine viel, der Andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt Alles ein Jahr früher als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, Einer und der Andere trank noch eine halbe Maas Ungarwein zum Zuspitzen, ein Anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein Dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit einem silbernen Löffel; da sah der Offizier von ungefähr zu, wie Einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein Anderer hätte gedacht: Was geht's mich an? und

wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Währenddem der Offizier seine Zeche bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen?" Als aber der Offizier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu." Der Wirth sagte: so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patent-Löffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da." Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht," sagte er, „ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sei, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthum, und der Löffeldieb lachte auch, — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war nur noch ein Dreibatzenstück darin; denn das Andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon Mancher auf dem Rhein reich worden." Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht, und versündiget sich dran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schuster-Insel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde Einer nach dem Andern stille, und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder Einer anfing: „Mausche," fing er an, „weißt Du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auf Allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scheeren, und schlug vor, man sollte in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte Jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sei nicht zu errathen, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ißt das zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibätzner nicht

entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?“ Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig?“ Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“

Der Vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?“ Der Jud sagte: „Der Bleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorf und Einer sagte: „Das ist Bamlach.“ Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jud sagte: „Im Hornung, denn er hat nur achtundzwanzig Tage.“

Der Sechste sagte: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte: „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jud sagte: „Die Kleinsten.“

Der Achte fragte: Wie kann Einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn.“

Fragt der Neunte: „Wenn Einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?“ Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also, daß Jeder eins bekommt, und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jud sagte: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es drin liegen lassen, so lange er will.“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst

einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also, daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege?“ Das brachte abermal Keiner heraus, und Einer nach dem Andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd,“ sagte er endlich. Die Andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel!“ — „Nichts für ungut!“ — war die Antwort, — „aß ich gar ein armer Jüd bin.“ — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die Andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurückbezahlt, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer an den Galgen oder heut zu Tag in's Zuchthaus will, wozu braucht er

ein Roß zu ſtehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite; und iſt das Roß einem ungeſchickten Dieb in die Hände gefallen, ſo fiel der Dieb einem ungeſchickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt, und ſtieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, ſo zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er ſich noch ein Rößlein ausſuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuſchauern waren viele zu Pferd und auf den Leiterwägen, und dachten: Man ſieht's beſſer. Als aber das Volk anfing, laut zu murren, und der ungeſchickte Henker wußte ſich nicht zu helfen, ſo warf er ſich endlich in der Angſt an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abſchied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge feſt zuſammengehen und ihm den Athem tödten ſollte. Da brach der Strick entzwei, und fielen Beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn ſie nie wären droben geweſen. Der Miſſethäter lebte noch, und ſein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er ſagte: „Der Malefikant hat nur ein Roß geſtohlen, nicht zwei, ſo hat er auch nur einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateiniſche Buchſtaben und Zahlen geſetzt, wie ſie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler ſah, fuhr ihn ungeberdig an. „Iſt das auch ein Strick geweſen?" ſagte er; „man hätt' Euch ſelber dran henken ſollen." Der Seiler wußte zu antworten. „Es hat mir Niemand geſagt," ſagte der Seiler, „daß er zwei Schelme tragen ſoll. Für einen war er ſtark genug, du oder der Roßdieb."

Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Laſten und Krankheiten auszuſtehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüſſeln und Gläſern, und in den weichen Seſſeln und ſeidenen Bettern, wie jener hautreiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeſſel und rauchte Tabak,

wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal: „Windet's draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, alſo daß man bei ihm nie recht ſagen konnte, wo das Mittageſſen aufhörte und wo das Nachteſſen anfing. Nach dem Nachteſſen legte er ſich in's Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbehelfen war, wie ein Malterſack. Eſſen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank; wenn man aber ihn ſelber hörte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amſterdam ſind, mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, ſondern ſagte: „Fouder wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich ſoll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht geſund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stund weit wegwohnte, der ſei ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er ſich ſehen laſſe. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, ſondern Mäßigkeit und Bewegung, und ſagte: „Wart, dich will ich bald kurirt haben.“ Deßwegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen ſchlimmen Umſtand, doch wird Euch zu helfen ſein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erſte, ſo dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen, ſonſt ſchüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's

Andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!" Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben, und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfekt eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deßwegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl", und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage

gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.

Als der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder wieder aus dem Thurm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: Bruder, wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge. — „Wir wollen ihm einen Streich spielen", sagte der Frieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir es sind." Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Rother Dieter, seid heute Nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen, und ihr sollt es nicht hindern können." Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt ich glauben, sie seien's." In der Nacht schlichen die Schelme durch das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter an's Fenster, also daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah, wie ein Mensch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns heraufwackeln sah, und meinte, der sei es, riß er schnell das Fenster auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut, ich will doch hinunter gehen

und schauen, wie es aussieht." Indem er zur Hausthür hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie im vormjährigen Kalender, des rothen Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau," sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist maustodt, und denk' nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einscharren, sonst geht's zu bösen Häusern." Die Frau erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh." Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer."

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: Aber jetzt, Bruder, wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern d'ran hängen möchte. Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: Ich geb's noch nicht auf.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?" Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt." Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: alle Muselmänner (das heißt, alle Mahommedaner) sind

Brüder. Herr Bruder, sei so gut, und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art, ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere anderen Brüder alle auch kommen, und wollen ihr Erbtheil von mir, so wird's nicht reichen, und du mußt noch herausgeben. Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brod, der Kaiser aber begab sich in die Kirche, und verrichtete sein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird.

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meister soll so gut sein, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: was soll ich ein gutes d'ran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weil's ihm der Schinder umsonst thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult. Der Christoph sagt: Ich weiß nicht. Der Hans Frieder sagt: Ich weiß auch nicht. Der arme Teufel unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen balbirt, wie ich.“

Der Zirkelschmied.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß, wer sich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß fünf Gulden Buße bezahlen, und kommt vierundzwanzig Stunden lang in den Thurm. Deßwegen dachte am Andreastag ein verlumpter Zirkelschmied im Vorstädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bayerischen Thaler rund oder eckig sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, also, daß die Zeche 2 fl. 15 kr. ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmied schon viel war. Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Hast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth", sagte er, „für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lange ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören." Der Wirth, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paarmal im Arme gejuckt. Als aber der Zirkelschmied zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung sein, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie euer Haus eine ist, am theuersten gehalten wird;" da gab ihm der Wirth eine entsetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und sagte, er soll jetzt sogleich seine Zeche bezahlen, oder ich lasse Euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln. Der Zirkelschmied aber lächelte, und sagte: „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirth, und euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nur für die Ohrfeige, die ich von Euch baar erhalten habe, 2 fl. 45 kr. auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen. Es ist besser, wir leben im Frieden mit einander, als in Feindschaft. Hat nicht eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?!" — Zu diesen Worten machte der Lammwirth ein Paar kuriose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der

Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Thurmhüters Hausmann sein. Deßwegen dachte er: 2 fl. 15 kr. hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; ringer*), ich gebe ihm noch 2 fl. 45 kr. d'rauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt kommt mir nimmer in's Haus!"

Drauf, sagt man, habe es der Zirkelschmied in andern Wirthshäusern probirt, und die Ohrfeigen seien noch ein- oder zweimal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel gilt, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seien sie schnell auf fünfzig Prozent heruntergesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution so unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayerische Grenze so viel unentgeldlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unsers mit Andacht gebetet, so weiß ich's nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Briefstein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Briefstein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtschwert mitbringen. Was Ihr zu thun habt, wird man Euch sagen und wohl bezahlen." — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amtes," und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne ging in blutrothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte, aber die Augen müßt Ihr

*) ringer so viel als: eher, lieber, vielmehr.

Euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager, fahr' zu." Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen, wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus, und gab ihm eins zu trinken und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der nebenstehende Abbildung dazu verfertiget hat, sagt, es sei besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Kopf abzubauen. Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis über's Herz, und sagte, das solle man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sei, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne ein Pistol entgegen und sagte: „Entweder, Oder! Wenn Ihr nicht thut, was man Euch heißt, so seht Ihr den Kirchthurm von Landau nimmermehr." Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenn's nicht anders sein kann, sagte er, und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That so gab ihm einer von den Herren einen Geldbeutel, worin zweihundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu,

und führte ihn in die nämliche Kutsche wieder zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß, auszusteigen und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm gesessen waren, eine Stunde herwärts Danzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eiligst wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat Niemand erfahren, wer sie war, und was sie gesündiget hat, und Niemand weiß das Grab.

Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektabeln Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So so, la la, oder par Compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite*). Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele

*) Gütterlein so viel als: Fläschlein; hier Arzneiglas. Verheien so viel als: zerbrechen.

Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste miteinander ein Gespräch führten und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle mit einander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen." Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen, und als er sagte: Ei Hansel, hier hätt' ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „par Compagnie". Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen und nimmer heraus kommen.

Wie man in den Wald schreit, also schreit es heraus.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirthsbaus. Alle Gäste, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz-Aß durch die Finger schob und sagte: zwei und fünfzig und eilf sind drei und sechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was sehet Ihr mich an?" Der Gast sagte: „für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?" Der Fremde sagte: „das dank Euch der Teufel." Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „für was sieht denn der Herr mich an?" Der Fremde sagte: „für einen Flegel." Darauf sagte der Gast: „das danke dem Herrn auch der Teufel. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angesehen haben." Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher sein.

Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein Anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth, und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und sich mit seinen fetten rothen Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um, und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute, „Nun, Thadde," fragte er ihn, „wie viel mag wohl ich werth sein, wie ich da stehe?" Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und so hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gul-

den," sagte er endlich, „weil doch heutzutage alles theurer ist, als sonst." Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich anhabe, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?" Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich hab's etwas höher angeschlagen, sonst hätt' ich nicht so viel herausgebracht."

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorfe an der Donau, herwärts Ulm, lebten mit einander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch und hatte eine Zunge wie ein Schwert; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen ging. Nannte er sie eine Vergeuderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin sagte, so sagte sie hundert und einmal du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fingen sie es wieder miteinander an, als sie in's Bett gingen, und sollen's getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kneipte sie sich mit den Nägeln in den Arm und sagte noch einmal du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit und lief fort, so bald er konnte, und wohin? In's Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch sein, es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rausch gekauft hatte, und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer, an die Stubenthür, und als er nach Haus kam und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin," sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und

Verdruß hat man von dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker," sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Donau." Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart, ich will dir zeigen, du Vergeuderin (du Knicker, sagte sie ihm drauf), ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal: du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Garaus macht, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim, und benkte sich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfosten.

Gutes Wort, böse That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist's noch euer Ernst, Schulmeister, was Ihr gestern den Kindern zergliedert habt: „So dich Jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium." Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andere auch, denn er hatte schon lange einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die Zwei dort miteinander haben." Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte, es steht auch geschrieben: „Mit welcherlei Maaß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig Maaß wird man in euern Schooß geben;" und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte:

„Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Thurm sperren auf sechs Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht, eins um das andere, die Frau soll heimkommen oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten." Als ihm aber die Geduld immer näher zusammenging und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sei so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ich's nimmer aus." Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der schlaue Mann.

Einem Andern, als er das Wirthshaussitzen bis nach Mitternacht anfing, schloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu und ging in's Bett, und wollt er wohl oder übel, so mußte er unter dem Immenstand im Garten über Nacht sein. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er in's Wirthshaus ging, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim

kam, hängt er sie wieder ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist in's Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebessert.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub." Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus und trinken Neuen; und wißt ihr auch, sagt einer, daß der Zundel-Heiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer und jetzt sei er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollstein im Zuchthaus?" Darüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundel-Heiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört; ich möcht' ihn doch auch einmal sehen." Da sagte ein anderer: „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land." Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tageszeit durch den Friedstätter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen." Als das der Heiner hörte, fragte er die Wirthin: Was bin ich schuldig? und geht fort in den Friedstätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Käsperlein eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten

Dorf, wo Ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Friedstätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottirt, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet Ihr nicht so gut sein und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?“ Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: *So herzig wie mein Lisel, ist halt nichts auf der Welt.*“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Geben nicht verdrießen,“ rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr beim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Heiner!“ So etwas muß man selber sehen, wenn man's glauben soll; deßwegen steht's hier neben abgebildet. Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn Niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo Jedermann für sein Geld hineingehen und lustig und bonnett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: „Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in eurem Fingerring, dem wär' ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Abarons?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt sein?" dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch." Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und Einer, der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth sein, was er will." Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt."

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und bonnett für Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und Einer davon ist ein Goldschmied, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr," sagte er, „soll dieses kein ächter Edelstein sein? Kann der König Salomon ein schönern in der Krone getragen haben?" Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neunzig Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist euer Schmuhs." Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe Euch sechs Dublonen," und zählte sie auf den Tisch, funkel

nagelneu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger, und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut," und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." „Meinetwegen," sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist Euer." Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm' ich zu Euch, und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch Niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sankt Blasien im Eieli in der Glashütte." Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! Ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch." Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab' ihn Euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab' ich Euch ihn angeschwätzt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwätzt?" Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch verkauft und gesagt, der Ring ist Euer." Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der Eine weniger, der Andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die zwei hellen, schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller, und sagte dem Mägdlein in's Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen.“ Das war nämlich so gemeint: „Weil du, schöne Fürbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb' ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thät's eine auch.“ Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schöne Augen,“ — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in den eigenen Sack, und sagte mit schmeichelnden Gebehrden: „Schönen herzlichen Dank! Aber seid so gut, und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mädchen freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den Andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.

Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein:

„Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's probiren. „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verbüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht erpreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht

wenig, und sagte zu ihr: „Frau," sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Rachsucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und waren's in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind ging, ererzirten sie mit einander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart Amtmann, ich will dir's eintränken." Ein paar Tage darauf reitet die östreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt Einer zu dem Andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubenei." So zieht der Andere vor den Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen ging, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie Einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit Zittern und mit Beben: „Pardon! ich hab' sie alle in's Wasser geworfen." Der Dragoner sagte: „Was hast du in's Wasser geworfen?" — „Die Briefe." — „Was für Briefe?" — „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oestreicher in's Land

kommen," sagte der Bursche, „muß ich dem Amtmann Boten laufen in's französische Lager. Dießmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmaier." Also holten die Dragoner, mir nichts dir nichts, den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Koth mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die östreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als sie sagte: „Wart Amtmann, ich will dir's gedenken!" Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und Kaiser Dragoner und Erdödi Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte Einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion." Der Kamerad sagte: „Strick ist sein Lohn," und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ist's aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Bedauerniß an und sagte: „Seid Ihr nicht der Nämliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen; und als sie Euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkaut dazu, sammt den Gumbist-Aepfeln." Der Amtmann sagte: „Gott erkennt's, und ich bin so unschuldig, als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben geschrieben hat." Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim in's Hauptquartier, und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue, und was er schon für Drangsalirung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Oestreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er selber habe keinen Rausch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran

dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstande, war geneigter, Ja zu glauben, als Nein. Also ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein paar verfängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deßwegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und Alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehn Hiebe vom Profos, und begleitete freiwillig die Mutter in's Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarschall zu Nacht und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuirt hat. Das Donaueschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Rusel.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Der zwölfte Dezember des vergangenen Winters (1809) brachte für die hohen Bergthäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der 12. Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich her so durch einander, daß im Sturm,

noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstoßt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Täch-lein mit Schnee ausfüllen und Alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, so fahrt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir viel-leicht mit dem Leben davon kommen" — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in die Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei, und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohl getban, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich festhielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging wieder beim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lawinen, daß sie seine Befehle ausrichten."

Anders erging es im Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind." Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturm-wind hinweg geführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmensch-

licher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei — barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben," rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus." Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern, und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen." Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige Kindbetterin, und sie sank, mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere, eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf, und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum

Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berg-Kantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubünden, sind in einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume liegen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört, und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal hunderttausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Das Welschkorn.

Jedermann kennt das sogenannte Welschkorn; am besten hier zu Land kennen's die Gänse, aber nicht Jedermann weiß, wo es herkommt, und wie viel man damit anfangen kann. Ein kräuterkundiger Mann, der Hausfreund hat schon manch Schöpplein mit ihm getrunken und manches Paar Sohlen mit ihm durchgelaufen, der hat's herausgebracht. Das Welschkorn ist nicht hier zu Land daheim, etwa wie der Baldrian, oder der gute Heinrich, oder das Tausendguldenkraut, sondern in Amerika; in der neuen Welt. Eh' Amerika entdeckt wurde, hat man in Europa nicht gewußt, daß es Welschkorn gibt, und die Amerikaner haben nicht gewußt, daß es Dinkel und Roggen gibt.

Bisher hat man das Welschkorn fast blos zur Mastung angebaut und benutzt. Aber das ist ein großer Fehler. Denn Erstlich, so kann man aus dem Welschkorn, wenn man's in's Große anpflanzt, Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nöthig, dem Engländer abzukaufen. Die Pflanze, von welcher

der Zucker kommt, sieht aus wie die Welschkornstaude. Sie hat ein lockeres, saftiges Mark, wie die Welschkornstaude. Aus diesem Mark wird der Saft ausgepreßt und der Zucker daraus gekocht. Das kann man nun mit dem Welschkorn eben so machen, wenn man die gehörigen Fabriken dazu anlegt, und die ersten Kosten nicht scheut. Gibt's auch nicht so viel aus, wie vom Zuckerrohr, so kann der Zucker daraus doch wohlfeiler werden, und das Geld bleibt im Land.

Zweitens, die Körner, wenn man sie nicht an dem Stock hart werden läßt, sondern halb reif abnimmt, geben auch für die Menschen ein sehr gesundes, angenehmes und nahrhaftes Nahrungsmittel, das man durch Kochen auf allerlei Art zubereiten kann.

Drittens, man kann daraus ein gutes Bier brauen, item einen sehr starken Fruchtessig, item einen guten Brantewein, der ebenfalls demjenigen nahe kommt, welcher aus der Zuckerpflanze gebrannt wird.

Viertens, die trockenen dünnen Häute, welche den Welschkornkolben umgeben; diese geben ein sehr feines Postpapier. Item, wenn man sie gehörig verarbeitet, so können sie anstatt des theuern Roßhaars zu Ausfüllung von Sesseln, Matratzen ꝛc. gebraucht werden.

Die gute Eigenschaft des Welschkorns ist überdieß, daß es keinen guten, fetten Boden liebt, sondern einen vermischten, sandigen, ferner, daß es in guten Jahren fast tausendfältige Früchte bringt. Denn ein gesunder und großer Kolben hat etliche hundert Körner, und ein gesunder Stock kann seine drei Kolben tragen.

Wie nun das Welschkorn zu obigen Zwecken gepflanzt und behandelt werden muß, siehe das ist beschrieben in einem nagelneuen Buch, betitelt: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesammte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit berechnet, von Dr. C. C. Gmelin von Badenweiler. Karlsruhe, bei C. F. Müller, 1809.

In dem nämlichen Buch steht noch viel Nützliches und Neues über den Weinbau, über die Baumzucht, wie man die Waldungen behandeln soll, über den Getreidebau, über den Hanf-, Flachs-, Hopfen- und Tabaksbau, über die Bienenzucht, welches

die besten Grasarten für Matten sind, über Bergwerke, Gypsgruben und sonst noch viel.

Merke: Wenn du auf ein paar Batzen nicht zu sehen hast, so mußt du das Büchlein kaufen, und deinen Mitbürgern, die es nicht selber anschaffen können, auch guten Rath daraus ertheilen.

Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Metzger geben mit einander auf's Gäu, kommen in ein Dorf, theilen sich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammenkommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wasche in der Küche hatte, geht auch mit, so lauft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!" Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger todt und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!" Wie sie umblickt, sieht sie das Kind. So gehn sie miteinander im Schrecken und Wahnsinn in's Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Feld wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein, ein höllisches Drachenherz im Busen hatte: „Kind, sagte sie, wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen." In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge und brüht es zu todt. Jetzt meint sie, sei alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine zeitlang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stallthüre, scharrt an der Hausthüre, und merkt, hier sei etwas Ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er in's Dorf zurück und sucht den Kameraden. Aber der Künst-

ler, so die Abbildung hierneben geschnitzt hat, und kurz vorher durch jene Gegend gereist war, sagt: „Nein, sondern der Hund sei zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein guter Bekannter von seinem Herrn war, und jetzt eben ein Kälblein stach. Kurz, der Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitete er den Hund an das Haus, und zweifelte nicht, daß hier etwas Erschreckliches vorgefallen sei. Also winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei gingen. Man sieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken ist und ihnen winket. Aber die Männer sieht man nicht, denn sie stehen noch neben dem Papier draußen in der Luft. Man muß den Kalender auf den Tisch legen und sie mit Kreide neben dran malen, wenn man sie sehen will. Aber inwendig im Haus und inwendig in der verruchten Brust des Mörders und der Kindsmörderin ging auch etwas vor, was man dem Papier nicht ansieht und mit keiner Kreide auf den Tisch malen kann. Denn als sie draußen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kam's vor ihren Augen wie lauter Hochgericht und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!" Der Mann sagte: „Komm mit!" Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster mit blitzenden Augen und glühendem Othem?" Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut."

1811.

Des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch.

Der Hausfreund steht vor dem geneigten Leser mit aufrechtem Angesicht, und läßt sich beschauen um Alles, was er in den vorjährigen Kalender geschrieben hat, und fürchtet nichts. Denn schon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand dafür gedrückt und gefragt: Wollt ihr kein Schöpplein trinken? Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: Guten Morgen, Hausfreund, oder: Guten Abend, Bildermann, und wenn ihn hie und da Jemand nicht grüßt oder dankt ihm nicht, so denkt er nur wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: du kennst mich nicht. Hingegen wird der geneigte Leser wohl auch entdeckt haben, daß sonst der Kalender des vorigen Jahres ausgesehen hat fast wie ein Laiblein Brod, das etwas zu frühe aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kann's jetzt nimmer länger verhehlen, und will's also lieber aufrichtig gestehen, daß er den Kalender nicht selber druckt, sondern durch fremde Leute fertigen läßt, und muß ein hübsches Stück Geld ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den rothen Feiertagen und Sabbathern, denn es müssen besondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für die Druckerkosten, für die schönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran, wenn er die Sohlen dazu rechnet, die er am Rhein auf und ab wegläuft, und die Wirthshäuser. Also ist auch nicht der Hausfreund Schuld daran, daß der Kalender ein wenig Noth gelitten hat, sondern der Buchdrucker, der auch wieder sich zu verantworten weiß.

Fürs Erste sind die rothen Buchstaben ziemlich blaß, und manchmal fast nicht zu lesen. Der Drucker sagt, der Ziegler sei Schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs Zweite stehen hie und da die rothen und schwarzen Buchstaben so auf einander, daß man die Namen nicht recht lesen kann, und ist manchmal recht betrübt anzusehen, wie so ein vornehmer Feiertag sich mit einem schlechten Werktage gemein machen mag, nicht anderst, als zur Zeit der Sündfluth die

Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Allein der Buchdrucker sagt, das sei mit Fleiß geschehen, und er nehme die Sache anderst. Denn die rothe Farbe bedeute bei ihm Freude, und die schwarze bedeute Leid, und er habe damit nur so viel sagen wollen, daß das Jahr 1810 dem geneigten Leser Gutes und Schlimmes untereinander, und manchmal auf den nämlichen Tag bringen werde, wie denn auch geschehen ist und im Jahre 1811 wieder geschehen wird, denn

„Mit der Freude zieht der Schmerz
„traulich durch die Zeiten."

Drittens, so ist der Judenkalender hinter dem Decembermonat ganz falsch ausgefallen, und es ist zum Beispiel nicht wahr, daß im Jahre 1810 der Tempel am 22. Juli verbrannt worden, sondern nur in dem Jahre 1809 ist er am 22. Juli verbrannt worden, aber im Jahre 1810 am 9. August. Der Buchdrucker sagt, es sei auch nicht Alles ein Evangelium, was der Hausfreund selber in den Kalender stiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gut gemacht, und dort den Tempel richtig am 9. August verbrannt, und am 20. März den Haman gehenkt. Wenn die Staatsbürger mosaischen Gesetzes dem Hausfreund gute Worte geben, und wieder einmal schwarze baumwollene Strümpfe zum Neujahr schenken, wie Anno 93, so schreibt er ihnen auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianische und der gregorianische Kalender kommt dann auch nur so eben an, zuerst falsch, hernach recht.

Zum Vierten, so ist der Druck in den schönsten Artikeln zum Lesen hie und da auch etwas blaß und unleserlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker sagt, das sei auch mit Fleiß geschehen. Das Papier, sagt er, ist ohnehin ein wenig schwarz, wenn ich nun noch schwärzere Buchstaben darauf gesetzt hätte, so wäre der Kalender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.

Fünftens, so sind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeschlichen. Von denjenigen, die im Kalender stehen, sollen hier nur folgende nambaft gemacht werden.

Der große Komet, der viermal so groß schien, als der Abendstern, ist nicht im Jahre 1806 erschienen, wie der Drucker meint, sondern im Jahre 1680, das ist zweierlei.

Ferner, die Kometen werden nicht unbescheiden am Himmel sichtbar, wie manchmal ein ungezogener Mensch in einer wohlerzogenen Gesellschaft, sondern sie kommen unbeschieden, das ist ungerufen, weil sie selber wissen, wann ihre Zeit da ist und wie lang sie zu bleiben haben, besser als ein unbescheidener Mensch.

Ferner, in des Seilers Antwort soll es nicht heißen: Wer heut zu Tag an den Galgen oder in's Zuchthaus will, sondern: Wer an den Galgen oder heut zu Tag in's Zuchthaus will. Denn heut zu Tag hat ein Spitzbub von Glück zu sagen, wenn er nur noch in's Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringt's kaum einer so weit. Deßwegen stiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner, der Zundel-Heiner ist nicht ganz betäubt im Wirthshaus gesessen, denn er hat nur ein Schöpplein getrunken, sondern ganz betrübt, weil sein Bruder ein Schelmenstück an ihm begangen hat und wieder ehrlich worden ist.

Zu dem Allem sagt der Buchdrucker weiter nichts, als: der Hausfreund hätt's deutlicher schreiben sollen, so hätt' er's richtiger gedruckt.

Sechstens und endlich, so sieht das 1810er Aderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menschenkind, das wohl auch einmal Herzklopfen oder Seitenstechen oder die Milzsucht bekommt, sondern wie ein leibhaftiger Gnom oder Wechselbalg. Der Buchdrucker sagt, eben deßwegen habe er ihm alle Adern öffnen lassen, damit es sich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues versprochen.

Dieß ist die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf sein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft, hofft der Hausfreund und seine zwei Gehilfen, wird es besser gehen, doch kann er nichts für gewiß versprechen, denn es haben andere Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwei Gehilfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen: erstlich einen braven Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München. Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine schwache, leise Stimme, versteht alle Sprachen (der Hausfreund zwar auch),

und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr im Schwung gewesen sein.

Sodann hat er angenommen des Adjunkts seine Adjunktin oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, in Wien, in Italien und auf dem Rigi-Berg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und werth. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was sie versteht, und wie sie's treibt, und wie sie's den Leuten anthut, z. B. ihm.

Also wünschen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leser insgesammt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden, und nur so viel Wolken daran, als nöthig sind, das heiße Blut zu dämmen, wenn's oben hinaus will vor Freude oder vor Uebermuth.

Seltsame Ehescheidung.

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche, wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sclaverei und Drangsalirung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie mit einander über das große Pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispa-

nia von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: „Frau, wenn's dir recht ist, bis hierher haben wir's spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Canton Solothurn, und das Fußgeben ist an dir." Als sie darüber sich ungeberdig stellte und schimpfte und drohte und nicht von dem Thierlein herunter wollte; „Frau, das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dir's nicht übel," sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: „Willst du jetzt mit, welsche Here, und gut thun, oder willst du wieder hin, wo du hergekommen bist?" Da sagte sie schluchzend: „wo ich hergekommen bin," und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und Jedes zog wieder in seine Heimath. „Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen."

Merke: Im Reich Hispania machen's die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seid Ein Leib.

Der listige Steyermarker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröste sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase

in's Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft in's Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagt er, wie ich's anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie in's Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern; und „Geld her, Buur," rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunser." Der Bauer sagte: sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seid die rechten. Als sie nichts fanden, außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur," sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlochet hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt." Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen und haben's gefunden und alles gebolt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und bat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und

den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkei.

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums und schläft ein. Früh, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt, und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab' ich mich fürchten sollen, unter freiem Himmel zu schlafen in einem Lande, wo du regierst?“ Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte ihm zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkischen Schnaps, sagte er zu dem Kaufmannsdiener, und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so gethan. Des andern Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rößlein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein todter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenroth nimmermehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte, wie gewöhnlich, auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier,

ob's nicht besser wäre, wenn man diese Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: „Nein, das gebt nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Aermel hinein, im Sommer ist's ein Kamisol." Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch, und sagte, jetzt sei er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei und wie er hieße, und was er im Schilde führe. „Könnt Ihr polnisch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagte: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden." „Wenn das ist," sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegen einander expliziren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sei?" Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliziren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es gebt hier zu Land nicht stark ab," sagt er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich Jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen." „Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassirtet, ohne Euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der

Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse," sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, in's Haus, oder unter gute Aufsicht." Und so packte er sie mit sicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! Der Söldner antwortete in aller Gutmütigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.

Der Rekrut.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten vierzehn Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, und hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er, ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag Einer da stehen und ihn hüten muß. Denn er meinte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeint, die Güllotine sei's. Aber nein, ein Mann, der sonst seinem Vaterlande viele Dienste geleistet hat, und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten, nicht beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurn der Oberamtsschreiber: der Herzog will Euch eine

Gnade erweisen. Wenn Ihr wollt gerädert sein, will er Euch rädern lassen; wenn Ihr wollt gehenkt sein, will er Euch henken lassen, es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn Ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart Ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll Euch werden. Aber sterben müßt Ihr, das werdet Ihr wissen. Da sagte der Malefikant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr versteht's doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, und keinen andern," und dabei blieb er, und ließ sich's nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen.

Dieß Stücklein ist von der Schwiegermutter, die Niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

Nützliche Lehren.

1.

Ende gut, Alles gut. Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am einunddreißigsten Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis an's Ende, und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen, ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denken's auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Zum Beispiel: du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder: du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus,

der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

2.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Zum Beispiel: Wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er wohl: wohl bekomm's. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

3.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anderst von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und anderer Leute Schaafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westphälinger Land lebten mit einander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder," schrieb er, „es geht mir doch im Kopfe herum, daß wir nicht einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser." Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen." In den ersten Tagen kamen sie nicht weit mit einander. Schalt der Lutherische: „der Pabst ist der Antichrist," schalt der Katholische: „Luther ist der Widerchrist." Berief sich der Katholische auf den heiligen Augustin, sagte der Lutherische: „Ich hab' nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei." Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder," sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen;" und Abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder," sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant." Den andern Tag wollten sie mit einander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn: „Augenblicklich setzt eure Reise fort. Hab' ich Euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt Ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?" Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Lieber Sohn, komm heim sobald du kannst, du mußt spielen." Also gingen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem an-

dern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder, deine Gründe haben mich unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es in sofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die seligmachende Religion verläugnest? Gestrigs Tags bin ich wieder lutherisch worden.“ Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie zuvor, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke: du sollst nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigsten mit solchen, die es eben so wenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei dann, daß dich dein Gewissen selber treibt, zu schanschieren.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet, und die Scheere zusammengewachsen, also nährt er sich, so gut er kann. „Gevatter,“ sagt zu ihm der Perückenmacher, „Ihr tragt nicht gerne schwer; wollt Ihr nicht dem Herrn Dechant in Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt Euch den Gang.“ — „Gevatter,“ sagt der Schneider, „es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die Euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der Euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.“

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so gibt

er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann, und musterte die Lieder. Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen ꝛc. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Massen ꝛc. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden ꝛc., und probirte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat Euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder der Scheck?“ sagte der Schneider. „Ich habe ihn an Cerf eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelstan, und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde; — Platz da!“ sagte er zum Adjunkt. „Holla,“ denkt der Adjunkt, „der meint auch, grob sei vornehm. Was gilt's, er ist nicht weit her?“ Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt auf, und sagt dem Wirth etwas halblaut in's Ohr. Ein Ebninger, der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, Ihr seid auf der rechten Spur. Ich hab' ihn gesehen die Stiefel am Bach abwaschen, und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen.“ Ein Scheerenschleifer sagte: „Ich kenn' ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruh gesetzt, und thut Botengänge um den Lohn.“ Also geht der Wirth ein wenig hinaus, und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen,“ sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hatschirer in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer galoppirt ist und ein Kind zu todt geritten hat.“ Da schauten alle Gäste den Ritter Adelstan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als roth.“ Aber der Ebninger sagte: „Nein, aber euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gesteht's, Ihr seid nicht geritten. „Doch, er ist geritten,“ sagt der Wirth; „ich hab' ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch und sucht ihn. Hat nicht euer Nor-

männer die Mähnen unten am Hals, und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß ist? Zahlt euer Schöpplein, und reitet ordentlich heim." Als er aber vor das Haus kam und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken; das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „das Bier ist sauer," sondern: „Frau Wirthin," sagte er, „könnt' ich nicht ein wenig Salat und Oel zu meinem Bier haben?" Die Wirthin sagte: „In Basel kann man für Geld Alles haben," strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste mit einander diskurirten, und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?" Ein anderer sagte: „Es ist kein Kameel, es ist ein Trampeltbier," sagte die Wirthin: „Mit Erlaubniß," und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der Andere habe ein Bratwürstlein bestellt oder etwas, und „es ist doch ein Kameel," sagte ein Dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltbiere sind braun." Unterdessen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Kukümmerlein aus dem markgrävischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?" Also lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, sondern den Gast, und wer wohl

oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General-Feldmarschall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow im Kalender von 1809 hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel Anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten, und stellt sich manchmal, als wenn er nur ihres gleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob: Er ist ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken, und aus mancher goldnen Dose Tabak schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und der Türkei, russischer General-Feldmarschall und Fürst, und an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann, so viel als seines gleichen ein Anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht sein mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, so hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter, und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet. Morgens, wenn's noch so frisch war, ging er, aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager spazieren, nackt und bloß, wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herab gießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. In dem Treffen setzte er sich auf's nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal ging er zu den gemeinen Soldaten in's Zelt, und war wie ihres gleichen.

Wenn ihn auf dem Marsch oder im Lager, oder wo es

war, etwas ankam, wo ein Anderer an einen Baum steht oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm Jedermann zuschauen, wer's noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschalls-Uniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen da stand, und wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb er's doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneuzte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky Suwarow.

Feuerfünklein.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12. April 1810 die heiße Asche in ein hölzernes Gefäß, stellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächsten Nacht, früh um 1 Uhr, stand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf stand in Flammen, und die Nacht war so hell wie der Tag. In kurzer Zeit war's um zwanzig Firsten und Unserer lieben Frauen-Kapelle Nro. 16 so viel als geschehen. Sieben und zwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunst heraus fast wie aus Mutterleib, nackt und arm und hilflos, und man weiß fast nicht, wer unglücklicher ist, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann *viel* verlieren, aber der Arme *Alles*.

Merke: Man muß die heiße Asche nie in ein hölzernes Geschirr sammeln, wenn man nicht gern die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und sein Lebenlang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabakspfeifen nicht in Sägmehl oder so etwas ausleeren; denn das Holz tödtet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Hausfreund ist selber schon so etwas passirt, zur Zeit des Rastatter Kongresses, und er thät's auch nimmer, wenn er's noch einmal zu thun hätte. Man meint, das Wasser sei gefährlicher, als das Feuer, Nein, das Feuer ist gefährlicher, weil es an Allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas

voll Wasser kann man kein Haus ersäufen, keinen Gänsstall, kein Hühnernest. Aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf verbrennen, nicht allein aus Bosheit, sondern auch aus Leichtsinn und Unverstand.

Die zwei Postillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie Jeden sein Geschäft ermahnte; und gab der Eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der Andere kein gutes. Denn Jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? Ich trag' ja nicht schwer daran." Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an, und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr' du den Passagier." Der Kamerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „Fahr zu, Schwager! Werf Er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auf dem Weg wäre!" Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; Keiner will dem Andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie die Hildburghäuser Groschen." Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!" sagte er, „sollen wir noch einmal vierzig Jahre in der Wüste bleiben?" und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb in's Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen; er ist mir anvertraut und zahlt honett, oder ich

hau' den deinigen auch." — „Unterſteh' dich und hau' mir meinen Herrn!" ſagte der Ellwanger. Alſo hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Paſſagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Paſſagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willſt du meinen Herrn in Frieden laſſen, oder ſoll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zuſammenhauen?" und je ſchmerzlicher der Eine Au und der Andere Weih ſchrie, deſto kräftiger hieben die Poſtillione auf ſie ein, bis ſie des unbarmherzigen Spaſſes ſelber müde wurden. Als ſie aber auseinander waren und Jeder wieder ſeines Weges fuhr, ſagten die Poſtillione zu ihren Reiſenden ſo und ſo: „Nicht wahr, ich hab' mich Euer rechtſchaffen angenommen? Mein Kamerad wird's Niemand rühmen, wie ich ihm ſeinen Herrn zerhauen habe. Aber dießmal kommt's Euch auch auf ein beſſeres Trinkgeld nicht an." — „Wenn's der Fürſt wüßte," ſagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Mark'or nicht leid. Er ſieht darauf, daß man die Reiſenden gut hält."

Merke: Es iſt kein Geld ſchlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder ſonſt verunehrt wird. Für ein paar Groſchen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Merke: Der Herr, der auf der Abbildung ſeitwärts ſteht, hat's mit angeſehen, und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittageſſen erzählt.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel iſt in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber iſt ein Goldſtück und thut 10 Rubel, deßwegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beiſpiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert; aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein ſchlauer Soldat in Moskau ſagte doch: „Was gilt's? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln." Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen ſchon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ging ab, und die

Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er Euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zusah, dachte endlich: „Wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. Hieher Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „Wenn Ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' Euch schwerlich gefunden unter der Menge,“ und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her und klingelt daran, ob er gut sei; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiderte: „Ich habe keinen Imperial von Euch, so bin ich Euch auch keinen schuldig. Da habt Ihr euern einfältigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß wollt machen.“ Aber der Musketier sagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizei wird zu finden sein.“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht hier vor? frag' ich.“ Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählt er, habe er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sei, habe er den rechten Kaufladen nimmer gefunden und an allen Ständen gefragt: „Wem bin ich einen Rubel schuldig?“ so habe dieser da gesagt, er sei derjenige, und sei's auch, und habe ihm den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: Ja, der Musketier habe an allen Kauf-

läden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen und daran geklingelt, ob er probat sei. Als der Polizeihauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „Habt Ihr euern Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschirt Euch euern Stand mit Lattnägeln zusammen, und Ihr werdet zwischen euern eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt Ihr auch lang leben.“ Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial hergeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Der listige Kaufherr.

Der Adjunkt, der dieses schreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Geschichtlein einmauern kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hineinstiftet, lesen nicht viel Leute, am wenigsten die Gelehrten selber. Der Hausfreund aber hat nach den neuesten Zählungen 700,000 Leser, ohne die, welche umsonst zuhören. Dießmal aber freut er sich insbesondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden ist; denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein gescheites Hündlein, sagt Doktor Luther.

Ein französischer Kaufherr segelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unser Glaube, unsere Fruchtbäume und unser Blut daheim ist, und dachte schon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schlößlein am Meer bauen, und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fische zu Nacht speisen wolle. Paff, geschah ein Schuß. Ein algierisches Raubschiff war in der Nähe, wollte uns gefangen nehmen, und geraden Wegs nach Algier führen in die Sklaverei. Denn hat man zwischen Wasser und Himmel gute Gelegenheit, Luftschlösser zu bauen, so hat man auch gute Gelegenheit, zu stehlen. So denken die algierischen Seeräuber auch. Hat das Wasser keine Balken, so hat's auch keine Galgen. Zum Glück hatte der Kaufherr einen Ragusaner

auf dem Schiff, der schon einmal in der algierischen Gefangenschaft gewesen war, und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verstand. Zu dem sagte der Kaufherr: „Nicolo, hast du Lust, noch einmal algierisch zu werden? Folge mir, was ich dir sage, so kannst du dich erretten und uns.“ Also verbargen wir uns Alle im Schiff, daß kein Mensch zu sehen war, nur der Ragusaner stellte sich oben auf das Verdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Säbeln schon nahe waren und riefen, die Christenbunde sollten sich ergeben, fing der Ragusaner mit kläglicher Stimme auf algierisch an: Tschamiana, fing er an, tschamiana halakna bilahai monaschid ana billah anzorun min almaut. „Wir sind Alle an der Pest gestorben bis auf die Kranken, die noch auf ihr Ende warten, und ein deutscher Adjunkt und ich. Um Gotteswillen rettet mich.“ Dem algierer Seekapitän, als er hörte, daß er so nah an einem Schiff voll Pest sei, kam's grün und gelb vor die Augen. In der größten Geschwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Nase, hatte aber keins, sondern den Ermel; und lenkte sein Schiff hinter den Wind. Lajonzork, sagte er, Allah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall. „Gott helfe dir, der Gnädige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Pest! Ich will dir eine Flasche voll Kräuteressig reichen.“ Drauf ließ er ihm eine Flasche voll Kräuteressig reichen an einer langen Stange, und segelte so schnell als möglich linksum. Also kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marseille das Schlößlein, und stellte den Ragusaner als Haushofmeister an auf lebenslang.

Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht darum ansieht.

In Tirol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen baierischen Stabsoffizier ermordet, und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in's Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in

dem Schooß weinte und ihr Leid Gott klagen wollte, und wollten sie auch ermorden. „Ja," fuhr sie Einer von ihnen wüthend an und war der Allerärgste, „für euer Leben gibt es kein Lösegeld, und euer Bürschlein da hat auch baierisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt Ihr sterben, zuerst euer kleiner Sadrach, hernach Ihr." „Laßt ihr eine Stunde Zeit," sagte er zu den Andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin."

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, Ihr kennt mich noch, so bitte ich Euch, Ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an," das er unter dem Mantel hervorzog, „so will ich's probiren, ob ich Euch mit Gottes und unserer Frauen Hilfe auch kann retten." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wieder kam, stand sie schon da, angekleidet wie ein Tiroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht in's Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht, und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt," sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn Ihr hinaus kommt, und macht Euch ein wenig breit." Als sie aber mit einander die Treppe hinab gingen, kamen die Andern wieder, und „hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?" fragte ihn Einer. Da sagte er: „Nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig sein. Ich hab' sie durch's Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah." Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die Andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten, und in das leere Gemach hinein riefen: „Seid Ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten sein," brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tiroler glücklich und mit Gottes Hilfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch

auf heimlichen Wegen fortgeführt und bis an ein baierisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufging. Auf nebenstehender Figur kann man sehen, wie die Sonne eben aufgeht, indem er sie ihren Landsleuten übergibt, und nichts annehmen will für seine Wohltat und für seine Mühe, als ein Trünklein Bier. Nro. 1 ist der Seppel, und Nro. 2 die Offiziersfrau.

Die Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern zu dem Hausfreund. „Die Kirschen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem nämlichen großen Hausvaterstisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

Der lieb Gott het zum Früehlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au ü Tisch!"
Druf het der Chries-Baum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ei verwachts,
's het gschlofe in ü'm Winterhuus,
es streckt ü und sperrt 's Müüli uf,
und ribt die blede Auge us.

Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli gnagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Me chunnt schier nimme weg dervo."

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Deck iez im Immli au ü Tisch."
Druf het der Chries-Baum Blüethe treit,
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immli siehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „Das wird mi Caffi sy,
„sie hen doch chosper Porzelin.

„Wie suser sin die Ghäcneli gschwenkt!"
Es streckt si trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß,
„do mueß der Zucker wohlfel sy."

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!";
Druf het der Ghries-Baum Früchte treit,
viel tausig Ghrieß roth und frisch.

Und 's Spätzli seit: „Isch das der B'richt?
„Do sitzt me zu und fregt nit lang.
„Das git mer Ghraft in Mark und Bei',
„und stärkt mer d'Stimm zum neue Gsang."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „hat Euch auch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie Euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist."

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! sie hen iez alli gha."
Druf het e chüele Bergluft gweht,
und 's het scho chleini Rife gha.

Und d'Blättli werde gel und roth
und falle eis im andere no,
und was vom Bode obsi chunnt,
muß au zum Bode nidsi go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig ist."
Druf het der Winter Flocke gstreut.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „Ihr seid ein wenig heiser.

Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein, oder ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: Adjunkt, Ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran sein.

„Das ist's eben," sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines, warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und Alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht beimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: „Rechts — jetzt Links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid Ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet Ihr, so müßt Ihr eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt eurer Gemeinde keinen größern Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

„Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe," sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes

Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Bübelein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögeln und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir nicht aus."

Es ist kein unwäger Mensch, der Adjunkt.

Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein," — „und Friede und Liebe soll darin wohnen," sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort." Als sie aber von St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen" — da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein

schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuiten-Orden wurde aufgehoben, und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch in's Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre bei der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreunde und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz, sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter," sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube

gegangen und nimmer gekommen." Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten, kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln, oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die Einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof, und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof in's Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seid Ihr nicht einer von den graußmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser." Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: „hast du unterdessen nichts Neues ausspintisirt, Reiskamerad?" Der Jud antwortet: „Habt Ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn Ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbätzner, Ihr könntet mir drei Worte nicht nachsagen." Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. Laß hören! Der Jud sagte: Messerschmid. Der Gersauer Messerschmid. Dudelsack — Dudelsack. Da schmunzelte der Jude und sagte: Falsch. — Da dachte der Gersauer hin und

her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen.“ Noch einmal! sagte der Kaufherr. Der Jud sagte: Baumöl. Der Kaufherr: Baumöl. Rothgerber — Rothgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal und sagte: Falsch, und so trieben sie's zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe. Der Jude sagte: Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. „Falsch“ war das dritte Wort, das habt Ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.

Zustand von Europa im August 1810.

Oestreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten schrecklichen Krieges, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis in's Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des östreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg erfolgte eine lange Reihe von Feier- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom März bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris gerieth der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beisammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäfen des festen Landes seinen Schiffen verschlossen, und englische Waare ist Kontreband, wo der Franzos sie findet. Der römische Pabst lebt in der Stille, seine Fürstenthümer gehören jetzt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweite Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen, und jenseits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sei. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um stand die Schweizer Eidgenossenschaft ruhig und fest, wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In

Deutschland ist unter anderm das neue Großherzogthum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tode soll's erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen war's noch nicht im Reinen. Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kaiser Napoleon sagte: Nein, sondern vereinigte das Königreich Holland auch mit der französischen Monarchie, und Amsterdam ist jetzt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu sagen, aber in Schweden ist der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als sein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entstand unversehens ein Aufruhr, und der schwedische Graf Fersen wurde zu Tod gesteinigt. Die Russen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch sollen die Russen nicht aus allen Schlachten Lorbeeren heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt sich um seine Haut, und die Engländer sind auch hier in dem Spiel.

So standen die Sachen im August des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieses Kalenders gedruckt wurde. Wie es über's Jahr um diese Zeit aussehen wird, will der Hausfreund für sich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben, es selber zu erleben. Sonst könnt' er's so gut voraussagen, als das Wetter.

1812.

Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt Abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb baarfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirg, und gesellt sich mir nichts, dir nichts zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren,

und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen mir nichts, dir nichts in die Stube, und denkt nimmer an's Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, das sich von der Heerde verlaufen hat, und in der Wildniß herumirrt, wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben vom Gutenberg." — Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater." — Wie heißt deine Mutter? „Ich habe keine Mutter." — Wem gehörst du denn sonst an? „Ich gehöre Niemand sonst an." — Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sei herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sei, und jetzt da sei. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf den Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt eins mehr zu füttern. Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen." Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; „aber das Mägdlein," sagte der Pfarrherr, „soll nicht das Brod mit euern Kindern theilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen." Also ging der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie er's dem Manne sagte: „Peter," sagt er, „wollt Ihr ein Geschenk annehmen?" — „Nachdem's ist," sagte der Mann. — „Es kommt von unserm lieben Herr Gott." — „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler." — Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen." Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut thut," sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brod selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis in's Frühjahr.

Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen." Jetzt hat er's schon viermal überwintert, und viermal übersommert auch. Denn das Kind that gut, ist folgsam und dankbar, und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt' es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Taglöhner und die braven Pflegeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heißen. Aber über seinen Mund kommt's nicht.

Geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Kosten? „Postillion," sagte er, als er in das Kaleschlein saß, „fahr' langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen." Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen; denn für's erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, für's zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du recht langsam fahrst," sagte er, „auf der Station soll's dich nicht reuen." Der Postillion dachte: solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfiengen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichtsdestoweniger schrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam! Der Postillion sagte: „Wollt Ihr auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich Euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Thu' ich nicht langsam genug." Aber der Passagier sagte: „Ich schieß dich todt, wenn du nicht ge-

mach fahrst." Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein Paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens achtundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und d'rüber. Wenn's recht preßirt und wenn's recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Protestiren half nichts. „Hab' ich Euch nicht schlecht genug geführt?" fragte er. „Nein, du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh' zum Henker." Der Postillion nahm das Geld und dachte: lieber wenig, als gar nichts. Aber wart' nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: „Ist der Weg gut?" „Schlecht," antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr' den Ketzer d'rauf los," sagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe."

Der Passagier, als der Postknecht auffaß sagte: „Fahr' langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an." Aber der Postillion dachte: dein Trinkgeld kenn' ich. „Meine Pferde sind auf gesunde Herren dressirt," sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind," und fuhr d'rauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentirt, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer, wie dem ersten. Was bringst du für einen presthaften Herrn? sagte der Besigheimer. Fahr' ihn gar todt, sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm, und so rekommandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon, als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nötig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions kerngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

Brennende Menschen.

Zwar von feurigen Mannen hat man schon oft gehört, aber seltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht Nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd steigt mit dem Licht auf eine Stellasche, greift auf den Schaft, wirft eine große Flasche voll Branntwein um, worin ungefähr sechs bis acht Maas waren, und zerbricht sie, der Branntwein strömt plötzlich herab, so über die Magd, so über die Frau. Das Licht kommt der Magd an den Ermel. Die Magd fangt an, lichterloh zu brennen, roth mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hilfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf in den Hof. Der Apothekerjung sieht's und springt davon, meint, es woll' ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen sie sich mit Wasser. Das Wasser wird nicht Meister über den Branntwein. Endlich wirft sich die Magd auf den Dunghaufen im Hof, und wälzt sich darauf. Die Frau wirft sich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt sich auch. Beide löschten aus; die Magd wurde noch geheilt, aber die Frau mußte sterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man sich auf einem Misthaufen wälzen. Solches ist auch gut für die, welche den Branntwein inwendig im Leib haben.

König Friedrichs Leibhusar.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preußen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, also daß man's draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, und stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kam's auch so vor, denn

er sagte: „Was fällt dir ein? Willst du noch eine?“ Der Leibhusar sagte: Nein, er habe genug an einer; aber die andern, sagte er, brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinauskomme, was zwischen uns vorgefallen ist. Da lächelte der König wieder, und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal thut so etwas gut, ein andermal nicht.

Andreas Hertzeg.

Am 13. April, zwar schon vor neun Jahren*), ging in Ungarn, in der Gespannschaft Neograd, ein Mann verloren, Namens Andreas Hertzeg, und es war schade für ihn, denn er war rechtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheiratet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespannschaften mündlich, schriftlich, im Wochenblättlein. Niemand wußte, wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem andern Dorf sagte zwar, er sei selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen Mittag fortging, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für todt, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte, so wenig als die andern Leute, wo er war und wo er so lange blieb. Aber am 8. August darauf zuckte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „bin ich der Andreas Hertzeg der Jüngere? Ich glaube.“ Als er aber schlaftrunken vor die Höhle herauskam, und sah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hingen voll Laub und reifer Früchte, die Heuschrecken und Sommervögel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren; da sagte er zu sich selbst: „ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg sein. Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so hat's geschneit und gestöbert, als ich in die Höhle ging und einschlief, sonst wäre ich nicht hineingegangen.“ Unterdessen kam er immer mehr zu sich,

*) Aus dem Kalender vom Jahre 1812.

erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchthurm erblickte und die Häuser erkannte, und sein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung wollte setzen, da war er so kraftlos und so matt, und als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Tabak rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Noth und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Thüre und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Messer weg und sprang auf ihn zu, und als sie ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, sagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!" und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeg sei. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint, und wie ihn Jedermann für todt gehalten habe, und heute sei der 8. August, und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen und was ihm zugestoßen sei. Wenn heute der 8. August ist, sagte er, so habe ich weiter nichts, als sechszehn Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Vereczno. Und so war's auch. Sechszehn Wochen hatte er geschlafen ohne Speise, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jetzt wieder da. Dieß ist ein merkwürdiges Ereigniß, und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menschlichen Körpers ausstudirt haben. Denn nicht Jeder hätte Ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sei.

Nunmehro aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten läßt und ein Kalb, und wie er jetzt hinwiederum sechszehn Wochen lang wachen und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflegt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat) sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable, den Mund zum Essen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender, und empfing am vierten Tag das heilige Abendmahl, und schlief in Gottes Namen noch einmal

ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufging und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen völligen Kräften und in seine Ordnung, hat indessen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabei gewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herren der Gespannschaft und von dem Physikat untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

Der Rekrut.

Ein junger, schön gewachsener Bursche mit krausen, röthlichen Haaren und viel Laubflecken, sagte dem preußischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht wo er daheim sei, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weils bergan ging, und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Tabak stopfte, dachte der Rothkopf: „Fahren ist ringer als laufen, wenn's gerathet," und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet Ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr, und mir auch Tabak geben zu einer Pfeife. Ich will Euch derweilen Feuer schlagen." Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo bist du her, mein Sohn? — Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren sein vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. — Was ist dein Geschäft auf der Straße? — Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächsten Werbeplatz. — Wie viel Jahre hast du? — Neunzehn seit vorgestern, und nicht viele gute darunter. — Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben.

Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als Einen Rausch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen und hat mich gewalkt. Es ist nicht das erstemal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erstemal. Willst du alles an den Lümmel henken, hat er gesagt, an den rothbärigen Galgenstrick? — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand, und sagte: du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen. — Ich verlange kein Handgeld, sagte der Rothkopf, und schlug an die Tasche.

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin. Der Offizier sagte: Sobald du majorenn wirst, soll's nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm froben Muth zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: es schmeckt doch nicht recht, wie's soll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat. Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: Du kannst Pfeifer-Major werden bei des Königs Leibgarde. Solche gibt's nicht viel in der Armee. — Ich kann auch die Orgel spielen. — Gut! du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergeben. Aber gegen Abend, als sie durch den Wald fuhren, stellte sich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. Jetzt, wenn Ihr um die Waldspitze herum seid, gnädiger Herr, rechts erblickt Ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchthurm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß Ihr mich so weit habt lassen mitfahren. Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über den Straßengraben und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur um's Mitfahren zu thun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillon aber sagte: Es hat mich schon lang Wunder genommen, was Ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, sagte er.

Herr Christian Ruhmann, des geneigten Lesers Landsmann.

In Rohrbach, einem badischen Dorfe bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Taglöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß sie einen kaiserlich französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laßt mich nur machen," und gab ihn vorderhand einem rechtschaffenen Mann, einem Bildweber, in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschiren, und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinen Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: Bataillon, halt! Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandirte er wieder: Vorwärts, Marsch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab' ich das nöthig? Ich geh' zu Prinz Max Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so gescheh'n. Merke: der Herr Baron Ruhmann war ein braver und geschickter Webersknecht, und ist nicht aus Leichtsinn, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches Soldat worden, oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm gesessen, und die Montur hat sich nur herausgekehrt. Solches wird sich alsobald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Bayern, ein gütiger Soldaten=

und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten, und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tages sagte er zu ihm: Kuhmann, sagte der Prinz, wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unteroffiziersstelle nicht fehlen. Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg studirte, Schreiben und Rechnen, und bracht's in kurzer Zeit bis zum Corporal, nein, zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiter kommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft sein, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragonerregiment errichtet wurde, wo man's vermuthlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber desselben zu einer Offiziersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragonerregiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte, als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Antheil an den Unruhen und Unthaten, sondern sagte: „Wenn Alles revolutionirt, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben." Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also und während des Kriegs stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der Letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon mußte ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die östreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranenfest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontainebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hat's der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim, gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre, und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte,

so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint und gesagt: Wir haben unsern Vater verloren. So ein Wort auf den Weg in die Ewigkeit ist noch mehr werth, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

Gute Geduld.

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammenkamen, wollte Keiner dem Andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. „Par dieu," erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren und Euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702."

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es Euch gefällt, Platz zu machen. Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie aus einander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammenlegen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: Eh bien! Aber der Franzose hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer, seid so gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es Euch gefällt, auszuweichen." Als aber der Engländer die Geduld seines Gegners sah, sagte er: Wißt Ihr was,

Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen. Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

Lange Kriegsfuhr.

Dieß ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die Sache sei ganz gewiß.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durch's Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Torniſter führen, und Offizierskiſten und Weibsleute. Der Meiſter ſagte: Komm bald wieder heim, Jobbi! Der Jobbi dachte: An mir ſoll's nicht fehlen. Die Meiſterin weinte und lamentirte, aber ein ſchwediſcher Corporal ſagte: Man wird Roß nicht freſſen. Tartar frißt Roß. Indeſſen ging die erſte Tagsſtation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi, ſo hoch droben bei den Wolken, war ſchon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern in's Gras gebiſſen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meiſten ſein Lieblingsroß, den Jockli, daß er ſchon in ſeinen beſten Jahren ein Kriegsbeld werden mußte. Aber das half Alles nichts. Wo man hinkam waren keine Fuhren zu haben, ſo mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein in's Schwabenland, und hinter ſich und für ſich, und aus ſo vielen Tagen wurden ſo viele Monate und mehr, bis er einmal zwiſchen einem Montag und Dienſtag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für ſich zu machen in's Freie. Die öſtreichiſchen Vorpoſten riefen ihn an: Wer da? — Gut Freund. — Wer iſt gut Freund? — Der Jobbi von da und da. — Bassamallergi, ſagte Corporal, biſt du Jobbi von da und da? Der Corporal hatte auch ſchon einen Schluck Branntwein oder vier und zwanzig bei ſeinem Meiſter getrunken und kannte den Jobbi,

und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappirt mich der Schwed, so geht's zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die östreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und Niemand bückte sich darnach. Denn der östreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Preßburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig, und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus, Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurück wolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versaust hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen, und der Wirth richtete den Zeiger an der Wand-Uhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau, und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts," sagte sie, „ich hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heute jährt sich's wieder." — „Es wird sich noch vielmal jähren," sagte der Mann, „Gottlob, daß wieder Ruhe im Lande ist." Indem tritt der Hausknecht herein und sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marketender und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: „An diesem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden?" Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: „Gemach!" — Der Wirth fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon ge-

habt." „Eine Halbe will ich," sagte der Ungar, „von euerm Besten, und zwei Gläser. — Das ist nicht von euerm Besten," sagte er nachher. „Von dem Krenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brodbahre, wo die Katz darauf sitzt." Der Wirth sagt: „Woher wißt Ihr, was ich für Wein im Keller habe?" Der Ungar sagt: „Von euerm Knecht dem Jobbi," und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern griff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köstliche Balsam, der herab fließt in den Bart Aarons, der herab fleußt in sein Kleid, und Lust und Freude erregt. „Ich bin ja der alte Jobbi," sagte der vermeinte Ungar, „wo einmal bei Euch" — aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei — „und den Jockli hab' ich auch wieder mitgebracht," sagte der Jobbi, „die andern sind neu." Jetzt ging's an ein Bewillkommnen und an ein Fragen, der Wirth rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrieen vor dem fremden Bart; und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen." Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Thaler und Kremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dieß ist euer Geld," sagte der Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts, als für die sechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruhestand." Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein, und zwar das älteste." Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin," und ging mit einem Mund voll Brod hinaus, um nach den Pferden zu sehen, und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters,

und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: Der Hausfreund kann Letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirth ein raisonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Merke: Die Kleidertracht auf der Abbildung ist nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirthin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister. Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof?

Der schwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonst hat der Hausfreund nie viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; dießmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vice-Präsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause ging; vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen und gut Freund zu sein, absonderlich bei Nacht, wenn es Niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie Jemand begleitet; denn als sie aus dem Wald kamen, schlug es zwölf Uhr in Brassenheim, und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren. Adjunkt, sagte der Vice-Präsident, wißt Ihr nichts zu erzählen? Ja, sagte der Adjunkt: Die Hirschauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den Strom; denn sie sagten: Es sieht besser aus, und wenn ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbei, und nimmt sie nicht mit. Adjunkt, sagte der Haus-

freund, sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden oder die Ladstecken? Der Adjunkt sagte: die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt nießen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen das Feld und nießt. Indem er den Kopf seitwärts dreht, drückt er sich auf einmal an den Hausfreund. Habt Ihr nichts gesehen, Hausfreund? sagte er ängstlich und leise. Eine schneeweiße Wolke stieg aus der Erde auf, und in der Wolke stand ein schwarzer Mann, und hat mir gewinkt, ich soll kommen. Warum seid Ihr nicht gegangen? sagte der Hausfreund. Es sind Euch Funken aus den Augen gefahren, weil Ihr habt nießen müssen. Er hat das Feuer im Elsaß gesehen, sagte der Vice-Präsident. Aber bald verging uns der Spaß, und die Mitternacht schauerte Allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke und in der weißen Wolke die schwarze Gestalt, und winkt. Weg war's wieder auf einmal. Habt Ihr's jetzt gesehen? fragte der Adjunkt. Es ist gut, daß der Herr Präsident bei uns ist; mit uns Zweien machte er kurzen Prozeß. Aber der Präsident dachte, es ist gut, daß der Hausfreund bei uns ist, daß ich mich an ihm heben kann. Denn Allen zitterten die Knice, und der Muth stieg Keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund will's einstweilen dem geneigten Leser zu rathen geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Besinnung gekommen waren, obgleich die Erscheinung wenigstens siebenmal wieder kam, sagte endlich der Präsident: Hausfreund, Ihr habt doch am meisten getrunken in Neuhausen, so werdet Ihr auch den meisten Muth haben; redet den Geist an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geister, schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist du?" Da rief der Geist mit Zetergeschrei: Ich bin der Xaveri Taubenkorn von Brassenheim. Um unsrer lieben Frauen willen verschont mich!

Merke: Der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in Brassenheim und wirthet; also kennt ihn der Hausfreund wohl, und ist ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu frühe ist für seinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: Xaveri, was treibt Ihr für Blendwerk? Seid Ihr mit dem Bösen im Bund? —

Sagte er: Seid Ihr's, Hausfreund? Nein, ich streue Ips auf meinen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald ein linder Regen. Also wenn er eine Handvoll Gyps auswarf, entstand die Wolke, ein wenig vom Mond erhellt, und man sah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, sah man nichts mehr. — Ihr habt mich rechtschaffen erschreckt, sagte der Xaveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beschreit mich ein Gespenst. Ein andermal laßt euere Possen bleiben.

Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht.

Als der Hausfreund dazu kam, im Rößlein zu Mühlburg, stand der Adjunkt auf einem Stuhl, und hielt eine Rede über das neue Maß und Gewicht, welches in dem Lande soll eingeführt werden.

Ich meines Orts, fuhr der Adjunkt fort, habe gegen Alles nichts, nur die neue Weinmaas ist mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erst heute auf die Welt kommt und meint, wo die Maas am größten ist, da kann man für sein Geld am meisten trinken. Denn je größer die Maas, desto theurer. Je kleiner die Maas, desto wohlfeiler, und ein Rausch, wer Freude daran hat, ich nicht, kostet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen, auf meiner Flucht, fand ich die Maas noch kleiner, in Bagdad am Flusse Tigris, in der Türkei, am kleinsten. Aber die Sache ist die: Eine halbe Maas war bisher für meinen Durst wie abgemessen und gericht. Jetzt ist mir eine halbe Maas zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind gewesen. Aber wer in der Welt will leben, muß sich nach den Umständen richten und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. Das neue Gewicht und Maß bringt allgemeinen Nutzen. Denn

Erstlich, so war's bisher in jeder Herrschaft, in jedem Städtlein anders, andere Ellen, andere Schoppen, andere Simri oder Sester, anderes Gewicht. Jetzt wird Alles gleich von Ueberlingen oder Konstanz an, am großen See, bis nach

Lörrach im Wiesenkreis, und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irre geführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: Wie theuer die Elle Tuch, oder der Vierling Käs? Der Wirth sagt: so und so viel. Wenn er nun meint, hier sei der Käs wohlfeil und sagt: Wißt Ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund, so bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs ist theurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land seine Elle und seinen Pfundstein selber mit sich führen; ist er in Ueberlingen probat, so ist er's auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nöthig zu fragen: Wem gehört dieses Dorf? sondern nur: Was hat man hier für Maß und Gewicht? Sagt nun der Krämer oder der Wirth: Badisches Maß und Gewicht, so merkt man gleich, daß man noch im Badischen ist; sagt er: Württembergisches, so ist man nimmer in Baden.

Zweitens, so hatte man bisher sogar am nämlichen Ort, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirthshaus, im nämlichen Kaufladen für verschiedene Sachen verschiedenerlei Maß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weise; ein anderes Maß für Bier, ein anderes für Oel, ein anderes für Branntwein, ein anderer Sester für glatte Frucht, ein anderer für raube, und es ist ein Glück, daß man nicht auch verschiedenerlei Geld haben mußte zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftabak, eine andere für den Rauchtabak, eine andere für's Dintenpulver. In Zukunft gibt's nur einerlei Sester, einerlei Maas, einerlei Pfund für das Hirsch-Unschlicht und für das Schweineschmalz, von Dan bis nach Bersaba. Vorher bei so großer Ungleichheit war's keine Kunst, einen einfältigen Menschen zu betrügen. In Zukunft ist's eine Kunst, denn man kann Alles mit dem nächsten besten Maß wieder nachmessen, daheim oder beim Nachbar. Ja es ist nicht einmal einerlei, ob das nämliche und richtige Fruchtmaß ein wenig weiter ist aber nicht so tief, oder ein wenig tiefer aber nicht so weit, wegen den Schnitzen und andern Früchten, die man gebäuft mißt. Das weite Maß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte

er geben und nehmen wie dieser wollte. Künftig ist er nicht mehr in seinen Händen, was das betrifft. Das Maß hat überall einerlei Weite und einerlei Tiefe. Es ist schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nämliche Geld. Es sparte dem Wirth manchen Gang und dem Gast manchen Kreuzer. Aber das Hübsche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maß für trockene und für flüssige Sachen durchgehends gleich ist. Ein Malter ist so viel als eine Ohm, ein Sester so viel als eine Stütze, ein Meßlein, worin man die Frucht mißt, so viel als eine Maas, worein man den Wein gießt, und der vierte Theil eines Meßleins so viel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaße werden noch einmal so weit, als sie hoch sind, und alle Maße für flüssige Sachen werden noch einmal so hoch als sie weit sind. Dieß ist der einzige Unterschied.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt auf seinem Stuhl und räuspert sich, „reicht mir einen Schluck von euerm Viertelsmeßlein Elmendinger herauf. Mein Mund ist von der Rede trocken, und Ihr zwingt's doch nicht ganz. Denn es ist nicht das erste, das Ihr heute trinkt, auch nicht das zweite."

Drittens und endlich, fährt der Adjunkt fort, so hat das neue Maß den großen Vortheil, weil fast Alles in zehn gleiche Theile geht; dieß ist aber die künftige Einrichtung der Maße und Gewichte:

Ein Zuber (dieß ist das größte Fruchtmaß) hat	10	Malter.
Ein Malter hat	10	Simri oder Sester.
Ein Sester hat	10	Meßlein.
Ein Meßlein hat	10	Becher.
Item, ein Fuder ist so viel als ein Zuber Fruchtmaß, und hat	10	Ohm.
Eine Ohm (so viel als ein Malter) hat .	10	Stützen.
Eine Stütze (so viel als ein Sester) hat .	10	Maas.
Eine Maas (so viel als ein Meßlein) hat .	10	Glas.
Item die Ruthe hat	10	Schuh.
Der Schuh	10	Zoll.
Der Zoll	10	Linien.

100 Ruthen in's Gevierte machen ein Viertel Feldmaß.

400 Ruthen in's Gevierte sind ein Morgen oder Juchert; denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item eine Stunde Zeit bleibt wie sie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maß genau der Neuntausendste Theil vom Umkreis der ganzen Erdkugel sein. Vorher war's nur der zehntausend und achthundertste Theil.

Item die Elle wird genau so viel als 2 Schuh nach dem neuen Maß betragen. Man kann sagen, so viel als ein paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Theile, und ½ Zehntel ist dann just 1 Zoll.

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maß. Das Scheit Holz bekommt zu seiner Zeit die Länge von 4 Schuh.

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr, wie bisher, an einigen Orten 104, an andern Orten 108.

Das Pfund hat . 10 Zehnling.
Der Zehnling hat 10 Centaß.
Das Centaß hat . 10 Pfennige.
Der Pfennig hat . 10 Aß.

Aber kürzer ist's so:

Der Centner hat . 100 Pfund.
Das Pfund hat . 100 Centaß.
Das Centaß . . 100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maß etwas größer, ein anderes etwas kleiner werden, wie es sich am besten schickt, und man wird's bald gewohnt sein. Aber merke: Deßwegen wird ein neuer Rock, ein Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger werth als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maß auch der Preis desselben steigt oder fällt; und der Weg von Mühlburg nach Basel wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemessen wird.

Der große Vortheil aber, der durch die neue Eintheilung der Maße gewonnen wird, zeigt sich im Rechnen, weil alles in 10 Theile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multipliziren oder Dividiren zu fürchten sind. Als nämlich noch keine Rechnungstafeln, kein Ein mal Eins, kein Schulmeister und kein Herr Provisor im Land war, zählten unsere Ureltern an den Fingern. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; — bis auf zehnmal 10 u. s. w. Daher entstanden die Hauptzahlen 10, 20, 30 und bis auf 100. Item zehnmal 100 ist 1000; zehnmal 1000 ist 10,000 u. s. w. Demnach so ist

diese Rechnungsart die natürlichste, und ist dem Menschen schon im Mutterleib mit seinen Fingern angewachsen und angeboren, und unsere Alten haben's wohl verstanden mit ihren drei alten Zahlen, als da sind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her.

Aber zur Abwechslung und damit Ihr mir nicht einschlaft, sagt der Adjunkt, will ich Euch jetzt ein Räthsel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen.

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehn Finger an Einer Hand
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.
Wer kann mein Räthsel legen oder wenden?

Herr Wirth, fährt der Adjunkt fort, leihet mir jetzt eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt Ihr wieder abwischen.

16 Fuder wie viel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wie viel Stützen? Setz noch eine Null dran! Sind 1600. Wie viel Maas? Setz noch eine Null dran! Sind 16,000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maas, wie viel Maas zusammen? Setz nur die Zahlen an einander; Facit: 16978 Maas. Denn 16 Fuder sind 160 Ohm und 9 dazu sind 169 nach Adam Riesens Rechenbuch, und so weiter.

Aber 16 Fuder, 8 Maas, wie viel Maas zusammen? Sprich 16 Fuder, Null Ohm, Null Stütze, 8 Maß thut 16008. Allemal wo etwas fehlt, setz eine Null.

Aber wie die Eintheilung nicht von zehn zu zehn, sondern von hundert zu hundert geht, nämlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen setzen, wenn etwas fehlt.

25 Centner wie viel Pfund? Facit: 2500. Wie viel Centaß? Facit: 250,000. — 25 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zusammen? Antwort: 250,056.

Item 48273 Maas wie viel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3 das Zeichen Maas, über die nächste 7 setze Stützen, über die nächste 2 setze Ohm, über die nächste 8 setze Fuder; Facit: 48 Fuder, 2 Ohm, 7 Stützen, 3 Maas.

Item die Maas Klingelberger kostet in Oppenau im Engel, ich will sagen, 48 Kreuzer. Was kostet die Stütze? Antwort: zehnmal so viel, thut 480 Kreuzer oder 8 Gulden;

was die Ohm? Antwort: 80 Gulden, und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addiren und Subtrahiren geht's ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maas und 7 Maas thun 15 Maas, oder 1 Stütze 5 Maas und so weiter.

So groß sind die Vortheile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und unsere Kinder, ich will jetzt auch bald weiben, sagt der Adjunkt, unsere Schulkinder werden's erkennen. Auch sind wir nicht die einzigen und nicht die ersten. Ist nicht in Frankreich das zehntheilige Maß und Gewicht von einem Meer bis zum andern schon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hüningen, nach Colmar oder Straßburg, nach Speier, Worms oder Mainz, oder wer auf seinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein, oder Plobsheim, oder Hagenbach, oder Oggersheim, oder gar nach Paris, und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zurecht kommen. Einem Württemberger oder Bayer wird's nicht so gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur Eine Manier sein, die Frucht- und Weinmaße zu eichen, zu sinnen, zu fechten. Bisher machte es der Eine so, der Andere anders, und das verursachte viel Unterschied und Gunst.

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgestiegen war, denn er sagte, jetzt sei's Zeit nach Karlsruhe in die Komödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfsaamen, fragte ihn der Wirth: Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gast kommt, gesetzterweis, und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, sondern nur eine Maas und zehn Gläser. Wie dann? Schafft euch einen an, sagte der Adjunkt, es wird's euch Niemand wehren. Fünf Glas sind eine halbe Maas, zwei und ein halbes Glas sind ein Schoppen, die Hälfte davon ist ein halber Schoppen. Diese Eintheilung könnt Ihr und eure Gäste unter einander forthalten, so lange ihr wollt, aber nach der neuen Maas, nicht nach der alten. Und mit Erlaubniß, sagte der Hausknecht, wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß, und ich habe keinen? Der Adjunkt sagt: der Meister soll Euch einen anschaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten, und der Vierling 4, so haltet jetzt das Simri

10 Meßlein, und der Vierling $2\frac{1}{2}$. Den viermal zwei und ein halbes ist zehn. — Aber das Rößlein wird keine großen Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Sester) ist kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der halbe. Man muß also etwas zulegen. Sonst wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, so thut ihm das Rößlein einen Schabernack an, und läßt's ihn entgelten.

Also kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftabak, für den Koriander, für Zucker und Kaffee, item für alles kann er in seinem Laden Vierling und Lothgewicht behalten, so lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Loth verkauft, so hat er 100 Centaß verkauft. Solches ist einerlei.

Herr Adjunkt, sagte zuletzt der Chirurgus, seid so gut, und erklärt uns jetzt auch noch das Räthsel von euerm Landsmann! Wir haben an unserm Tisch immer d'ran studirt, allweil Ihr gepredigt habt. Wir bringen's nicht heraus. — Ihr dürft nur die Worte recht absetzen, sagt der Adjunkt:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehn Finger (Komma) an einer Hand
Fünf (Komma) und zwanzig an Füßen und Händen (Punktum).
Habt Ihr nicht auch zehn Finger, an einer
Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen?
Es gibt nichts zu operiren.

Da lächelte der Chirurgus und sagte: Adjunkt, Ihr seid ein durchtriebener Kopf.

Das Bettlerkind.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind, und bittet ihn um ein Almosen. „Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrod mehr, und das schwarze ist so theuer, weil die Laibe so groß sind." Der Herr, der auf Ordnung hielt, und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte: „Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein

schenken. Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken lassest, sonst geht's mit einem Groschen ab." Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden andern Tag. Als er aber des Ueberlaufens müde war, sagte er: „Jetzt bin ich's müde. Wenn du dich noch einmal unterstehst, so setze ich dich auf einen Kreuzer herab." Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreuzer. Die Köchin rieth dem Herrn, er solle dem Kind gar nie mehr etwas geben, so wird's schon wegbleiben. „So," sagte er, „das ist mir ein sauberer Rath. Seht Ihr nicht, je weniger man ihm gibt, desto öfter kommt's?"

Wasserläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirthshaus, er sei in Italien von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sei ihm nicht höher gegangen, als an die Brust. Mit der linken Hand habe er Tabak geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein Anderer sagte: Das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rothmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschirt, und das Wasser reichte keinem höher als bis an die Knie.

Ein Dritter sagte: Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von zwanzig Stunden zurückgelegt. So haben sie denn solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war, tiefer als so im Wasser zu sinken.

Zeitlose.

Eine sonst gesunde Frau von dreiundfünfzig Jahren, wohnhaft in Oberhausen, bekam das Fieber. Am fünften Tag kochte

sie ein Tränklein von drei Wurzelzwiebeln der Zeitlose, und trank das Tränklein.

Merke: Den andern Tag darauf, als am fünfzehnten September, war die Frau eine Leiche. Denn die Zeitlose ist Gift.

Was ist Zeitlose? Zeitlose ist die Blume, die im Spätjahr ohne Stengel, ohne grüne Blätter einsam auf den grünen Matten aufgeht, wenn das letzte Gras schon abgemäht ist, und die Blumen des Sommers schon verwelkt sind. Die Farbe ist röthlich blau, oft fast weiß. Sie hat Aehnlichkeit mit einer kleinen Tulpe, hat aber nicht sechs Blätter, sondern nur sechs Einschnitte. Oft erscheint sie auf einer Matte in großer Menge.

An einigen Orten heißt sie auch Herbstblume, Kühdutte, hie und da hat sie auch einen unehrbaren Namen. Selbst dem Vieh ist sie schädlich. Es ist daher kein Fehler, wenn man sie mit den Wurzelzwiebeln aussticht und die Matten davon zu reinigen sucht. Aber Tränklein davon kochen und d'ran sterben, das ist ein Fehler.

Das Vivat der Königin.

Nicht eben so gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferde begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl, und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel dießmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perrückenmacher oder so etwas, an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum Besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sei dumm, oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sei, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn er's in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sei, und die Königin so gut. Aber auf das Wohl der Königin, sagte er, trinkt Ihr doch eins mit mir, und noch mehr? Als

sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde, und sagte: „Es lebe die Königin! Gentelman," sagte er, „Ihr müßt eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlsein der Königin. Ich hab' meine auch zerrissen." „Gebt zum Henker, Ihr Sapperment," sagte der Engländer, „euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Mein's kommt nagelneu von der Näherin weg, und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel." Aber der Perrückenmacher sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt Ihr euer Hemd, oder Ihr müßt Euch mit mir stechen auf Leben und Tod." Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig, und erzählte dem Perrückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchthurm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle. „Seid so gut," sagte der Engländer, „und zieht mir den Stockzahn da aus, den dritten, auf's Wohlsein der Königin von England! Herr," sagt er zum Perrückenmacher, „Ihr bleibt da sitzen und rührt Euch nicht." Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zum Zahnarzt: „Seid so gut, und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus auf's Wohlsein der Königin von England. Guter Freund," sagte er, „Ihr müßt Euch auch einen ausreißen lassen, ich hab' mir auch einen ausreißen lassen." Da verging dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen Backen, und protestirte zwar, die Sache sei nicht gleich. „Euer Zahn da," sagte er, „ist so hohl, daß eine Häsin d'rin setzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien d'rauf wären, könnt' ich Geld damit prägen." Aber der Andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder Ihr laßt Euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder Ihr könnt Euch mit mir stechen auf Leben und auf Tod, und ich bohr' Euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht." Da dachte der Perrückenmacher: Ein Zahn, — ein Leben! — Neun Kinder hab' ich daheim. — Lieber ein Zahn.

— Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen, und schieden darauf in Frieden von einander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „Dießmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?"

Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tode die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken. Item, das Rößlein starb doch, und Niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. „Ach, gnädigster Herr," rief er aus, „ihr Pferd! Ach, das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so" — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm in's Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merk's schon?" „Ach, gnädigster Herr," fuhr der Hofnarr mit noch größerem Lamento fort, „das ist noch lange nicht das Schlimmste." „Nun was denn?" fragte der König. „Ach, daß Sie jetzt noch sich selber müssen henken lassen. Denn Sie haben's zuerst gesagt, daß ihr Leibpferd todt sei. Ich hab's nicht gesagt." Der König aber, betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch belustigt durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied mit einem guten Reisegeld. „Da, Hofnarr," sagte der König, „da hast du hundert Dukaten. Laß dich statt meiner dafür henken, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören. Sonst wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so thu ich's."

Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund auf's Mittagessen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Häring

gegessen wegen dem Durst, und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8. August, Zyriak hieß er, da dachte der Herr Zyriak, ich will doch sehen einmal, ob Ich der gute Freund bin oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: „Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und Ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Zyriak, allemal ex pleno.“ Das war dem Gevatter recht. D'rauf nahm er den Apotheker auf die Seite und sagte: „Helft mir heute meinen Gevattermann zudecken,“ und that ihm den nämlichen Vorschlag. Dem Apotheker war's auch recht, und jeder dachte: das gibt einen Spaß. Also tranken sie mit einander sieben Maas Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei Maas stehenden Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einschenken wollte, sagte der Gevattermann: „Ich kann nimmer, er ist mir zu stark.“ Der Apotheker sagte: „Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck*) kochen, wenn ich heimkomme.“ Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte der Gevatter des Zyriaks: „Apotheker, heut habt Ihr ein Meisterstück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie Ihr noch aufrecht gehen könnt.“ Der Apotheker sagte: „Mich wundert's, daß Ihr nicht blindhagel voll seid.“ „So,“ sagte der Gevattermann, „drum' hab' ich Wasser getrunken.“ Da gingen dem Apotheker die Augen auf, und sagte: „Ich auch.“ Da gingen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Schreckliche Mordthat.

In Biozat in Frankreich, im Departement der Allier, hat sich am 13. Jänner 1811 folgende unmenschliche That ereignet.

Ein ehrlicher Bürger, Namens Albert, war genöthigt, etwas von seinen Habseligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends sitzt er mit seiner Frau und drei Töchtern am Feuer und wärmten sich; das Büblein war nicht dabei. Die älteste Tochter von 23 Jahren fängt an, gottlose Reden gegen

*) d. i. Süßholzsaft.

den Vater auszustoßen, und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als sie die gottlosen Reden ausstieß, dachte der böse Feind: „dich hab' ich!" wie es denn auch war und nicht anders sein kann, wenn ein Kind einmal so verstockt ist, daß es Schimpf- und Scheltworte gegen seine Eltern gebrauchen und über sie fluchen kann. Der Vater hatte lange Geduld. Endlich gab er ihr Red und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Gebühr und Recht, und befahl ihr jetzt, den Augenblick still zu sein. Das that sie für eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelstunde sprang sie wieder auf, ergreift schnell eine Art, spaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnschale, darauf schlägt sie mit der nämlichen Art auch die Mutter todt, drauf auch denn eine Schwester, ein Mägdlein von zehn Jahren. Die andere, ein Kind von drei Jahren, warf sie lebendig in den Sodbrunnen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und sprang in's Dorf. Zwar rief sie ihm mit freundlichen Worten und Versprechungen zu, er solle da bleiben, sie wolle ihm nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, sondern machte Lärmen im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte sie ein langes Messer in der Hand, ging mit großen Schritten auf und ab, und drohte, Jeden niederzustechen, der sie anrühren würde. Aber der Schrecken über die gräuliche Unthat und das Entsetzen bei dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhaftesten Männern die Glieder, daß sie keiner anrühren konnte; sondern sie öffnete in ihrer Gegenwart das Kästlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus und ging ohne Furcht und Zagen mitten zwischen den Leuten fort in's Freie.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man sie nicht mehr bekommen hätte. Es gibt Verbrechen, welche die göttliche Vorsehung nicht läßt vor den menschlichen Richter kommen, weil sie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Oedenbach im Jahre 1786. Solches ist auch noch nicht vergessen. Wann nun ein solcher Uebelthäter dem weltlichen Arm entgangen ist, so meint er, jetzt habe es nichts mehr zu sagen. Doch! Es hat zu sagen. Mancher muß sich sein Recht selber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit, daß er bisweilen froh wäre, wenn Jemand die Barmherzigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet sich selber drum.

Allein diese Mörderin, von welcher wir reden, ist doch wieder eingebracht und vor das Gericht gestellt worden, und die Gerechtigkeit hat sich ihrer angenommen und hat sie vom Leben zum Tode bringen lassen durch des Henkers Hand am 20. März in Moulins.

Der Geitzige.

Ein geitziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig theurer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf, und ging alle Morgen hinein und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seid so gut und richtet mir in der Stadt dieß oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber thun," so sagte er: „Ist's nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eigenen Geschäften ablaufe, soll ich die eurigen auch noch versehen?" Wenn nun der Nachbar sagte: „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob Ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweiset oder nicht," so erwiderte er: „Und wenn ich Euch den Dienst nicht erweise, so müßt Ihr doch auf euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt Ihr was? ich will Euch meine Schuhe leihen," so that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so that er ihm auch den Gefallen nicht.

Der Lehrjunge.

Eines Tages wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder, wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenpfosten, und zum Andenken noch zwanzig Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und sagte: Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr, halt

uns fest! Gebt ihm die besten, die Ihr aufbringen könnt; und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: Besser! Noch besser! und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: Wie thut's Bürschlein? Wie schmeckt's?

Als aber der Dieb war zur Stadt hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: Kennst du mich noch, Gutschick? Der junge Mensch sagte: Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt Ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch Euch nicht bestohlen, auch mein Lebenlang sonst nicht beleidigt habe. Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es nothwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder," sagte er, und er war's auch, — „wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen und etwas Rechtes aus dir machen." Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Wasserträger.

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort Alles in's Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser Ohnweise aus dem Strom, der hindurch fleußt, in der Seine, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die Jahr aus, Jahr ein das Wasser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmalhunderttausend Menschen in Einer Stadt, ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser; solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brod, und tranken am Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten sie immer etwas Weniges von dem Verdienst zurück und setzten's in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägt's in den Rhein. Fort ist's. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden Einen etwas Namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Antheil beimgetragen hatte, dachte nach, wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ich's ausbalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ich's nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Ueberlegung ermahnte, so that er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der Andere sagte: „Wohl will ich mir's auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb' ich nicht auf, dieß ist unklug," sondern er nahm auf ein Vierteljahr Einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisiren, sieben Locken übereinander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete, und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brande, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Komödie fahren wollte oder in's Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber noch drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Handvoll Dublonen ungezählt

und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: Gottlob, ich werde geschwinder fertig, als ich gemeint habe. Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte alsdann den Rest seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser wie vorher, wieder so lustig und zufrieden wie vorher. Ja, er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht. —

Die Tabaksdose.

In einer niederländischen Stadt in einem Wirthshaus waren viel Leute beisammen, die einander einestheils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte Niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein," sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirth und nahm eine Prise Tabak aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfing und ein paarmal, wie von ungefähr, nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilt's, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auf den Bank und sprach mit dem Dicken allerlei curiose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein Dritter. Grüße, sagte der Dritte, kann man auch ein wenig Platz hier haben? Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und discurirte immer fort: Ja, sagte er, ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so flätbig *) vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Land gebt das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen an-

*) „flätbig," so viel als: geschwind.

legen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu geben, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus. Darüber gerieth der dicke Mann so in's Lachen, daß ihm fast der Athem verging, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. Aber jetzt hört auf, sagte der Dicke. Es thut mir weh im Kreuz, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: der Wein ist gut; er treibt. Excüse, sagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, laßt mich einen Augenblick heraus! Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausging und fort wollte, ging ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte zu ihm: Wollt Ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers feine silberne Dose herausgeben? Meint Ihr, ich hab's nicht gemerkt. Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab' Euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen. Als nun der Dieb sah, daß er verrathen sei, gab er zitternd dem Frieder die Dose her, und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu sein. Seht, sagte der Frieder, in solche Noth kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es Euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt*) nicht. Ehrlich währt am längsten. Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

Hagenloch.

Berg auf, Berg ab ritt der Herzog Karl von Württemberg auf der Jagd, und wieder Berg auf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörflein, und fragte zwei Männer, die auf dem Berge standen: Wie heißt das Dorf da unten? Da bückten sich die Zwei, daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch" sagte der eine.

*) „faselt nicht," so viel als: bringt keine Frucht.

Wem gehörts, fuhr der Herzog fort. Da stieß der Zweite den Ersten mit dem Ellenbogen in die Rippen, daß ihm der Athem verhielt. „Es gehört Euer hochfürstlichen Durchlaucht, sagte er gleichwohl. Ich bin der Weidgesell.“ Als aber der Herzog vorbei war, sagte der Andere: Dumme Kuh, konntest Du nicht sagen, es sei hechingisch, wenn er's nicht weiß. Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen.

Merke: Der Herzog hätt's doch erfahren.

Zwei honette Kaufleute.

Zwei Besenbinder hatten neben einander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen: Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden. Das will ich dir wohl glauben, Kamerad, sagte der erste, ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind.

Der listige Quäcker.

Die Quäcker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor Niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes, sagte der Räuber, ich möchte meinem armen Thiere da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Egypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muß, dem Aussehen nach.

Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich." Der Quäcker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Also tauschten sie mit einander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: Geh' voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich. Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seid Ihr wohl nach Hause gekommen? sagte der Quäcker. Wenn's Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das Eurige steht vor der Thür." Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut, sagte der Quäcker, und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und euer Rößlein sind mit einander zu Fuß spaziert." Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Thierlein lauft einen sanften Trab?" sagte der Quäcker.

Blutbad in Neuburg am Rhein.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neuburger eine schwedische Patrouille todt, und sagten: Wenn wir nach Schweden kommen, macht's uns auch so. Darob entrüstete sich der schwedische General dergestalt, daß er einen hohen und theuren Schwur that. Auch kein Hund soll am Leben bleiben, schwur er hoch und theuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Rorschinger zu viel. Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Thore zu. Aber am andern Tag, als der Zorn und der Wein von dem General

gewichen war, da reute es ihn, denn er war Vormittags ein gar menschlicher Herr, und bekam fast große Anfechtung in seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid sollte lösen. Also ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm seine Noth. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der Gott leid sei, so sei brechen besser, als halten. Das glaubte der Feldhauptmann nicht, denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über Alles theuer. Aber nach langem Besinnen kam's auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht, und sagte: Was ich geschworen habe, das will ich auch halten, Punktum! Als aber die schwedischen Zimmerleute das Stadtthor hatten eingebauen und der Feldhauptmann ritt selber mit drei Fähnlein hinein, befahl er, alle Hunde im Städtlein zu tödten, aber die Menschen ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vier und sechszig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich theils zusammengebauen, theils mit Büchsen zu todt geschossen. Also hat der Feldhauptmann das menschliche Blut verschont, und doch seinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund soll am Leben bleiben, und ist auch keiner dran geblieben.

1813.

Der Hausfreund redet zum dritten Male den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.

Es ist artig, daß der Hausfreund immer über das andere Jahr etwas Besonderes mit dem geneigten Leser zu reden hat, Anno Neun, Anno Eilf und Anno Dreizehn.

Anno Eilf hat er gesagt, in Zukunft, hoffe er, soll's mit dem Kalender besser werden. Er hat nicht gesagt: „im nächsten Jahr," sondern in Zukunft, nämlich von Anno Dreizehn an.

Denn der rheinländische Hausfreund hat sich jetzt seßhaft niedergelassen in Lahr im Breisgau, eine Stunde von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker Geiger allda und mit dem Herrn Buchdrucker Katz in Pforzheim so zu sagen gemeine Sache gemacht von wegen des Kalenders, und hofft nun seiner Sache gewiß zu sein, und dem Leser etwas versprechen zu können. Denn der Herr Buchdrucker Geiger sagt: er wolle den Hausfreund schon drucken und pressen, daß es eine Art habe, nicht anderst, als wie sein eigenes Kind, nämlich den Lahrer hinkenden Boten, und der Buchdrucker Katz will auch nichts ermangeln lassen.

Erstlich versprechen sie bei Verlust des Privilegiums, wieder jeden Bogen besonders zu drucken, wie es ehemals geschah, und in ihrer Druckerei sei es nie anders üblich gewesen.

Zweitens sagt der Herr Geiger, man bekommt heutzutag kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.

Drittens sieht er's zwar als eine sehr nützliche Uebung der Kinder im Buchstabiren an, wenn man zwei Zeilen in einander hineindruckt, eine mit rothen Buchstaben und eine mit schwarzen, damit die Kinder die rothen Feiertage aus den schwarzen Werktagen buchstabenweis herausklauben können, wie man die Erbsen und die Wicken aus einander liest. Ja er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdieß einen großen Vortheil dabei, daß er zwei Zeilen auf einmal lesen könne. Dessenungeachtet sagt er, er sei kein Freund von Neuerungen, was auch löblich ist, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andere drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu lesen, als beide auf einmal.

Viertens will er die rothen Namen so drucken, daß man deutlich unterscheiden könne, ob's Estomihi oder Trinitatis heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Gesicht anmalen, daß er nicht im Neulicht aussieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Nase und keine Lippe unterscheiden kann, oder wie eine schwarze Mondsfinsterniß, und im Vollicht wie eine rothe.

Sechstens, wenn der Herr Katz an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von weitem zeigen, sondern er will ihn wirklich darauf drucken; ja wenn

die Zeiten wieder besser werden, ist er im Stand und läßt sie auch anstreichen.

Kurz, dieser schöne nagelneue Jahrgang auf Tausend Achthundert Dreizehn, der jetzt dem Leser in die Hände geliefert wird, soll als ein Muster dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leser treulich ermahnt haben, diesen Kalender auf 1813 wohl zu betrachten und sorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn Geiger und den Herrn Katz gleich am Ohre nehmen kann, wenn sie über kurz oder lang nicht einhalten wollten, bis 1843. Denn der Akkord dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leser in dreißig Jahren nimmer fragen wird: „den wie vielten haben wir heut?" oder „wann geht der Mond auf?" und wie manches junge Blut im Kalender lesen wird, das noch nicht da ist, so könnte er darob fast ein wenig weichmüthig werden, zumal er selber kein heuriges Häslein mehr ist und nicht weiß, wer heut oder morgen in seinen Akkord mit dem Herrn Geiger und Herrn Katz eintreten wird. Man achtet's just nicht groß, wie immer Einer geht und Einer kommt, bis man sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet, als im Anfang. Nicht anders als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibatzenkrämers oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird; aber Nachmittags sind wieder ganz andere Leute da als Vormittags, und Niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre geht etwas und etwas kommt, und Einer, der sich da und da in der Fremde gesetzt hat, wie der Hausfreund in Lahr, wenn er nach dreißig Jahren zum ersten Mal wieder in seine Heimath kommt, ein neues Geschlecht wohnt in den alten Häusern, andere Gesichter schauen zu den Fenstern heraus, andere Kinder spielen auf der Gasse. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Knaben läuten in die Kirche, ein anderer Pfarrherr tritt aus der Sakristei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeister oder Provisor schlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle und merken nicht sehr, daß sich fast Alles geändert und gewechselt hat.

Wenn man das am 31. Dezember 1812 oder auch heute schon bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen kann, wie lange sie einem noch Zeit dazu lassen; ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinaus rücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer Neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, will aber dießmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn Geiger und Herr Katz zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insgesammt des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebküchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruthen, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, Allen ein frommes Herz, und denen, die den Schluß des neuen Jahres nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme schöne Tage, und weit hinten im Jahr ein sanftes Ende.

Die Schmachschrift.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz angeheftet wurde, und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät," sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab' ich nicht lesen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes;" da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinab hänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß Jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute gibt." Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht eben so dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille in's Haus gebracht wurde, die Jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum, und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte:

„Bist du verrückt oder was fehlt dir?“ Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! Du hast deinen Theil auch darin.“ Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sei, hatten sie ihre große Freude daran und sagten: „Heutnacht thun wir's wieder.“ Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich Niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Tintenfaß, und goß die Dinte über den Bericht und über die weißtüchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: Hansstoffel, sagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Coujonen attrapirst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen, sagte er, ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen.

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. Herr Amtsschreiber, sagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passirt ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt in's Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei Letzten sind nach Haus gegangen, und des Wagner-Mattheisen Hahn hat zweimal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen. Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begib dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei,“ sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herab kommt, findet er sie jetzt. Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hansstoffel,“ rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!“ — Der Stoffel

kam, „dreh' dich um! Was hast du da auf dem Rücken?“ „Will's Gott keinen Galgen,“ sagte der Stoffel. „Nein vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill.“ — Wie gesagt, so errathen; der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel muthwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten, und unter andern auch ein Rezept, für Dintenflecken aus den Amtshosen zu bringen. Dieß war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und Einer von ihnen hatte schon das dritte Pasquill auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel. „Ei guten Abend,“ sagte der Eine, „was schafft Er guts hier, Herr Hansstoffel? Was gilt's, Er kann nicht hinein!“ da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch Niemand. „Ei,“ sagte der Eine, „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht und die Wirthshäuser sind leer, und wir Zwei sind die Letzten, die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen in's Bett.“ Der Andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr Hansstoffel, schlaf' Er wohl!“ „Ebenfalls!“ sagte der Stoffel, und als sie um die Eck herum waren, krähte Einer von ihnen zweimal wie ein Hahn, oder wie der russische General-Feldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber das Pasquill selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der Klügste gibt nach. Jetzt wollen wir's aufgeben, eh' es zu bösen Häusern geht,“ und Jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsschreiber von Brassenheim.

Der Prozeß ohne Gesetz.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerthen Bauernstand, sonst wäre es nicht nöthig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Tasche, und „Frau," sagte er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „Dich will ich bekommen; mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm woll' er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager den Oelmüller. In der Stadt ging er geraden Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sei, und seine Voreltern drauf in's Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Württembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann," sagte er, „wenn's so ist, wie Ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt Ihr nicht gewinnen," und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellanenen Tabakstopf hervor. „Seht da," schlug er ihm auf, „Kapitel so und so viel, Numero Vier, das Gesetz spricht gegen Euch unverrichteter Sachen." Indem klopft Jemand an der Thüre und tritt herein, und ob er einen Zwerchsack über die Schulter hängen hatte und etwas drin, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komme gleich wieder zu Euch." Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und

schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden," sagte er zu dem Advokaten, „ich hab' mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich will's doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten," und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen, und Euch klaren Wein eingeschenkt." Der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn Ihr's wollt drauf ankommen lassen," fuhr der Advokat fort, „so kommt's mir auch nicht drauf an." Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht Alles gefehlt sein."

Kurz, der Prozeß wird anhängig, und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item, was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr," sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab' ich gut für Euch geführt?" — „Den Gukuk hat Er," erwiderte der Bauersmann, und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht Er da? Kann Er gedruckt lesen? Wenn ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren." Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfiffiges Gesicht und sagte: „Mit dir bin ich fertig geworden, Oelmüller."

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte

sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei in's Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz." Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partheienweise mit dem Gewehr bei Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskurirten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung, stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn Niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu,

eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, Jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich Morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse, und Euch hinausführe zu euerm Herrn Sohn in das Lager.“ Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie,“ da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute den Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurück kam, sagte er: „Das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah;“ und der Hausfreund

sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

Das gute Wort.

Der sogenannte Lügenprophet Mahomed hat Manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mahomed gesagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm: „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach." Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es gibt keine schönere Bußen als gute Werke. Hast du einen Sclaven," fragte ihn der Prophet, „den du freilassen kannst?" Der Araber fing an zu lachen, und sagte: „Sclaven freilassen, und ich! Wie komm ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort: „Kannst du die Fasten noch einmal von vorne anfangen?" Der Araber erwiederte: „Ich bin's nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen." Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?" Der Araber erwiederte: „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig." Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch, und bring's in deinem Namen einem Aermern, als du bist, zum Almosen." Der Araber erwiederte: „Gibt's noch einen Aermern, als ich bin? Ich weiß keinen." Da fuhr der Prophet fort: „Weißt du was, so bring's deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer, als du bist." — So hat Mahomed gesagt und gethan.

Das letzte Wort.

Sonst sagt man, der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand. Manchmal kann man aber auch sagen: „Der

Schreiber an die Wand, schreibt seine eigene Schand," zum Beispiel der weiland Herr Kanzler Hans Kurz von Württemberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herren Räthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug, er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thüre der Kanzleistube:

„Allhier geht's wunderlich zue."

Bald darauf, als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Kanzler zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide und schrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue."

Bald darauf, als wieder diese Worte der Kanzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob er's nicht gemerkt hat, genug, er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Und zum Trumpfaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz." Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Kanzler geschrieben hatte, dachte er: „Wart' Kurz, dießmal sollst du das letzte Wort haben." Nämlich er netzte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte, wieder aus, also daß jetzt unter des Kanzlers eigener Schrift die Worte standen: „das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Als hernach der Kanzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löschte seine eigenen zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab' ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Fäusten d'rein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Muthwillen und die Grobheit auf eine spitzige und

witzige Art heimzuweisen und ihren Respekt zu erhalten. Der Kanzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thür geschrieben.

Die Raben.

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann, machten mit einander eine Reise. Der Kaufmann neckte im Spaß den Geistlichen, und der Geistliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgerichte, als die Raben aufflatterten und den beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „Da haben wir's! Es ist kein Schick dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist." — Denn manche Leute glauben sonst, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. — Der Geistliche sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr seid. Ich habe in kurzer Zeit mehrere arme Sünder zum Tode begleitet. Jetzt meinen die dummen Thiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute." Der Kaufmann sagte: „Herr Pfarrer, Ihr seid ein loser Vogel!"

Das heimliche Gericht.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben, schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz, und zwar unter dem seidenen Kamisol eines vornehmen jungen Mannes, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten, hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem

also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und stolz, — „das soll er nicht umsonst gethan haben," sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Kaleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte, — man kannte seine Wege, — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reitern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle niedergestochen sein auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte, das sind ein paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden. „Ich merke schon," dachte er, „ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll auserlesener Frauen und Jungfrauen, und eine nach der andern fällt in meine Arme." Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich ging's auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es ging zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schloßhof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es ging durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thür, und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muthe! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düsteres Lämplein waren sein ganzes Geräthe, ein Todtenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm ein Wort oder eine Silbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich in's Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm: „Geb' in dich." Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schma-

len Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne auf gut deutsch beißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab, und führten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen, erblickte er zwölf Männer in langen schwarzen Mänteln, sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte: „Ihr seid vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verläumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet Euch, oder nicht, Ihr seid gerichtet." Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar allerlei Einwendungen, er wolle wissen, vor wem er stehe, Niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele Andere auch, das sei nicht dem also und eines, Leichtsinn der Jugend sei kein Verbrechen zum Tode. Allein der Richter sagte: „Wißt Ihr, wo Ihr steht, und wer über euer Leben zu sprechen hat? Das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist, und schon andern Leuten, als Ihr seid, das Urtheil gesprochen hat von Rechtswegen," und ließ ihm sein ganzes Sündenregister vorlesen, und sagte: „Euere Thaten richten euere Worte," und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängniß zurückgeführt, und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknien, und der Richter sprach: „Der Stab ist gebrochen über euer Leben und über euere Sünden," und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tode sollte gebracht werden; da war es ihm, als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele gingen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Todtengerüst erblickte, in eine schwach

erleuchtete Kapelle geführt, beichtete dort einem Priester und empfing dort von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüst getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen, und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Priesters, und seine einsinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser athmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sei jetzt seine Schuldigkeit, todt zu sein. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorging.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemüthe sein, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sei vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sei todt, und lebt doch, — als aber, wie gesagt, unser Malefikant die Augen aufschlug, erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen, guten Bett. Zwei Aerzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sei? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen, erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten, schmackhaften Mahlzeit, und ein paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber und las ihm sein zweites Urtheil vor, gab's ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof läßt Euch zum letztenmal Begnadigung widerfahren, und hofft, er werde an Euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, Euch vor

feine Schranken zu laden." Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Kaleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat er sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war und nach und nach alle seine Schulden wieder bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage ging er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu versöhnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen.

Gute Antwort.

In Segringen im Wirthsbaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe und doch zu keinem Geschäfte zu gebrauchen sei. „Ganz recht," sagte darauf der liederliche Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „so ein Einkommen," sagte er, „wie das Eurige ist, braucht zwei Schelme, einen, der es erwirbt, und einen, der's vertut." Dem antwortete der Krämer: „da macht Ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was Ihr Vormittags in der Werkstatt verdient, das versauft Ihr Nachmittags im Wirthsbaus selber, und wenn man's Euch gibt, noch mehr dazu."

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel!“ Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind, als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!“ einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!“ Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere, und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel.“ Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn Ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmausche.“ Der Hebräer sagte: „Ich muß mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.“ Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Nachtwächter von Neuhausen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachtwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brassenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umständen je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durch's Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? was? Thomas,“ sagte der Müller, „Ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so

spät.“ Darauf erwiderte der Wächter: „Herr Müller, ich hab' nicht zu viel gerufen, aber Ihr habt vielleicht zu viel gehört; denn eure Ohren sind ein wenig groß, wie man's in den Mühlen wohl bisweilen antrifft.“ Der geneigte Leser versteht's, was er meinte mit den großen Ohren.

Der Vater und der Sohn.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sei nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam und die Schublade schnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Tischlade ist, eh' du sie aufziehst. Der Sohn erwiderte: Nein, das könne Niemand. Aber der Vater sagte: „den Augenblick sei still, oder du bekommst noch eine.“

Merke: Man ist nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen, aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweisthum.

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht.

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebsstreiche durchgemacht, und fast ein Ueberleid daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast Alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geis, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken

wollte mitgeben lassen, dachte er: „ich bin noch nicht ehrlich genug.“ Deßwegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten, und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Rackerlack gewesen sei, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter auf's Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige. Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müsse in's Zuchthaus, und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck's Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich Euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte.“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ — „Im Gegentheil,“ sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler, als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deßwegen avanzirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht in's Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem, sagte er, kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todtstechen lassen. Ich versichere Euch, fuhr er fort, ich und meine Feinde (er meinte die Strickreiter) wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten, sagte er, daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in

ein Dörflein kamen und an ein Wirthshaus, „Kamerad, sagte der Frieder, wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ — „Herr Kamerad, erwiderte der Nagelschmied, was Ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maas, auch eine Maas, auch zwei, und Brüderschaft obnehin, und der Frieder erzählte immerfort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's, der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen.“ Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder hereinkam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgeben. Wenn dir's recht ist, so bleiben wir lieber hier übernacht.“ Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Discant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefel an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab, und ging des geraden Weges fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herrn Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen sein.“ Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld habe ich keins. Weg und Steg kenn' ich nicht, also laßt mir auf Gemeindekosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt in's Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh' in's Wirthshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt,

wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will in's Zuchthaus." Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh' jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren." In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein, wo ist das Zuchthaus," und als er es gefunden und vor den Zuchthausverwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund, sagte er, das ist schon recht. Aber wo habt Ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern." Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant bin ich selber." Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gesteht's, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh' es aus Allem." Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus Allem sehen, so will ich's nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau' ich mir, den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist." — „Einfältiger Tropf, sagte der Verwalter, was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?" Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Württemberger Dragoner gewesen?" — „Gut, erwiderte der Verwalter, man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung," und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreiter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen." Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem

Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fitzer *) und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

Der Comet von 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den Comet-Stern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgesehen wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und rumfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster Tag ist vorüber, und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge.

Fragt sich nun, was hat der Comet bedeutet und was hat er auszuweisen gehabt? Antwort: Nichts, als Gottes Allmacht, des Sternsehers Witz, einen reichen Herbst und einen langen, schönen Nachsommer.

Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher in Vivieres in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entsetzlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Comet am Himmel. Denn die Franzosen finden's gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus, immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr

*) Fitzer, d. i. ein leichter Streich.

in der Mitte des Septembers ging er auf seinem Lauf am nächsten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wäre er aber zwanzig Wochen früher eingetroffen, so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und sein Licht hätte noch um zehnmal heller geschienen. Vom 16. Oktober aber entfernte er sich wieder, und zwar im November täglich um 360,000 Meilen, im Dezember aber schon um 500,000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt, und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die Cometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25,000 mal *größer* als die Erde, 1,488,000 mal größer als der Mond, und nur etwas über 57 mal kleiner als die Sonne, und sein schöner, strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wann er wieder kommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Vivieres zuerst gesehen hat, so ist es der nämliche Wunderstern, der im Jahre 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme also ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung aber braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schließen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wieder kommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch nicht, was der Comet ist. Antwort: Der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem theils nun herausgebracht, theils bestätigt gefunden hat, ist so viel, als folgt:

Erstlich: Der Comet wird nicht allermaßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Dieß ist auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er

gegen uns näher kommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt, und soll am 13. sein schönstes Licht gehabt haben.

Zweitens, der Stern hatte nie einen reinen durchschnittlichen Umriß, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rande gleichsam in Dunst und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend gestrahlt. Ja man will am 18. Oktober zwei gemeine Sterne durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht, wie die Erde, ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünstigen und fast durchsichtigen, leuchtenden Masse.

Drittens: Durch seinen Schweif sah man, noch deutlicher als durch ihn selbst, andere Sterne hindurch schimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein wallender Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden, aber auch mit drei und mit fünfen, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Cometen selbst war und, in Lichtdunst aufgelöst, unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollen Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Cometen den reichen Herbst und den schönen langen Nachsommer zu. Wer kann sich noch an so ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811, wo so viel Ungewöhnliches sich ereignet hat?

Mit Blüthen war der März geschmückt,
Mit Blüthen der Oktober.

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause gingen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr, bald eine vierrädrige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirthshäusern heraus sang schon der Neue in lustigen Melodien, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal

ward er still und sagt: „Hausfreund, wißt Ihr, wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?“ Der Hausfreund fragte: „Wie kommt sie Euch vor?“ „Wie ein lustiges Wirthshäuslein, wo Alles vollauf ist. Der Comet ist der ausgesteckte Strauß, und unser lieber Herr Gott wirthet.“ Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen, aber der Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst.“

Item es kamen im Oktober die Frühlingsblumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Reben, und setzten zum zweiten Mal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus allen Ländern ließen sich sehen. Ja, was will der geneigte Leser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 16. Oktober ein Wolkenbruch, und es regnete Kirschenwasser.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türkheim Abends in das Wirthshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident,“ sagte der gute Bekannte, „treff' ich Euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet.“ Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist Alles möglich.“ Sie bleiben beisammen, diskuriren allerlei mit einander, trinken auch allerlei mit einander, gehn mit einander in das Schlafgemach, Jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh ꝛc., Brastberger's Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel, und übergoß den guter Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident, kommt mir zu Hilfe!“ — „Was ist Euch begegnet?“ fragte der Präsident. — „Ich glaube, der Himmel, der über dem Bett ist,

sei eingefallen." Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis auf's Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab' ich Euch nicht gesagt, es sei Alles möglich?"

Hexenmehl.

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem, zerfressenem Holz das sogenannte Wurmmehl zu sammeln und heraus zu kratzen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege sich aufliegen, oder sonst wund werden, so bestreut man ihnen damit die wund gewordenen Stellen, und verschafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, aber es gibt noch etwas Besseres.

Denn erstlich so kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es gar nicht kommt, wenn man sie fleißig am ganzen Körper wascht, wenn man ihr Bettlein so reinlich hält als möglich, und sie nicht länger in ihrer Wiege liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nöthig ist. Reinlichkeit ist in allen Dingen für die Gesundheit der Meister. Zweitens und wenn sich dieß Wundwerden nicht verhüten läßt, so ist das Wurmmehl noch nicht das zuträglichste Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl ist noch nicht fein genug für den zarten empfindlichen Körper eines solchen Kindes. Ein ungeschickter Wurm kann nicht so fein mahlen. Hiernach ist das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, sondern es ist meistens mit Staub, mit kleinen Holzsplitterlein und mit den Unreinigkeiten des ekelhaften Wurms selbst vermischt, und anstatt dem armen Kind zu helfen, verursacht man ihm oft nur größeres Uebel. Leute, die auf eine Kleinigkeit nicht zu sehen haben, gehen daher lieber in die Apotheke, und kaufen für ein paar Kreuzer Streumehl, sonst auch einfältiger Weise Hexenmehl genannt. Dieses allein ist fein, rein und heilsam, denn es hat's kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßt's bleiben, auch keines Menschen Hand, auch keine Hexe, sondern es kommt aus den reinen gütigen Händen der Natur selbst, und der Apotheker verkauft's nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man sagte: „Mutter, laß dich ein paar Kreuzer für ein Schächtelein voll Streumehl um deines

zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es hast, und spar' es lieber an dir selber wieder!" Aber der Hausfreund weiß andern Rath. Er kann vielen von seinen Lesern mit einem beträchtlichen Vorrath davon unentgeldlich aushelfen, und bietet's hiermit an. Der Apotheker hört's nicht gern.

Es kommt nämlich dieses Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachsenen Wald- und Heidegegenden vorkommt und an verschiedenen Orten ungleiche Namen hat, als da sind Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil u. s. w. In der Gegend von Hausen zum Exempel auf dem Alzebühl, an dem Platzberg, im Wagengesperr hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehen und um den Leib herum gegürtet, hernachmals auch in Brassenheim und Segringen. Sollte aber der Leser dieses Gewächs an keinem von obigen Namen erkennen können, so sieht es eben deßwegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es desto sicherer beschreiben kann. Es hat nämlich einen gelblich grünen Stengel, der sich mit seinen Aesten nicht in die Höhe treibt, sondern unter dem Gras und Laub links und rechts wie ein dünner Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würzelein in die Erde hinein treibt, und ringsum mit viel tausend kleinen spitzigen, anliegenden Blättlein als wie mit Schuppen umgeben ist. Der geneigte Leser fängt schon an, etwas zu merken. „Nicht wahr," sagt er, „im Sommer steigen aus dem Winkel der Aeste gerade, aufrecht stehende Stiele, 3 bis 5 Zoll lang, in die Höhe, und auf jedem sitzen zwei, auch drei kleine runde Aehren oder Würstlein, und man kann oben an ihnen sehen, wo sich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?" — Ganz richtig! — „Und die Würstlein sind anfänglich auch mit fest anliegenden, kleinen Blättlein oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr geben die Blättlein oben los, und die Aehre öffnet sich in eben so viele kleine Fächlein?" Ganz richtig! Und nun ist Alles klar, und in diesen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder sogenannte Herenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wer's ihm abnehmen will, thut am besten, man gibt im Sommer Achtung, wo solche Pflanzen zu finden sind, und im September oder Oktober, früh Morgens, wenn die Würstlein noch feucht

vom Nachtduft sind, schickt man ein paar Kinder hinaus oder geht selber. Einer Mutter wird für ihr Kindlein kein Gang zu sauer. Hernach schneidet man mit einer Scheere die Aehren ab, und trägt sie sorgfältig heim. Daheim legt man sie auf ein Papier, läßt sie dürr und trocken werden, schüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine stille Freude, wenn er bedenkt, wie die Einwohner auf dem Land und in den lustigen Thälern so Manches umsonst haben können, wenn sie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für theures Geld nicht haben kann, als Bohnen, Kirschen, Habermark, Himbeeren und Heidelbeeren genug, kühles Wasser, item Gesundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item Streumehl für die armen Kinder.

Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „Dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuthen, daß ich's bin." Also legte er sich auf's Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldene Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherren meinten, man könne wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren als mit Andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas in's Zuchthaus schicken. „So?" sagten die Andern, „ist's nicht genug, daß so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit Alles stiehlt?" und sechs gegen fünf sagten: Er muß an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitirte, sagt er zu ihm: „Guter Freund, Ihr habt's ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt' ich einen längern Strick nehmen sollen." Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte, und den armen Sünder von der Leiter hinab stieß, glitschte dieser mit

dem Kopf aus der Schlinge heraus, und fiel unversehrt herab auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Theil erschrack und that einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passirt." Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: „Mir auch nicht," und Alle, die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes, verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund, und sah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherren aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden." Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

Der Schimmel.

Was gilt's, der geneigte Leser, wenn er bieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „Das ist eine Geistergeschichte." — Nichts nutz! — Der Herr in der weißen Gestalt, den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hie zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Galopp und Trab, trotz Einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirthshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter," sagte er, „kann ich hier nicht über Nacht bleiben?" Der Posthalter erwiederte: „Was Euer Gnaden befehlen." Also speiste er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingelberger, und ging in's Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche nach der andern vorbei, und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und

die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an?“ sagte der eine Postknecht zu seinem Kamerad, „es fehlt uns ein Roß und in der ganzen Stadt liegt Alles im Bett.“ Der Kamerad sagte: Spann den Schimmel ein!“ Der Herr im Bett dachte: „Will's Gott nicht meinen.“ — „Er merkt's nicht,“ fuhr der Kamerad fort. Der Herr im Bette dachte: „Freilich merkt er's,“ und fuhr wie eine brennende Rakete aus dem Bett und hinter das Fenster, um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da,“ fuhr der Kamerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte: „Nein, er ist schon auf, und kommt, eh' du fortgehst.“ Indem ging der Postknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen, ihn ein paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sei. Deßwegen sagte der Kamerad zum Postknecht: „Er merkt's nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehen, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, bloß in einem Paar leinenen Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer unterstehet sich, den Schimmel anzuspannen? Wer will todtgeschossen sein?“ Der Kamerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel oder sonst einen, geht Ihr wieder in euer Bett, und laßt uns gewähren.“ — Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt, und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen,“ und so und so. Der Kamerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Bataillon! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um euern Gaul!“ — „So! Ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzbündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und es kam zu ein paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen

kann, bis zuletzt der Postbalter herauskam und fragte: „Was gibt's da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durch einander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der curiose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sei doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett.“ Da konnte der Postbalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr,“ sagte der Postbalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener, und er hat seit ein paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen.“ Da sagte der Herr: „Ja so, wenn das ist!“ und ging ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dießmal, dachte er, bin ich ein curioser Herr gewesen. Wenn's nur nicht bekannt wird!

Die Treue und ihr Dank.

Schon viel Wohltbat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Theresia und Joseph der Zweite saßen. Aber Kaiser Franz der Zweite, Joseph's Neffe und Zögling, blieb auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Gesindeordnung für die Stadt Wien ausgehen lassen, und zehn Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaisergulden für eben so viel männliche oder weibliche Dienstboten ausgesetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieser Zeit zehn Jahre lang hinter einander in einem und dem nämlichen Dienst. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum ersten Mal diejenigen aufgefordert, sich zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seien der Belohnung werth. Mancher Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen sein.

Doch! geneigter Leser! Es sind siebenhundert und ein und fünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre, sondern auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in ihrem Wandel und

treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl that weh, unter so viel achtungswerthen Menschen. Aber folgende zehn, der Hausfreund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten fünf und zwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünf und fünfzig Jährlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und ist darüber fünf und siebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über Viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude."

2) Adelbert Hamelton. Acht und sechszig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unversorgten Kindern, ist zwei und vierzig Jahre lang im nämlichen Dienst gewesen, als er die Belohnung des Kaisers empfing, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen."

3) Anton Cares. Diente schon sieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vizepräsident von Sommerfels, und der Herr Präsident sagt: „Er sei ihm noch nicht feil."

4) Polirena Imhoferin. Ist seit fünf und fünfzig Jahren in Diensten, und hat sechs und vierzig Jahre davon in dem nämlichen Hause mit unbescholtener Treue zugebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „Sie könnt's an einem andern Ort nimmer aushalten."

5) Marianne Wurmin. Diente sieben und fünfzig Jahre in dem nämlichen Hause, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis in's vier und achtzigste Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu bis in den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben."

6) Magdalena Zotterin. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herrschaften, und stand bei der letzten schon seit ein und dreißig Jahren.

7) Marianna Radin. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre in dem nämlichen Hause um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis in's Alter und bis du grau wirst. Ich will's thun. Ich will heben, tragen und erretten."

8) Therese Höflingerin. Ist seit acht und fünfzig

Jahren Dienstmagd in dem nämlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Elisabeth Obentraufin. Wem dient die schon sieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und ist seine einzige treue Stütze.

10) Rosalie Swoboda. Sie hat in neun und zwanzig Dienstjahren ihre Herrschaft, eine jetzige Wittwe, wohlhabend und arm gesehen. Als die Wittwe den Mann verloren hatte und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, sagte Rosalie Swoboda: „Ich verlasse Euch nicht.“ Auch fragt sie weiter nicht: „Wann bekomm ich meinen Lohn?“ sondern sucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hause so viel nebenher zu verdienen, daß sie ihrer Herrschaft auch noch ein wenig Gutes dafür thun kann. Es wird alles sein, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Wittwe theilt.

Diese drei, Nro. 8, 9 und 10, besonders die letzte, wenn man sie recht darum beschaut, scheinen auch schon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her ihr Gesegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank gewesen, und ihr habt mich gepflegt.“

Dieß sind die zehn gottesfürchtigen Dienstboten, welchen der Kaiser zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtschaffenheit und Tugend zusammen eintausend fünfhundert Kaiser-Gulden hat ausbezahlen lassen, und wer war dabei? Der Viertelsmeister und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber Se. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Exzellenz der Herr Vizepräsident von Sonnenfels, Ihro Exzellenz und Hochgeboren die Frau Gräfin Marianne von Dietrichstein, im Namen der adelichen Frauen, Se. Hochfürstliche Gnaden der Fürst Erzbischof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Einer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: „So sollt's an andern Orten auch sein. Wer weiß, so bekäme man auch besseres Gesinde.“ Antwort: das ist so absolut just nicht nöthig. Vielmehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenn's an ihm wäre, der Kaiser zu sein, ob er nicht

schier auch eine Belehrung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehn Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren und sei gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sei nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert und fünfzig Gulden Segen in's Haus und in's Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden, und bei den reichen und vornehmen einquartirt. Vielmehr, sie hat sich schon an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten geflüchtet.

Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leser wird eine Freude daran haben, und sich etwas darauf einbilden, daß er in seinem Kalender zum erstenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche statt der Sündfluth und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie, die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an ausweist, und in keinem andern Kalender zu finden ist. Wer den Hausfreund nicht besitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wissen will, muß er dem geneigten Leser gute Worte geben. Damit nun derselbe mit Red' und Antwort nie stecken bleibt, und mit guter Gelegenheit selber erfährt, was ihm zu wissen vielleicht angenehm ist, so sollen von nun an alle diese Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umständlicher beschrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintausend achtbundert und achtzig Jahren schon einmal zwischen dem Schwarzwald und dem Rheinstrom gelebt hätte, und jetzt wieder sagen könnte, wie alles damals ausgesehen

hat. Fast alle Berge und lustigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachsen. Der Rhein und die wilden Waldströme, damals viel größer und reißender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faschinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Grenze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirthshäusern. Wildes Gethier, das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Völkerschaften andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodensee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtes und rauhes Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter, von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbstgemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch ging kein Pflug in's Feld. In Utzenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Castel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheinische Völker in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten mit einander blutige Kriege; die Aeduer und die Sequaner begingen einen dummen Streich; nämlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hilfe. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er ging mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundert und zwanzigtausend, und die Aeduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an und sagten: „Wollen wir nicht da bleiben?“ Also blieben sie dort bis in's vierzehnte Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Aeduer auch an, und sagte: „Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen.“ Endlich suchten die Aeduer Hilfe bei dem römischen Feldherrn

Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keine von euern Landsleuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim.“ Aber der Deutsche sagte: „Wißt Ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen.“ Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen, zuerst auf dem linken, hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schifflein los, und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das diesseitige Gestade, man glaubt zwischen Crenzach und Wieblen. Wenige von seinen Landsleuten hatten vom nämlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf der Flucht von den römischen Reitern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Dieß ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, acht und fünfzig Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

Denn nach der mörderischen Schlacht vermehrten sich die Römer immer mehr an dem jenseitigen Rheinufer, und befestigten daselbst ihre Herrschaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn diesseits machten schlechte Geschäfte. Nach und nach verödete sich das Land, was noch da war, zog davon, den Römern aus den Augen, und viele Jahre lang vom Bodensee bis an den Isteiner Klotz, von Istein bis an die Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Mensch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenseits Rheins an dem schweizerischen und elsässer Ufer lange hinüber geschaut hatten in die menschenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack, und siedelten sich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landschaft bekam nach und nach ein Aussehen, als wenn noch etwas daraus werden könnte. Aber die Römer, stets begierig, ihre Herrschaft auszubreiten, als sie auch

sahen, daß aus der Landschaft etwas werden könnte und schon war, zogen sie ebenfalls herüber mit Schild und Schwert, mit Zimmerleuten und Maurern, und machten sich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und steuerbar, befestigten es durch Wälle, Thürme und Schlösser, und verschönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, also daß mancher schöne Ort, der noch steht, ungefähr in diesem Zeitlauf seinen ersten Ursprung bekam, als: Constanz, Pfullendorf, Badenweiler, Sulzburg mit einem Castell oder Schloß auf dem jetzigen Castelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim und andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Ueberreste von altem römischen Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen — in mehr als anderthalbtausend Jahren. Ueber manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, zweihundert Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes, bis ein neues deutsches Volk, die Alemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein Mehreres erfahren wird.

Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöpplein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem Westlein, ging wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Dieß schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein paar Tage hier sitzen bleiben und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein Zwölfsousstücklein und fahre dem Postschiff nach.“ Denn ein kleines Boot

fährt geschwinder, als das schwere Postschiff, und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „wenn ich d'ran gedacht hätte," sagte der Schiffmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;" denn es fing an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „Das gibt einen Spaß." — „Gottlob," sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff." Als er nun an demselben angelangt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert, und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiff saß, wunderte sich jeder, wo er herkomme, so spät, so allein und so naß. Denn in einem solchen Meerschiff sitzt man wie in einem Keller, und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen nicht, was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus," sagte einer, „als wenn Ihr wäret gekielholt, das heißt unter dem Schiff durchgezogen worden." — „So? Meint Ihr," sagte der Gaskonier, „man könnte trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ich's auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und schwimme alle Montage mit Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weil's geschwinder geht. Aber jetzt hab' ich etwas in England zu verrichten. Wenn's erlaubt ist," fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich Euch glücklicher Weise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit sein von Dover." — „Landsmann," sagte einer, und stieß eine Wolke von Tabaksrauch aus dem Mund (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), „wenn Ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so seid Ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London." — „Ich gehe keinem aus dem Weg," sagte der Gaskonier. — „Wollt Ihr's mit ihm versuchen," erwiederte der Engländer, „wenn ich hundert Louisd'or auf Euch setze." Der Gaskonier sagte: „Mir an!" Reiche Engländer haben im Brauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen unter einander zu verwetten; deßwegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine

Kosten mit sich nach London, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord," sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilt's hundert Guineen, er schwimmt besser, als euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenn's so sein müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt Ihr mir vor? Habt Ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang." Der Gaskonier öffnete das Kistlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein Paar Knackwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte Euch eben fragen, wo Ihr euere Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themse-Fluß hinab in die Nordsee, und durch den Kanal in's atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den sechzehnten, muß ich wieder in Oleron sein. Aber in Cadix im Rößlein will ich morgen früh ein gutes Mittagsessen bestellen, daß es fertig ist, bis Ihr nachkommt." Der geneigte Leser hatte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich," sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Thut, was Ihr wollt," und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von Jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechterei war, so fand doch Jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von Allen, die auf ihn ge-

wettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebenlang in keinem Wasser gewesen sei.

Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt Ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seid Ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.“ Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle, wenn ich Vier nehme?“ — „In zwei Stunden.“ — „Und wenn ich Sechs nehme?“ — „In einer Stunde.“ — „Wißt Ihr was,“ sagte endlich der Jude, „spannt Acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!“

Inhalt des zweiten Bandes.

Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Erste Abtheilung.

Seite

Nützliche Lehren 1
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande 7
Kindesdank und Undank 8
Das wohlfeile Mittagessen 10
Das Mittagessen im Hof 11
Der kluge Richter 12
Zwei Erzählungen 13
Der schlaue Husar 15
Der Zahnarzt 16
Mancherlei Regen 19
Schwefelregen 19
Blutregen 20
Froschregen 21
Steinregen 21
Hutregen 23
Ueber die Verbreitung der Pflanzen 24
Die Processionsraupen 27
Die Spinnen 29
Die Schlangen 32
Der Maulwurf 36
Der Mensch in Kälte und Hitze 38
Verschiedene Rechnungs-Exempel 41
Guter Rath 45

Seite

Warme Winter 47
Das wohlbezahlte Gespenst 48
Der verrückte Träumer 50
Große Schneeballen 51
Mißverstand 51
Die Eideren 52
Unglück der Stadt Leiden 55
Fliegende Fische 56
Schlechter Gewinn 58
Der wohlbezahlte Spaßvogel 58
Eine sonderbare Wirthszeche 58
Seltsamer Spazierritt 60
Drei Wünsche 61
Der preußische Krieg im Jahr 1806 und 1807 63
Eine merkwürdige Abbitte 66
Der große Sanhedrin zu Paris 67
Der schlaue Pilgrim 70
Untreue schlägt den eigenen Herrn 72
Jakob Humbel 73
Zahlreiche Mordthaten 76
Franz Ignaz Narocki 77
Der fechtende Handwerksbursche in Anklam 79
Mißverstand 79
Brodlose Kunst 81
Glück und Unglück 82
Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld . . . 83
Pieve 85
Der preußische Krieg (Nachtrag) 86
Vorrede des rheinländischen Hausfreunds 88
Kannitverstan 90
Schlechter Lohn 92
Der kann Deutsch 93
Große Feuersbrunst 94
Der Fremdling in Memel 95
Das seltsame Recept 96
Einfältiger Mensch in Mayland 96
Der Barbierjunge von Segringen 97
Merkwürdige Gespenstergeschichte 98

Seite

Gute Antwort 102
Drei Wünsche 102
Der Husar in Neisse 103
Was in einer großen Stadt drauf geht 105
Ein Wort gibt das andere 106
Moses Mendelsen 107
Ein Kriegsschiff 107
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler 108
Theure Eier 108
Die drei Diebe 109
Suwarow 112
Klein und Groß 112
Hohes Alter 114
Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne 114
Weltbegebenheiten (Folgen des Tilsiter Friedens) 116
Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf 121
Weltbegebenheiten (Fortsetzung) 123
Unglück in Kopenhagen 126
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers 127
Der unschuldig Gehenkte 131
Der Rekrut 132
Böser Markt 132
Der silberne Löffel 134
Einträglicher Räthselhandel 136
Des Seilers Antwort 138
Der geheilte Patient 139
Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen 142
Der kluge Sultan 143
Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird 144
Der Zirkelschmied 145
Heimliche Enthauptung 146
Der Staar von Segringen 148
Wie man in den Wald schreit, also schreit es heraus 150
Die falsche Schätzung 150
Das letzte Wort 151
Gutes Wort, böse That 152
Der geduldige Mann 153

Seite

Der schlaue Mann 153
Der Heiner und der Brassenheimer Müller 154
Der falsche Edelstein 156
Das schlaue Mädchen 158
Ein gutes Rezept 158
Vereitelte Rachsucht 160
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz 162
Das Welschkorn 165
Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden 167
Des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch 169
Seltsame Ehescheidung 172
Der listige Steyermarker 173
Etwas aus der Türkei 175
Das bequeme Schilderhaus 175
Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam 176
Der Rekrut 177
Die leichteste Todesstrafe 177
Nützliche Lehren 178
Die Bekehrung 180
Der fremde Herr 181
Theures Späßlein 183
Der General-Feldmarschall Suwarow 184
Feuerfünklein 185
Die zwei Postillione 186
Der betrogene Krämer 187
Der listige Kaufherr 189
Rettung einer Offiziersfrau 190
Die Baumzucht 192
Unverhofftes Wiedersehen 195
Drei Worte 197
Zustand von Europa im August 1810 198
Das fremde Kind 199
Geschwinde Reise 201
Brennende Menschen 203
König Friedrichs Leibhusar 203
Andreas Herzog 204

Seite

Der Rekrut 206
Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann . . 208
Gute Geduld 210
Lange Kriegsfuhr 211
Der schwarze Mann in der weißen Wolke 214
Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht . . 216
Das Bettlerkind 222
Wasserläufer 223
Zeitlose 223
Das Vivat der Königin 224
Der verwegene Hofnarr 226
Die betrogenen Zecher 226
Schreckliche Mordthat 227
Der Geizige 229
Der Lehrjunge 229
Der Wasserträger 230
Die Tabaksdose 232
Hagenloch 233
Zwei honette Kaufleute 234
Der listige Quäcker 234
Blutbad in Neuburg am Rhein 235
Der Hausfreund redet zum drittenmale den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr 236
Die Schmachschrift 239
Der Prozeß ohne Gesetz 242
Die gute Mutter 243
Das gute Wort 246
Das letzte Wort 246
Die Raben 248
Das heimliche Gericht 248
Gute Antwort 252
Glimpf geht über Schimpf 253
Der Nachtwächter von Neuhausen 253
Der Vater und der Sohn 254
Wie sich der Zundel-Frieder hat beritten gemacht 254
Der Comet von 1811 258
Der Wolkenbruch in Türkheim 261
Heremehl 262

Seite

Rettung vom Hochgericht 264
Der Schimmel 265
Die Treue und ihr Dank 267
Die berühmte Schlacht der Markomannen 270
Der große Schwimmer 273
Kurze Station 276

Johann Peter

Hebel's Werke.

Zweite Ausgabe in drei Bänden.

Dritter Band.

Mit Hebel's Denkmal im Schloßgarten zu Karlsruhe.

Karlsruhe.
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1853.

Karlsruhe. — Druck der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchdruckerei.

Erzählungen

des

rheinländischen Hausfreundes.

Zweite Abtheilung.

1814 — 1819.

1814.

Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute, nicht weit von Segringen, lebten mit einander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel: „Frau, sagte der Mann, die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab' dir's doch schon so oft gesagt.“ Die Frau sagt: „Mir ist sie eben so recht.“ Der Mann bekommt etwas Röthe im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten?“ Die Frau erwiedert: „Draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch' dir selber, oder sieh', wer dir kocht.“ Der Mann wird flammenroth und wirft der Frau die Suppe sammt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber.“ Jetzt geht's der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Wasser fließt in die Läufe, und alle Mühlenräder gehen an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh' schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel.“ — Solcher Liebkosungen endlich müde, ging die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Noth. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und

Schimpfen gegen ihren Mann selber Schuld an seinen Mißhandlungen sei. „Hat Euch mein seliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?“ sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines, frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. „Dieses Fläschlein,“ sagte er zu ihr, „müßt Ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so euer Mann wieder aus dem Wirthsbaus kommt und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde, bis er wieder zufrieden ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können.“ Die Frau befolgte den Rath; das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen, unsere Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

Betrachtung über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge curios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's

betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht?" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Eben so ist es mit dem Gespinnst, worein sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franziskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Eben so alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; eben so jede Franziskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, über's Jahr mach ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger, als ein Fink? — Nichts nutz. —

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und, so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deßwegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deßwegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnengewebe nachmachen. Gottes Werke macht Niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anderst, wie es nach seinem Zweck und Bedürfniß recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kannst du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geiger's:

„Gott, du hast der Freuden Fülle? —"

Das Büblein fuhr fort:

Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
das Gute nur, und deine Werke
sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir. — —

„Sieh, Kind," sagte der Hausfreund, und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, „sieh, sagte er, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Lebenlang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhausen hat. Gesetzt, sagte er, du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all' deinem Werk und Thun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das Nämliche in seiner Art so gut machen kann, als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ermel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn Jedermann gesteben und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders sein, als die Vollkommenheit seiner Werke.

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„O, bilde mich nach dir —"

Aus einem solchen Kinde kann etwas werden.

Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Cavallerie-Offizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirthshaus. Einer, der schon drin war, und ihn hatte vom Pferd

absteigen gesehen, ein Hebräer, sagte: „Daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden darauf hergeritten sind.“

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs,“ fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre,“ erwiederte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert, sagte er, Ihr könnt ihn um fünfzig haben.“

Der Hebräer sagte: „Thun's fünf und zwanzig nicht auch?“ — „Auch fünf und zwanzig, erwiederte der Offizier — auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf,“ dachte der Hebräer, „hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher.“ — „Herr, sagte er, Sie sind ein Offizier. Offiziers-Parole?“ Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“

„Lieber wär's mir,“ sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius, und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, alsogleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kann's noch besser, als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Anweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thut's, Sohn Jakobs?“ Der Hebräer sagte: „Na, wie thut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolvirt.“

„Das kann geschehen,“ sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat."

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten," und stellte das bispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um dem fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekessen, was thu' ich damit. Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß." Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Muthwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen bergibt um's Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um des Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt.

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn recommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm sagten zu einander an einem schönen, kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten

Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nicht überzwerch im Faß — Schliengener, Böllinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und siebenziger. Beim vier und siebenziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Waßgau funkelte und die Betglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Betglocken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste." Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort links ist die Stubenthür. Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschranks, in der Meinung, es sei die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten zu St. Johannes Segen, und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der Vordere dachte: „Soll mir etwas passirt sein, oder ist mein Kamerad dahinten nicht wasserfest?" Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Kameraden etwas passirt?" — „Gevattermann, stammelte endlich der Vordere, es scheint mir, Ihr habt's Euch kommod gemacht. Ich hätt' Euch wohl ein paar Minuten lang das Leitseil halten mögen." — „Gevatter, erwiederte der Andere, mir kommt's vor, Ihr solltet nicht mehr saufen, als Ihr bei Euch behalten könnt." Während sie aber so Wortwechsel trieben und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nässer und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, Ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter," fuhr der zweite fort. — „Oder Ihr mich," erwiederte der erste. — „Wenn ich nicht da säße wie einer, der zwischen den zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit sammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen." — „Drum eben," erwiederte der erste. „Woher kommt's, daß Euch das Wasser an den Beinen herabläuft?" Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren und die Spreu aus dem Sacke ausleeren wollten, da schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar, der Schalk, der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir auch so naß geworden." Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor." — Es war auch so.

Der Bauersmann und der Visitator.

Der Visitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waaren in's Land bringen will, merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf oder nicht. Er läßt zehn Unschuldige durchpassiren und nimmt's nicht genau. Den eilften, der etwas hat, hält er an und visitirt ihm alle Säcke und Näthe aus, bis er's findet. Ehrlich währt am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Noth auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitator einen Schabernack an und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Häuslein heraus. „Halt! Was habt Ihr in euern Säcken?" Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „Haber" und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts darin, als was Ihr sagt?" — „Nein, sonst nichts." Der Eigenthümer einer Waare ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinanderlegt und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitators Schuldigkeit, und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitator seinen Gehülfen heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitiren." Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitirstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seien. Es war auch nichts Heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwitzten dazu wie ein Präceptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, Ihr seid ein ehrlicher Mann. Aber warum seid Ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? daran erkennen wir sonst das böse Gewissen, und haben ganz gewiß geglaubt, einen guten Fang an Euch zu machen." Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die

Seite und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich habe ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben.“ Da fuhr der Visitator auf: „Daß Euch, Ihr dieser und jener — — Ich hätte den besten Lust“ — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht gebeißen. „Es ist mir leid genug, sagte dieser, daß Ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

Dankbarkeit.

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Thierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast;“ sagte er, „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer.“

Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.“

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen bei

einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!“ sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib,“ fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt.“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergellstere *) dich, und sag dir's noch vorher.“ Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt.“

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellenbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's.“ Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen,“ und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ — „Nein, es gibt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und herzhafter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstille. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir gebt.“ Zum Drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte: „Hab' ich dich,“ blieb ihm eine kalte, todte Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tödtende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen

*) „Vergellstern“ so viel als: „einem Furcht einjagen.“

war er eine Leiche. „Gestern früh," sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich Euch gezeigt habe."

Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spuhle abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knieen gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?" Da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufführe, und war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten, gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen, schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern,

von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal, aber früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh' nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für dießmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte; in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh' in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das eures Brodes bedarf,“ sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens und sagte: „Sei zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Fran-

ziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten, und der Vetter erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Oestreicher darvor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Oestreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante, sagte er zu seiner Base, Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist Schade, daß sie nicht mehr ist, als das.“ Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden als mein Kind.“ Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante im Garten spazierte, „wie gefällt dir dieser Rosenstock?“ fragte die Tante; der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön.“ Die Tante sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock.“ Der Vetter erwiderte: „Die Rose,“ — „oder vielmehr die Franziska?“ fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt,“ sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie beirathen möchte. Die Tante sagte: „Vetter, du bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth.“ Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist mir nimmer, wie vor drei Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll.“ Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und

Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein ꝛc. Der Herr, der aller Enden ꝛc. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue ꝛc.“ — und was sonst ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?“ keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester.“ Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er alle Wege,
an Mitteln fehlt's ihm nicht.

Der böse Winter.

Mancher, der nicht gern die Stube und den Ofen hüte, zumal wenn kein Feuer darin ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden und Alles, was noch darin war, eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geschrieben haben und wie es aussah, nicht nur in Moskau und Smolensko, nicht nur am Fluß Borysthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herabgoß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nimmer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind gieng, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ellen tief gefroren. Wollte der Todtengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfror in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzig tausend Ochsen.

Aber das kühne und muthwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegenstellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch unterthan.“ Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken

mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sei noch nicht das höchste, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitten auf dem Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demselben gezogen, und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dieß ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um zwei Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um drei Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an, und dachte: „Glitzert ihr so lange ihr wollt, ihr seid doch nicht so schön, als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle.“ Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: „Es könnte jetzt bald drei sein.“ Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng in's Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschirt schon um drei Uhr, kein Kamaschenknopf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also gieng der Musketier unabgelöst selber in's Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen, und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Nudeln absetzen,“ er meinte

Röhrlein. Zudem dachte er: „Der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse," und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sei ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz, die Heirath kam zu Stande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird." — „Wer?" — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da." Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist." Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittirt, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen." Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, als gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret sein, gleich einem Borstdorfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten

geführt hatte, und löste ihn ab: „Präsentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch," nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm Alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Das Seewunder.

Vor Zeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heut zu Tag sieht man sie fast nur noch auf den Wirthshausschildern. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz, und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rothlechten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, so viel man durch das Wasser sehen konnte, war Fisch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil, oder seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer, hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also, daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen, und gleichsam ein menschliches Seeleben mit einander führen, also, daß sie auch ihre Schulmeister, Nachtwächter und Vögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind so zu sagen ihre Vögel. Aber gleicherweise als wir unsere

höchsten Berge, z. B. in der Schweiz, nur selten besteigen, und nicht lange ausdauern können in der Lauterkeit und Kälte der obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht darauf schwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sei hinaufgekommen, bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische, ohne Schuppen und Floßfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sei. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sei ihm unverständlich vorgekommen, und so viel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

Der gläserne Jude.

Im letzten Krieg flob ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Rausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores." — „Doved, ich rühr mich nicht." Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thür herein, und „wo ist der Spitzbub," schrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiederte: „Na gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd." Der Husar erwiederte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat," und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt Ihr in diesem Sacke da," fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas." Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Säbel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber, der darin steckte, dachte: „Ich will meinen Schwager

nicht stecken lassen, mich noch weniger," und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar, meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war, und der Jude blutrünstig aus dem Sacke schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder," sagte er, „mein Lebenlang will ich um vier Thaler kein Glas mehr werden."

Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?" — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt." — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!" — „Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblösen." Also ritten sie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts

angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr," sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König, und sagte: „Ich bin's. Wenn Ihr euer Rößlein eingestellt und euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten, und Euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte her rührt das Sprüchwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?"

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, ging ein neu angenommener Hatschier in ein verächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „Weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in Acht, vielleicht gibt's etwas zu fischen." Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute, und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei, von dem Elephant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „Zum Exempel, dieß wäre die Do-

nau." Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wäre Ulm." Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr." Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr," und fing an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Ueberrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne Euch." Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen," und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund, ich kenn Euch nicht. Aber ich will Euch noch einmal gewarnt haben." Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig, als die freie Rede, und so und so." Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Ueberrock zurück, und zeigte sich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt, guter Freund," sagte er, „jetzt kommt mit mir!" Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund," sagte er, „Ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben, und nicht erst heute auf die Welt gekommen sein. Ich sehe schon," sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß Ihr mich besser kennen lernt," und forderte noch eine Bouteille, und winkte der Wirthin, „Vom Guten." Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit Euch zu trinken," und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will Euch das Gegentheil beweisen, denn Ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor eures gleichen Respekt." Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen." Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilt's, Ihr seid noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen,

weil Ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will Euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hatschier erwiderte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich Euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber mit einander in den Polizeihof, und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fing der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von Euch zweien bringt den andern.“ Denn es ist jetzt Zeit, dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deßwegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von Euch zweien bringt den andern.“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant schaute ihn gebieterisch an, und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden Herr Stadtvogt,“ sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld noch mit Weibsleuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item, an einem solchen Orte mag es nicht gut sein, ein Spitzbube zu sein, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dieß Stücklein ist noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder, der Adjunkt.

Die Besatzung von Oggersheim.

Zu Oggersheim, gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz,

die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Oeffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalvo hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt," ließ er hineintrompeten, „alsdann gebt Acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmmarsch schlagen lasse, und doch hineinkomme," da sahen die Helden einander an und sagten: „Der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste." Nur einer dachte: „Was soll ich thun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein in's Kindbett kommen? In Gottes Namen, ich bleibe da." Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weißen Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sei euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrsamen Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen, das Eigenthum zu schonen und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses thut und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter." — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, Nein — Nein, Ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen," sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen ketzerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden?" und rief mit lauter Stimme: „Akkordirt!" Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war Niemand. — „Sie werden am innern Thor sein." Am innern Thor war auch Niemand. — „Sie werden auf dem Platze sein." Auf dem Platze stand mutterseel allein mit weißem Fähnlein der herzhafte Burgersmann. — „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Burgermeister und der Rath?" Da fiel der Burgersmann dem Feldhauptmann auf die Kniee nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern sind nach euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ellenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und

mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit gestern hätte desertiren wollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spießruthen jagen müssen.“ Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehen, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch, was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden,“ sagte er, „wolltet Ihr mir nicht auf eine Viertelstunde euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann, der ellenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartirt?“ Da sagte der Feldhauptmann: „Ja, braver Kamerad, und ich will Gevattermann sein und dein Kind zur Taufe halten.“ Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spanier wieder weiters.

Die Schlafkameraden.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „Ich will meinem Herrn keine Schande machen,“ und trank, wie im Zorn, ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst: „Der Wirth soll nicht meinen, daß wir Knicker sind.“ Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirth: „Herr Wirth, ich hab' an euerm Rothen so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein.“ Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!“ denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig und dachte: „Ich will nicht wunderlich sein. Es ist ja nicht das erstemal,

daß er's thut." Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken." Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fing endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mohametsknochen." Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo," sagte er, „wackerer Seminarist!" Der Bediente stammelte für sich: „Soll leben der wackere Seeminister," und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört, Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf," fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten," erwiederte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton, jetzt wollen wir in's Bett." Der Anton sah seine Flasche an, und erwiederte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf sein in der Wirthschaft." Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sei. Also stand er auf, und trank es aus. „Sonst verriecht es," dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegen einander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backsteinkäs herauf kommen lassen?" dachte er. Als er aber sich umdreben wollte, ob ein Schränklein in der Wand sei, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch.

Jetzt rief er: „Anton, Anton," mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden," erwiederte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hilfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiederte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab," und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. „Meiner will mir die Nase aufschlitzen," schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus," schrie der Herr, „und komm mir zu Hilfe." — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden mit einander, daß keiner dem andern konnte zu Hilfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendickel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rothen, lagen beide mit einander ringend auf dem Boden, und schrieen Zeter Mordio um Hilfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst, Anton," sagte der Herr. — „So, seid nur Ihr es gewesen," erwiederte der Diener, und legten sich wieder ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

Der Herr Wunderlich.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus," sagte der Bürger, „bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach beim rothen Löwen wieder links. Numero 428. ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ist's nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da, und repetirte für sich: „Eisenladen, — links — rechts — links — Numero 428." Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen hereinkommen, stieß einer den andern mit dem Ellenbogen, und der andere fieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben," sagte er, „und bei den Russen gewesen sein, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, zwanzig Ellen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Pallisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonet, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich aus einander ziehen, wie ein Perspectiv, für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Achtundvierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tödtet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber vergieng Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß

heraus verschwunden, und wen er fragte; „Guter Freund, wißt Ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus?“ der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: Am obern Thore Numero 1.“ Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916.“ Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse, und einige Schüler standen vor der Thüre. Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammenwebt. „Junger Herr,“ sagte er zu einem, „wolltet Ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so.“ Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiederte: „Guter Freund, ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie (so hieß die Classe, worin er saß). Wenn Ihr aber,“ sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis darin steht: Funkus, Blemsum, Schalelei, Ikmack und Norma, der schlagt's Euch auf für zwei Schillinge.“ In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet Ihr nicht so gut sein und es mir aus euerm Gribis Grabisbuch dort sagen.“ Der Schulherr aber schaute diese Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund,“ wollte er sagen, „das ist wohl wunderlich von Euch, daß Ihr meint, ich könne Euch aus meinen Büchern sagen, was Euch im Kopf fehlt. Als er aber angefangen hatte, „guter Freund, das ist wohl Wunderlich,“ fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig,“ sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Tapperment,“ sagte er, „das heiß ich in's Schwarze getroffen, gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch,“ und entsetzte sich jetzt noch vielmehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wie-

der auf die Spur geholfen, von welcher er abgeleitet worden durch den Muthwillen.

Merkwürdiges Rechnungs-Exempel aus der regula societatis.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!" Also aßen sie selb dritt fünf und drei, sind acht Käslein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann, und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten, und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld mit einander geschenkt, also gehören jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr werth sind, will ich dir herausbezahlen." Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: welchem von Beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von Beiden, sondern er sagt: „Demnach und wie Ihr mir Beide vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von Rechtswegen. Punktum."

Man meint nicht, daß der Urtelsspruch richtig sei, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käslein in drei gleiche Theile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käslein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücken des ersten 7. Denn 8 von 15 bleiben 7. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. 7 und 1 thut 8. Also gehörten auch dem ersten sieben Dublonen von Rechtswegen, und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen: erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sei unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist; zweitens,

wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der sich mit Reden maußig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt Ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh sein, wenn man Euch hier duldet.“ — „Meint Ihr,“ sagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort.“

Die Waizenblüthe.

Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder einen Vortheil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Waizen blüht.“ Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber, und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevattermann, mein Waizen blüht.“ Nämlich weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblick in einen Graben, und brach einen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sei zeitig.“ — Der geneigte Leser versteht's.

Veronika Hakmann.

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick zu Muthe, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sei nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermuthet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier *) so große Freude, als die andern alle.

Im Jahr 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern so zu sagen als ein werthgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an, und „Du," sagte sie zu ihrem Brodherrn, „gib mir dein Kind ein wenig," denn sie machte nicht viel Complimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr. „Warum verlangt Ihr das," fragte er sie, „so doch eure Arme nicht mehr im Stande sind, etwas zu tragen, und eure Kniee kaum Euch selber halten können." Sie erwiederte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe." Da

*) schier so viel als: fast.

traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen, und er hieß die alte treue Greisin niedersitzen, und nebenstehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schooß legt. „Gott lohne Euch," sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen." Ein und sechzig Jahr war sie im Dienst und Brod des nämlichen Hauses, und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahre ihres Lebens.

Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sei; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund," sagte er, „mir ist so wohl. Graminirt mich ein wenig über das Sprüchlein: „Du machest fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends."

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probiren. Was heißt das: du machest fröhlich?"

Sagt darauf der Adjunkt: „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute. — Niemals Gestern. — Morgen kommt selber.

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh' Euch nicht recht."

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat," sagte er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde, oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt, als bei Euch."

„Nichts für ungut," sagte der Hausfreund. „Was folgt nun daraus?"

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen.“

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?“

Antwort: „Alles, was webet.“

„Was versteht Ihr darunter?“

„Erstlich und vordersamst,“ sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär' das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt sie eine Fliege, und wenn's sein kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseins.“

„Zweitens, versteh' ich darunter,“ sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch, wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet und eine Prise nimmt, denkt er: du nährst dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut.“

„Drittens,“ sagt er, „versteh' ich darunter Mich, den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, ja Standreden in euern Kalender, und alle euere Leser haben mich gern. Seht, hier ist nichts,“ sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — „hier ist nicht viel — hier ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich Euch eins davon.“

„Viertens und endlich,“ sagt er, „versteh' ich darunter alles, was webet, das heißt: alle Menschen. Denn Weben oder Webern heißt so viel, als sich bewegen. In ihm leben, weben und sind wir. Weben heißt rührig sein mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes.“

„Folgt daraus, Adjunkt?“

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schooß legt und

nicht rührig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich sein, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: Du machest fröhlich alles, was webet."

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: Beide, des Morgens und des Abends?"

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tageszeiten gleich sind. Habt Ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und Abends, wann sie heimkommen. Oder, wann stimmt euer Nachbar, der Schuhmacher, seine Lieder an: Süßer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchthurm hinein und zwischen der Zehntscheuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat und die Ruhe kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein und die Löffel und Gabeln rühren sich schon in der Schublade."

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig sein, also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektirt die Tageszeiten nicht."

„Adjunkt," sagte der Hausfreund, „wenn Ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an Euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!"

Da sang der Adjunkt durch Seefelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

Weltbegebenheiten.

Der Brand von Moskau.

Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus

Oestreich mit einem Hilfscorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren: der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt." Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die ueins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinander gebauten Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest war, und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Vier solche Städte aneinander gebaut, wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch dreißig Vorstädte, in allem aber 20,000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthsbäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort 400,000 Einwohner, und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr, als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht, wenn in einem Umkreis von zwölf Stunden 20,000 Häuser theils in Flammen, theils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen, und 400,000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und Niemand retten, Niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagreisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwangere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöthen, und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagsmahl und seufzte dazu: „Ach, wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach, wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast.“ Wie viel umgekommen sind, will der Hausfreund nicht erzählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er, Schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mittem im Winter in der fürchterlichsten Kälte, aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln, und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen, bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonnet und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmuth. Aber der Letzte hat noch nicht geschossen.

Der Friedensstifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirthshaus beleidigt, und waren doch zu honett, einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen. Das klagte Jemand dem Herrn Theodor und wie alle Mittel vergeblich seien, sie mit einander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne sie. Bis Morgen sind sie gute Freunde.“ Also bat er jeden insbesondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wollte, und setzte sie an den Tisch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und sagte: „Nichts für ungut! Ich will's gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinausging, gab er dem einen von der Seite her, wo der andere saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Lichte wieder kam, und traf sie an im wilden Kampf und Handgemeng, sagte er: „Das ist recht gut und löblich, ehrenwerthe Nachbarn und Gäste, daß ihr euch gegen einander explizirt, und ich hab's schon den ganzen Abend gemerkt, daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich sehe, daß es euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverholen zu verstehen gibt.“ — „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verläugne, sagte der eine, so ich doch Farbe angegeben habe.“ Der andere sagte: „Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehen. Ihr wißt, wie schmutzig die Karten sind.“ Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und schlichtete ihn vollends aus; den andern Tag waren sie wieder gut Freund.

Die Alemannen am Rheinstrom.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgesehen hat in dem Lande seiner Heimath von Anbeginn bis um das Jahr nach Christi Geburt zweihundert, und er hat sich's nicht verdrießen lassen, unterdessen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die Alemannen sind, die der Hausfreund, so zu sagen, wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert, im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß Niemand recht zu sagen, wer diese berühmten Alemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl es sind dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und Altvordern, von deren Blut er abstammt, große, grobgliedrige Menschen mit blauen Augen, krausen, rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trutz, fröhliche Trinker und Spieler, ohne Kenntnisse. Es geht noch Manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie sie heutzutag in die Schule gehen, ein Additionsexempel angesetzt oder ein ABC-Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Lesers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Mütterlein, backe Sträublein daraus," sie hätte nichts wissen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunser, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche gingen sie nach Schaffhausen an den Rheinfall, oder in die dichtesten Wälder, oder auf den Belchen. Denn sie beteten unsichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opferten ihnen Pferde. Sonst war ihre liebste Beschäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften sie mit den Römern in unversöhnlichen Kriegen zuerst um die Landschaften zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günstig schien, fielen sie in das römische Gebiet jenseits der Flüsse ein, und spannen meist wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leser müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich sei, daß er nach anderthalbtausend Jahren noch von diesem Heldenvolk abstammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren sollte, was es von einem Feldzug

zum andern für schreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo ein Theil des Schwarzwaldes sich aufthut, flutheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Alemannen siegeslustig hinaus, jetzt die Römer racheschnaubend mit Feuer und Schwert hinein. In alle Bäche floß alemannisches Blut. Mehr als einmal gingen, nach römischen Berichten, die Alemannen hunderttausendweise in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geschäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Denn die nackte deutsche Tapferkeit und Kraft, ohne die Kunst des Krieges, vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die gebarnischten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünste, mitunter auch Schelmenstücklein. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen und die Römer anzugreifen, wo wir sie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heimzukommen und die Feinde abzuhalten, daß sie nicht über den Fluß hinüber nachsetzten, war oft etwas Schweres. Die Geschichte erwähnt eines mannhaften deutschen Fürsten und Heerführers mit Namen Chnodamar, sie erwähnte auch eines Fürsten und Helden mit Namen Vadomar, der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten seinen Sitz hatte, wo jetzt Thumeringen steht im Wiesenkreis, also daß dieses Ort zuerst geheißen hatte Vadomaringen. Der ist manchmal auf seinem Hengst durch die Wiese geritten oder im Käferbölzlein auf der Jagd gewesen und hat mit lüsternen Augen hinüber geschaut in das Gebiet der Römer jenseits Rheins. Chnodomar und Vadomar und andere deutsche Fürsten, als: Uri, Urfiz, Vestralp und mehrere gingen mit ihren Heerschaaren über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römischen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen schien, war sie verloren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein und hauste heidnisch mit den Leuten. Aber Vadomar, der König von Thumringen, rettete sich und sein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch List und schändlichen Verrath in ihre Gefangenschaft und schlepp-

ten ihn nach Spanien. Später wurde auch sein Sohn Vitigab, ein gar feines und kluges Herrlein, auf Anstiften der Römer, von seinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leser zu einer solchen schlechten Aufführung? Viele tausend biedere Alemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigsten mehr erfahren, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen ein Mägdlein von Donaeschingen, Namens Bißlein, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er sich nicht nachher in dasselbe verliebt und laut gesagt, es sei in ganz Rom kein Mädchen mit diesem alemannischen Töchterlein zu vergleichen. — Wenn er jetzt erst käme und eins aussuchen dürfte. Aber in der That, man weiß nicht zu sagen, wo die vielen Menschen hergekommen sind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grausamen Landesverwüstungen noch übrig waren, kraftvoll und rüstig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfing zu zerbrechen. War nicht auf einmal selbst das ganze jenseitige Rheinland, von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge untertban der alemannischen Macht? Alles schien sich wieder zu erheben, bis ein neues kriegerisches Schauspiel begann. Draußen über dem schwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und seltsame Völkerschaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten, die Hunnen, ein wildes, räuberisches Gesindel, und es wird nicht viel gefehlt sein, so war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der schlimmste unter allen. Attila brach um das Jahr 451 mit seinem Volk aus ihren Wohnsitzen auf, um in Europa, so weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu sengen und zu brennen und zu morden, und wo er hinkam, in den ersten vierundzwanzig Stunden war alles verwüstet und verödet, und je weiter er zog, je furchtbarer vermehrte sich sein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerstrom in seinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldströme, die sich rechts und links her in seine Fluthen ergießen. Jetzt ist der Hunnenkönig schon am Saustrom in Ungarland, jetzt schon an der Donau, jetzt schon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig sein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der

rechte am Neckar herab und am Rhein. Es ist einerlei, wie viel man sagt, ob hunderttausend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar schlug der Alemann die Hand an's Schwert. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Alemannen seien auch ein wenig mitgegangen auf's Abentheuer. Vogel friß oder stirb. Also gleich über dem Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Alemannen aber erhoben sich wieder und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahre 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von Mainz bis Cöln, bis weit in die Schweiz hinauf, bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unser, und unsern Zorn büßten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Constanz. Damals konnte ein Alemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: Wir.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser die Freude an seinen Voreltern ein Jahr lang gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der alemannischen Macht wird es geschwind geendet sein. Denn die Deutschen wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sei besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können. Also griffen jetzt die Alemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an, und repetirten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehemaligen Herzogthum Jülich die Schlacht zwischen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung sein, diese Schlacht sei nicht einmal bei Zülpich, sondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg schon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Alemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangst und Verzweiflung der fränkische König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob, und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so

wolle er ja gerne ein Christ werden, seine Frau sei es ohnehin schon. Es waren aber damals schon ganze christliche Regimenter unter dem fränkischen Heer, und einer rief dem andern zu: „Du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, so will er sich taufen lassen.“ Also schlugen die Christen unbarmherzig auf die Heiden drein, die Alemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für dießmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrschaft auf immer.

Wer diese Franken sonst ein wenig gewesen sind, und wie es unsern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen ist, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leser aber wird klug sein, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kistlein legen, bis er alle beisammen hat. Bereits aber wird er seine lustigen Thäler, voll Kirchthürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob, es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten.“

Fortsetzung der Weltbegebenheiten.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wolle es gewiß am besten machen. Wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Krone aufsetzt, und dem Schwerte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Kabinet hineingeschaut und seinen verborgenen Rathschluß erspäht hat.

Als nämlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte, und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so,

daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man selbiger Seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18. März waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe, und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden, der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher weltkundige geneigte Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein sein, ehe man Zeit hätte, in der Geschwindigkeit etwas russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabst nach mehrjährigen Mißbelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander aussöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glauben's.

Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten (gesagt hat man's just nicht), „dießmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann," da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen, es sei in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nämlich die Ertödteten im Feld seien wieder auferstanden daheim. Aber am 25. war der Kaiser schon in Erfurt, am 28. in Weimar, am 29. in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen; denn auf diesem Feld war schon im dreißigjährigen Krieg, am 6. November 1632 zwischen dem schwedischen König Gustav Adolph und dem kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolph verlor in derselben durch einen Büchsenschuß das Leben. Aber seine

tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg, und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Altvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nämlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und, wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdlein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben sie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolph und den Erschlagenen auf diesem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den ersten Schuß, und begann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getödteten, gering geschätzt, auf vier und dreißig tausend. Viele umliegende Ortschaften wurden an diesem Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlor zweihundert Häuser durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Parthei in dieser mörderischen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davon getragen habe. Mit gleicher lobenswerther Tapferkeit focht der Franzos, der Ruß' und der Preuß'. Der Musketier stand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preußischen Hauptstadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum sechzigsten Jahr sollten sich schleunig bewaffnen, und wo der Feind sich zeigen wolle, sollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Personen, alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, alle Postherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeschafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten verbrannt, alle Brunnen verschüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Zerstörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzosen selbst aber rückten unterdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Am 12. giengen

die Franzosen über den Elbstrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des schönen und volkreichen Sachsenlandes verstört, und alle Dörfer an der Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12. die Stadt Bischoffswerda mit Kirche, Rathhaus und 318 Bürgerhäusern also nieder, daß nur noch drei Firsten übrig sind. Aber am 18. brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20. eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit von der schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzosen. Der 21. vollendete bei Wurschen, was dem Sieg vom 20. noch fehlte. Ein und zwanzig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel gieng dort im Jahr 1813 in die Erndte. Aber am 23. rückte der Kaiser in Preußisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tausend Franzosen waren noch von 1812 her, in einer Reihe von Kriegsstädten, von Polen heraus bis an die Elbe durch die Russen eingeschlossen. Czenstochow, und Thorn und Spandau mußten sich ergeben. Aber Thorgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hatte, und Glogau in Schlesien wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzosen, und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Millionen Franken entrichten, also daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an dieser Summe abbezahlen wollte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben. —

Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu errathen, ob zur Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutirt, die ganze Elbe befestigt. Am 10. August kündeten die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Oestreich dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preußen, Oestreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheinische

Bund, Italien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

1815.

Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute," sagte er, „habt's doch immer gut. Wenn des Getreides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen theuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld." — „Umgekehrt Herr Doktor," sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getreide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, so ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich." — Auch gut gegeben.

Wein- und Fruchtschlag.

Schon oft und gern ist der Hausfreund dabei gestanden oder gesessen, und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerther Greis von siebenzig Jahren, oder von achtzig, dem jüngern Geschlecht erzählt, was in seinen und seiner Väter Tagen geschehen ist, was die Frucht gegolten hat und der Wein. Ei wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob sie es gleich schon oft gehört haben, und die herangewachsenen Enkel! Den Mägdlein am Rad bleibt der Faden in den Händen stehen ohne weiters, und dem Bäbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je

nachdem. „Ist es möglich," sagt die Margareth, nicht mit dem Mund, — Niemand redet drein, sondern mit dem staunenden Gesicht. „In solchen Zeiten möcht ich auch gelebt haben, so wohlfeil und so stille," sagte der Dieter. — „In solchen Zeiten möcht ich nicht gelebt haben," sagt der Heiner, „so arm an Geld und Freude." Aber die Marie sagt noch nicht Ja noch Nein, aber sie hört gerne, was der Großvater erzählt, denn sie breitet mit der Gufe den Docht ein wenig aus einander und schaut mit lieblichem Antlitz scharf und sinnend in das Licht. Also will sich der Hausfreund jetzt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er ist und seinen aufmerksamen Lesern sagen, was seit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchsten und niedrigsten Preisen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrschaft Rötteln und Badenweiler, denn Solches ist gar angenehm und lehrreich zu wissen für jeden Leser, der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beschäftiget ist, und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erstens, der Hausfreund erfindet diese Preise nicht, sondern hat sie mühsam zusammengesucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt so viel als acht und vierzig Kreuzer. Ein Schilling so viel als zwei und zwei Fünftels Kreuzer. Ein Pfenning aber ist eines Kreuzers fünfter Theil. Mancher Herr Provisor kann hier noch manches Rechnungs-Exempel holen, und in sein Rechnungsbuch einheimsen, wenn er fertig ist mit der Vergleichung des neuen Maßes und Gewichts, und mit den neuen Dezimalbrüchen, die wieder einer in's Land gebracht hat.

Im Jahr 1296 war ein sehr fruchtbares Jahr. Es galt der Sack Dinkel — wie viel, rathet der geneigte Leser? Antwort: zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maas Wein hingegen galten einen Pfenning.

Im Jahr aber 1317 galt der Sack Kernen fünf Pfund. Solches war eine theure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verkamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine große Theuerung erachtet, daß der Sack Kernen sechs Gulden kostete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umsonst. Wer viel hatte, war froh, wer ihm viel abnahm.

Um diese Zeit ist die neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht theure Preise.

Von 1530 bis 1600 stand der Saum Wein selten geringer mehr als ein Pfund oder acht und vierzig Kreuzer, wie zum Beispiel im Jahr 1540, wo er zum letztenmal für achtzehn Schilling zu haben war. Gewöhnlich schwankte der Preis zwischen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 stieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehn. In den nämlichen Zeitläufen stand der Sack Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun Schilling nach dem Schlag, und stieg jedoch selten höher als zwei Pfund.

Zwischen den Jahren 1600 und 1700 war schon der geringste Weinschlag drei Pfund und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und sieben, bisweilen schon zehn, und der höchste vierzehn Pfund zehn Schilling im Jahr 1693. Der geringste Fruchtschlag für den Sack Dinkel aber war noch manchmal, selbst noch im Jahr 1696 zwischen ein und zwei Pfund, und der höchste sechs auch sieben Pfund, namentlich als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed und der Hungar, wie auch sein Namensvetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1730 war der Weinschlag noch immer weniger als drei Pfund. Im Jahr 1753, als der köstliche gekeltert wurde, der drei und fünfziger, sieben Pfund zwei Schilling, sechs Pfenning. Der Hausfreund gäb seinen nimmer drum, er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehn Schilling. Der Hausfreund hat auch noch. Aber im Jahr 1781 sank er wieder bis auf fünf Pfund und fünf Schilling, und stieg 1789 auf siebzehn Pfund zehn Schilling, 1795 auf dreißig Pfund, 1797 auf drei und dreißig Pfund sechs Schilling acht Pfenning, folglich um das sieben und dreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach dem Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722, 1723, 1730 ein Pfund und zwölf bis siebenzehn Schilling; 1712 und 13 aber fünf Pfund; 1770 aber sechs Pfund zehn Schilling; 1771 sechs Pfund; 1796 zehn Pfund, oder zwei und zwanzigmal mehr als 1541.

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahrszahl seine Ehre anthun und in Zukunft immer. Nämlich es war der Schlag:

Vor zweihundert Jahren 1615:
Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling.
Dinkel der Sack 2 Pf. 5 Sch.
Roggen der Sack 3 Pf. 15 Sch.
Haber der Sack 1 Pf. 12½ Sch.
Vor hundert Jahren oder 1715:
Wein der Saum 8 Pf. 7½ Sch.
Dinkel der Sack 3 Pf.
Roggen der Sack 6 Pf.
Haber der Sack 2 Pf.

Wie er im Jahr 1815 ausfallen wird, weiß noch Niemand, als der Hauptplanet.

Merke zum Beschluß, erstens: Seit dem Jahre 1296 bis jetzt, also in mehr als sechshundert Jahren, ist der Preis der Lebensmittel, im Ganzen genommen, immer gestiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preise in die Länge sind kein Glück und verrathen nichts Gutes. Entweder ist zu wenig Geld zum Kaufen im Land, und der Batzen muß in der Noth die Dienste des Guldens thun, wie wenn einer mit einem Eselein in's Feld fahrt, er thut's nicht aus Muthwillen oder zum Staat, sondern weil er's noch nicht bis zum Rößlein gebracht hat. Der Batzen ist das Eselein, und es kommt nicht darauf an, wie wenig Batzen gilt das Malter Kernen, sondern wie viel hab' ich Batzen. Im Jahr 1362, sagt die Chronik, brachte der fleißigste Arbeiter seinen Taglohn nicht höher als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofstatt kostete 35 Gulden. Wer damals 100 Gulden vermochte, war ein reicher Mann, und konnte alle Tage Vogt werden, in so fern. Aber was hilft's? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme. Gleichermaßen wie man zum Spott von einer gewissen Gegend sagt, daß dort die reichen Leute Holzschuhe tragen, die Mittelleute aber gehen baarfuß, und die armen haben gar keine Füße.

Oder aber es ist schon eine andere schreckliche Landplage vorhergegangen, und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptische Pest, oder ein langer Krieg, und die Welt sieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer sind, aber kein Käufer. Wo man aus Mangel an Käufern nicht weiß, wohin mit dem Vorrath. — „Was gebt Ihr mir für den Sack Kernen?" „Nichts!" — „Nehmt ihn für zehn Groschen." „Ich brauche ihn nicht,"

— da ist es keine Kunst, wohlfeil zu sein, aber etwas zu erwerben, daß man kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geschirr, türkisch Garn, Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es ist doch gut, wenn der arme Mann auch essen und trinken kann nach Genüge, und nicht sorgen und arbeiten muß von einem Stern zum andern. Sage vielmehr: „Das thut gut eine kurze Zeit.“ Wenn der Reiche nimmer bestehen kann, was soll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß? Der Bettler hat es alsdann gut, aber es gibt viele, und nicht Jedermann ist es gern. Also bedeutet es lauter gute Zeit, wenn die Preise etwas hoch stehen, und unter der Hand immer ein wenig steigen.

Merke drittens und endlich: Also sind die Zeiten seit sechshundert Jahren trotz Pest und Kriegen und Revolutionen und Pariser Kaiser-Regierung im Ganzen immer ein wenig besser worden, weil die Preise aller Lebensmittel und der Lohn aller Arbeiten immer ein wenig gestiegen ist. Liegt's nicht offenbar am Tag? Wie schön gerüstet und geschmückt gehen heut zu Tag die Mägdlein in die Kirche? Die Mütter zu ihrer Zeit hätten's nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt hat, ging im Zwilchrocke, und band die Schuhe mit ledernen Riemen. Nein, der Sohn trägt einen tüchenen Rock und Schnallen zum wenigsten von Composition. Und in manchem Städtlein oder Flecken, wo einst kaum für einen Kreuzer Prisen zu haben war, stehen jetzt Kaufläden mehr als einer, von den schönen Wirthshäusern an allen Straßen nicht zu reden.

Verloren oder gefunden.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in seinem Kaleschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nämlich den Herrn Vogt und seinen Rausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein Paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein wenig einkehren, und eines Bescheid thun wolle; die Nacht sei mondhell. Der Herr

Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid, als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaleschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir wollen das Kaleschlein auf die Seite umlegen und ihn abladen," aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier, und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall, und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber, als ihn vor dem Fenster des Wirths die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sei, und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenbach bin, oder nicht. Denn bin ich's, so hab' ich ein Rößlein verloren, bin ich's aber nicht, so hab' ich ein Kaleschlein gefunden."

Nützliche Lehren.

1.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehilfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein, als selbander.

2.

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: Berausche ihn. Drittens: Theile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht manquirt, so ist er probat.

3.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: Der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigenthümer verloren hat. Im an-

dern Fall verliert es der Eigenthümer erst, wenn es der Unehrliche findet. Item, der ehrliche gibt es dem Eigenthümer zurück, wenn er kann. Der unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

List gegen List.

Einem nambaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm 1000 Thaler baar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu, und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen," sagten sie, bringen wir Euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang." Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt darinnen liegen haben?" Also wollte er das Schächtelein in Beisein einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldschmied," sagte der Aktuarius, „wie seid Ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert." Nämlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein, Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite, und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied," sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rath theuer. Ihr seid ein unglücklicher Mann." Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein, und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einschichtige

Schnallen*) verkaufen, und sah den Spektakel. „Goldschmied," sagte er, als der Aktuarius fort war, „euer Lebelang müßt Ihr Euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet Euch an praktische Männer. Habt Ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, Euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff' Euch die Spitzbuben wieder in's Haus." — „Wer seid Ihr, um Vergebung?" fragte der Goldschmied. — „Ich bin der Zundelfrieder," erwiederte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bübl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß gebolt hat, der hole auch den Zaum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte Euch," sagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt Euch auf mich," sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn Ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seid!" Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch 4 Dutzend silberne Löffel, 6 silberne Salzbüchslein, 6 goldene Ringe mit kostbaren Steinen bolte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „Das geschah dir recht." Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frie-

*) „Einfechtige Schnallen" sind solche, wo vom gleichen Paar nur Eine vorhanden ist.

ders Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichniß zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah in's Klare, und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied," dachte er, „kann ein Mann, der eine Hausbaltung führt, etwas zum Gefallen thun." Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sei gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb," schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser," sagte der Löb, „so muß er uns auch unser Geld zurück geben, und bat gar nichts." Kurz die Betrüger gehen dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seid so gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben Euch ein wenig lange warten lassen?" — „Liebe Herren," erwiederte der Goldschmied, euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihr's noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Löb erwiederte mit ruhiger Stimme: „Das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite sein. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wir's Euch in die Hände gegeben haben, oder Ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite sein," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswerth, als nöthig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Friedrs. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von eurer Waare benöthiget bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu euerm Kästlein. Wenn ich nur

alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

Hilfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen in's Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrt's.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drinn, etwa beim dritten Schöpplein oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbiren. „Ihr seid wohl auch zum erstenmal hier, seit dem der Rosenwirth dieß schöne Haus gebaut hat, weil Ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre." — „Habt Ihr noch nambafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — „Oder riecht der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt Ihr ein böses Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen sein. Nämlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus ver-

leiden und feil machen wollte. Der Zirkelschmied sagte: „Wenn Ihr mit Wissen noch kein Menschenfrisch gegessen und noch keinem Roß das Einmaleins abgehört habt, so ist Rath, wenn's Euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn Euch geholfen ist." Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier," sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst Niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er Euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn Ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt Ihr das Mittel" (oder den Buckel voll Schläge, dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat Euch zu mir geschickt?" — „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über dem Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vierundzwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drinn." Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, bab' ich dich einmal ausgekundschaftet?" Der Fremde aber fiel ihm in's Wort: „Stellt Euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst." Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will Euch ein stinkendes Rauchpulver geben," sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib, und schlagt ihn, Ihr seid ein bandfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor Euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu todt schlägt. Hernach geht Ihr eures Weges, damit der Geist auch unbeschrieen nach Hause kann."

Solchen Rath gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirthshaus, wie es einem ein-

fallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirth erblickte, erschrack er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen," und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn Niemand kennen sollte, denn der Wirth war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wär's der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt," und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte: „Woher des Landes und Wohin;" sagte er: „Herr Landsmann, nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Blei läge, so wollt' ich glauben, Ihr seid der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim." Dem Barbier ging der Angstschweiß aus. „Wenn Euch mein krummes Maul irre macht," sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nämliche sein. Zudem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen." Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und Ihr seid es doch," rief endlich der Wirth. — „Freilich bin ich's," erwiderte der Barbier, „ich habe Euch nur ein wenig veriren wollen, ob Ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, „das Mittel hat geholfen?" — „Gleich auf's erstemal," erwiderte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle, da ging eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirths, und sagte er zu ihm: „Ei, steht Euch keine von meinen an?" Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere, in den Hof herausspringen. „Da sucht Euch eine heraus, Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner

kleinen Haushaltung. Aber der Wirth faßte Kurzweg eine am Bein. „Die ist euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspannen, und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deßwegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh', Bärbel,“ sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

Der Bock.

Einst im strengen Winter, an einem Sonntag Abends, fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntewein, und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehen, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt Euch etwas, guter Mann, oder seid Ihr sonst in den Schnee gefallen?“ — „Nein,“ stammelte der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt und hat mich irre geführt und schlaftrunken gemacht, und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es“ — das Kind im Mutterleibe, wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seid betrunken, guter Mann, und wenn Ihr hier liegen bleibt, müßt Ihr erfrieren.“ — „Wenn ich betrunken bin,“ fragte er, „habt Ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab' ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?“ Als aber die Frau, so freundlich sie ist und sein kann, ihm zuredete, vornen auf den Bock zu sitzen, bis zum nächsten Ort, — „Bock sitzen?“ dachte er in seinem erschrecklichen Rausch, und fing auf einmal an, aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seid die schwarze Katze, und habt Euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes wil-

len, verschont mich nur dießmal," denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Heren reiten, und jetzt geh' es zum Pech- und Schwefel-Brünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken. Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sei verhext und bezaubert gewesen, und hat seitdem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dieß Geschichtlein ist wahr, wenn's auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen sein, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Uechtland?

Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders, als lauter Liebes und Gutes, wer nämlich französisch gesinnt war, und Niemand hatte, bei Thurmstrafe, das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gasse hat's gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht in's Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten- und Kirchweihtänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet Ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu spielen für ein Geringes?" Der Amtmann erwiederte: „Reichenauer, das lob' ich an Euch, daß Ihr Euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß Ihr wieder Schulden macht oder stehlt." Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. Es sei die neueste, sagten sie, die es gibt. In derselben Komödie mußte

einer mitspielen, der hieß Franz, und hat eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches, handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebar Schimpf, der Schimpf gebar Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hilfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügte es sich, daß je mehr er Schläge bekam und je besser sie auffaßen, desto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt Recht.“ Es verging eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Vertheidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „Die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht.“ Hierauf, als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdiener. „Gestrenger Herr,“ sagte der Amtsdiener, „also hat euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, so lange wir Urtheil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Parteien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehen will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch Recht.“

Weltbegebenheiten.

Der rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. März 1814 wieder an seiner guten alten deutschen Pelzkappe gebürstet und Schleißen abgelesen, und wiewohl die schönen goldenen Schnüre d'ran und das goldene Quäftlein schon lange herabgetrennt und mitgegangen sind in den großen Abschlund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach so viel Jahren wieder darin erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er die beste Lust, und setzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein lustiges Federlein drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Cocarde hat er nie getragen, trägt auch keine, sie sei denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit, oder weil's Mode ist und nobel aussieht. Dießmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den Alliirten eine Reise nach Paris anstellen will.

Reise nach Paris. Erste Station.

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben, so wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genöthigt worden ist, seine Lorbeeren in Schlesien in's Wasser zu stellen und Noth zu wehren in Sachsen. Das französische Heer wurde damals geschätzt auf 350,000 Mann, eben so groß das alliirte. Am 26. und 27. August war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischer Seits, wie ein Auferstandener von den Todten und wie ein Geist Samuels, der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen, und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hineingeführt worden und dort unterwegs gestorben, denn die Geister und ihresgleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den

Besitzthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen sein, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hineingefloben seien und der Krieg so viel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer, der überall dem eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliirten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag im Böhmerland schlecht, und verirrte bis nach Sibirien hinein, — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin auch nicht gültig. Schon streiften die Alliirten im Rücken der französischen Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Corps Alliirte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westphalen. Am 30. reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14. Oktober schälte sich Baiern vom rheinischen Bündniß ab; 75,000 Oestreicher und Baiern, welche vorher an ihren Grenzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15. war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36,000, die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17. angreifen und sich Luft machen, nein, er wurde am 16. von den Alliirten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15,000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18. ging die Schlacht von Neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser; 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen sein, 30,000 Todte und Verwundte sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen gingen während der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst zwischen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends

den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19. früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt, und als wenn er bald wieder zurückkommen wollte, ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauern. Um halb eilf Uhr begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um 12 Uhr zogen die hohen Alliirten, der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Besatzung und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu sein, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deßwegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach der Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutschland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirthung bei Weißenfels und Erfurt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kann's nicht sagen. Viele Gewehre präsentirten sich unterwegs von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher, als der tapfere General Wrede mit seiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29. Oktober mit einander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, eilf Stunden von der fran-

zösischen Grenze. Am 31. war Napoleon noch in Frankfurt, am 9. wurde Hochheim genommen, drei Stunden vom Rhein. Am 12. November standen die Vorposten der Alliirten in der Schußweite von Cassel bei Mainz.

Man sagt, die Franzosen seien noch 60 — 80,000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200,000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt, der Rest dieser Armee, die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sei von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet, in einem klagenswerthen Zustand in diese Stadt zurückgekommen. 30,000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel, blieb liegen, was sterben konnte, starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wasser, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zu viel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5. zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6. Kaiser Franz von Oestreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern," sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich," sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden." Viele Leute glaubten's damals nicht, jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliirten Monarchen zu bewillkommnen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen deutschen Ländern, auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis in's Haus und auf den Speicher, und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die gesammte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen stand oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000	Mann.
Die schlesische Armee unter General Blücher am Unterrhein	115,000	—
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland	130,000	—
Die deutschen Truppen, Linienfoldaten und Landwehr	295,000	—
Die italienische Armee unter General Bellegarde	60,000	—
Die englische, portugiesische und spanische Armee unter General Wellington . . .	100,000	—
Die neapolitanische unter ihrem Könige .	30,000	—

Wunderlichkeit.

Es gibt so wunderliche Herrschaften, daß es Niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben so schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht sauber genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch, und brachte das erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und also auch das dritte, und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das nämliche gewesen sei.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte für's Leben gern

Freude gehabt am Morgenroth und am frischen Maienduft und Vogelgesang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deßwegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um fünf Uhr wecken und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstünde. „Und sollt's bis zu Schlägen kommen," sagte er, „aber es bleibt unter uns." Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davon trug, war der Bediente, und war's nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens, als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte, und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?" — „Hab' ich Euch nicht geweckt? Warum seid Ihr nicht aufgestanden?" — „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?" — „Hab' ich Euch nicht braun und blau geschlagen? Besehe nur eure Achsel in dem Spiegel." Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und rothen Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Das laß dir gut sein," sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast."

Der fromme Rath.

Ein achtzehnjähriger Jüngling ging, noch unerfahren, katholisch und fromm, zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite

der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorther. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknieen und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.

Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirthshause bemerkte lange bei seinem Schöpplein, wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint, Ihr wollt ander Wetter prophezeiben, Frau Vogtin. Euere braunen Thierlein machen Euch viel Zeitvertreib.“ Die Wirthin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen.“ Darauf erwiederte der Fremde: „Ein Floh ist auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht, warum man nicht davon reden soll. Wenn sie Euch aber zur Plage sind, und es kommt Euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte Euch wohl sagen, was Ihr thun müßtet, damit Ihr nie in euerm Leben einen Floh bekämet.“ Die Wirthin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär' es wohl noch werth,“ und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nämlich, wenn Euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt Ihr ihn am linken suchen. Beißt er Euch aber am linken, so sucht Ihr ihn am rechten. Alsdann bekommt Ihr gewiß keinen.

Ich hab's von der Polizei in Brassenheim gelernt," sagte er. Es war der Zirkelschmied.

Zwei Weissagungen.

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptet's. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin, in den lustigen Saal, und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürst Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Oktober 1813 das Leben verloren hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was meinst du, will aus mir werden?" Da sah die Hexe den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein," sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elstern dich wohl in Acht! Eine Elster dir den Garaus macht." Darob und ob andern Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange, und wie eine Elster daher flog, sagten zu Poniatowsky seine Freunde: „Nehmt Euch in acht, Prinz! Seht Ihr, was dort fliegt?" Aber Poniatowsky erwiederte: „Seltsam Amt und Ehr ist noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republik wieder sollte zu Leben kommen. Also hatte auch Poniatowsky diese Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse, mit Tapferkeit und Glück, so viel der 16. Oktober erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19. auf der Flucht, als alles drunter und drüber ging, ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß, in welchem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf

eine unerwartete Weise die Prophezeihung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten, ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friedrich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtgläubig gewesen sei in Ansehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weissagen könnte. Alles, was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl, den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sei, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Delinquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu stellen. Als aber der Prediger kam, „habt Ihr den heiligen Geist empfangen," fragte ihn der König. — „Ihro Majestät," sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn alle hätten." — „Besitzt Ihr die Gabe der Weissagung?" — „Etwas davon, wie die Leute sagen." — „Zum Exempel," — fuhr der König fort, — „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden," fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?" Der Prediger erwiederte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben. — „Ihr seid in euerer Probe schlecht bestanden," versetzte hinwiederum der König. „Wißt Ihr," sagte er, „daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse? Er ist ein Delinquent." — Der Prediger sagte: „Es wäre der erste, der meiner Weissagung entliefe." Item der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schwestern des Königs, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia, fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß

sie dem König einen guten Morgen sagen, und ihm mit ihrem Besuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast zu schön zum Henken. Als sie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?" — „Ihre Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt." — „Was hat er begangen?" — „Das und das." — Es war zum Henken und zum Laufen lassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder," sagten sie, „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf euer königliches Wort!" Der König war in guter Laune und that's. „Wenn's möglich ist," sagte er, „so soll's nicht Nein sein." Denn er meinte, sie seien deßwegen gekommen, und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Delinquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Also schickte er einen Adjutanten mit einem weißen Tüchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. August 1786.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben.

Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte.

Zwei Schiffer fuhren früh Morgens den Strom herab, und der Tag war schon in's enge, stille Thal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Riesenmauer, vorbeifahren wollten. Es steigen nämlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die Höhe. Weiter oben ist's wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch es müsse ihm schwindlich werden, und es wird's einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen sind aus den Felsenspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als stehend, und nähren

sich so gut sie können, vom Wasserduft und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felsenwand kamen, hörten sie ein klägliches Nothgeschrei, und um einen Bug herum fahrend, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnoth und Angst auf einem solchem Eichstämmlein saß, und sich mit den Händen an einem schwachen Aestlein festhielt, wie ein furchtsamer Reiter am Rammbaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinaus reiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm Nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch viel mehr, als er den Mann in's Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es, Herr Schulmeister, oder trügt mich ein Blendwerk?" Ja, es war der Herr Schulmeister, ein braver unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt, als sich selbst, oder seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesen Baum hinaufgekommen als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angst und Noth gerettet worden sei. Man holte die längste Feuerleiter im Dorf, und stellte sie an dem schmalen Bord zwischen dem Strom und dem Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten an einander, und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon 10 Uhr, und die Sonne schwamm über das Thal, als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Muth und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuk und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felsenwand stemmen, und seine Auffahrt regieren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nämliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigte, und zog alsdann unversehrt einen nach dem andern herauf. Der Herr Schul-

meister aber, als er wieder Boden erfaßt und so zu sagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine hülfreiche Hand hinab gereicht hatte, und absichtlich um seiner Rettung willen da zu stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herabgekommen sei, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an seiner Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöpplein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen sei, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sei, seie er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es insofern lieb für seine Leser, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen sein, so sieht es doch wunderbarer aus, und greift besser an, wenn man nicht weiß, wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen."

Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da ging mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, 20 Dublonen ist es werth, so bekommst du" — „Na, was bekomm ich?" „Einen Sack Haber." — Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nämlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte, als es werth war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn," dachte

er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel.“

Das war nun zu nehmen wie man wollte. Der Jud nahm's aber für recht und billig. „Wart nur, Gallech,“ dachte er, „du kommst mir wieder.“

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud von Brassenheim ging durch das Dorf. „Nausel,“ rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen“ — „Na, was bekomm ich, wenn ich Euch einen guten Käufer schaffe?“ — „Zwei große Thaler.“

Jetzt ging der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann,“ und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Uebernamen der Metzger Blutscheu, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sei, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beide zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffirt? In einem halbneuen brauntüchenen Rock, in langen, schön gestreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rothe Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker.“ — „Zwanzig Dublonen.“ — „Siebenzehn!“ — „Herr Adlerwirth,“ sagte der Jud, „macht neunzehn draus, Ihr verkauft Euch nicht.“ — „Die Ochsen sind brav,“ sagte der Blutscheu, „wenn ich's zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich ich sie für achtzehn,“ und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas darauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „wenn Ihr

für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet," sprach er dem Metzger zu, „so könnt Ihr die Ochsen also gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seid ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt Ihr ihm das Geld." Der Kauf war richtig, zwei große Thaler gingen auf die Hand. „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „Ihr habt einen guten Handel gemacht."

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags, nach vier Wochen oder nach sechs, stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud ging durch das Dorf. „Rausel," rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na, wo wird er bleiben," sagte der Rausel. „Er wird warten, bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert Ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da ging dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat," sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegiben."

Fortsetzung der Weltbegebenheiten.

Reise nach Paris. Zweite Station.

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehmals rheinischen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinste Theil derselben zwischen dem Schwarzwald und Rhein so zu sagen sich einklemmte, und fast nimmer flott werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfere, was man kann, nicht

übel zu nehmen, wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen Gemüthern anfassen wollte. Oestreicher, Baiern, donische und grebinskische Kosacken, Württemberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußische Garden, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Calmücken und Würzburger, mit und neben und nach einander, tranken damals Kriegskameradschaft am Rhein, und guten theils aus des rheinländischen Lesers Gläser und Kannen. Die Großväter in fünfzig Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber um Weihnachten 1813 geschah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfingen, laut zu werden, und über den Rhein zu geben in die Schweizer Neutralität hinein, und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schaffhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wiewohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcei, Vesoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Theil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30. stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40,000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lyon. Am 31. ging General Vorwärts, der geneigte Leser versteht's schon, General Blücher, mit der schlesischen Armee über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18. war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfest war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Oktober 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jänner ging der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse, mit 40,000 Mann zu den Alliirten über. Allen Gefangenen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgeschälten Ländern daheim sind, fuhr

das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiä am 13ten: „Daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird.“ Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringt's der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinspazieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfahre, wenn sich keiner wehrt.“ — Fehlgeschossen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Beine hat, und Gelenke drinn, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sei, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen, und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß er's am wenigsten Ursache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn waz *). Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Desto brausender überläuft er, oder bohrt sich ein anderes Rinnsal, ja wie ein Feuerstein, je besser man ihn trifft, je besser sprüben die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenn's nur halbwegs aussieht, daß man gesiegt habe, oder daß man wenigstens nur verrathen, aber nicht überwunden sei, oder daß ein einziger ungeschickter Corporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jetzt täglich von allen Seiten her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häusern heraus wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viel Bäche aus allen Thälern anschwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1. und 2. Februar bei Brienne und Rothier in ernsthaften Meinungen. Das ist das nämliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812—1814. Im Jahr aber

*) „macht ihn waz“ so viel als: macht ihn witzig, indem es ihn zugleich noch mehr anfeuert.

1814 lagen seine Feinde in dem nämlichen Brienne, und in seiner eigenen Lehrstube, und der nämliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obsthändlerin wohnt. — Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichts desto weniger war seine Seide so viel als ausgesponnen, und das Heer der Alliirten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber giengen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tag frisch gebacken. Ober noch wurden von Zeit zu Zeit die Vetter wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücher'schen Armee herausmarschirt und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Waßgau bis nach Lyon hinab stand im Begriff, sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Festungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen, und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen, was in den nächsten vierzehn Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliirte schlau. Am 24. März vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blücher'sche Armee zwischen den getrennten Korps des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, gingen sie schnell auf den Marschall Marmont los, und schlugen ihm mit kräftigem Schwert bis unter die Mauern von Paris. Der furchtbare Donner der alliirten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Palästen und Gemüthern der

großen Stadt voll Menschen und eroberter Schätze. Zwei Jahre früher wäre einer in's Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30. gelang es der tapfern preußischen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländischer Leser, diese letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre stünden, so wollte er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um vier Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariser Weg der letzte geschossen, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31. Vormittags um eilf Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen an der Spitze ihrer schönen zahlreichen Garden in die Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anderst, das Federlein mag sich dießmal krausen, wie es will.

Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerte die weiße Königscocarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!“ Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnellte, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus steht, und denkt an nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngste Gericht und der Welt Ende durch den

Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, Eins oder Zwei, wird's auf einmal wieder stille, daß man fast vor Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendickel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Um das hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt, einst vor allen Gemeindehäusern Freiheitsbäume und Güllotinen aufzuschlagen. Ein oder der andere Leser hätte auch nicht nöthig gehabt, sich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen roth genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward schon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4. ward von dem Senat der Kaiser Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eide der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber, als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Märzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70,000 Mann bei Fontainebleau, zehn Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät. Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß er's nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechts für seinen Sohn. „Wie steht es," rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm in so fern," erwiederte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht geht's nicht." — „Wo werde ich wohnen?" — „Wo es Euer Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba." — In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen angesehen hatten, fast kein Ende. Am 7., als war der grüne Donnerstag, ging mitten in Paris der König von Preußen zum deutschen Nachtmahl. Am 10. veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13. kam auch Seine Majestät der Kaiser von Oestreich in Paris an. Am 20. reiste Kaiser Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27. wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammen gekommen sei, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs des 16ten, den im

Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Throns ihrer Väter und der Heimath verlustig. Am 4. landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im mittelländischen Meer nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen in's Geviert, zwei Städte und 12—15,000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kann's so nennen, und das inwendige Vermögen, seinem Schicksal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Grenzen hinein, und von dem guten Einverständniß der 19 Kantone und ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich, als alles in Ordnung war, am 31. Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nämlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792, und etwas anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig sein und in einem Bund mit einander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wär's ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es ging ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nämlich das jenseitige Deutschland, die hanseatischen Gebiete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher deutschen, holländischen, italienischen

Festung, aus Mainz, aus Luxemburg, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus.

Uebrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anständiges dazu, ob er auch zurücklassen müßt, was er unterdessen am Kriege profitirt hat.

Auf das so gingen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiteres wieder aus einander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen, in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerschaaren unter den Schneewolken des Dezembers und Jänners in's Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder da gewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: „Zito, Zito, durch das Land." Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mond-

schein des letzten Viertels, unter andern auch den Sterntburm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?" Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang." Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee," sagte er überlaut, „der kann's." Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperling vom Dach schießt. „Der hat sein Theil," sagte er, „der kommt nimmer." Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden, von den Sternsehern.

Geschwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nämlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten, zum Veriren. „Ganz richtig," sagte der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nämlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener" „Nichts nutz," sagt ein anderer, „es war die nämliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen Kavalleriepferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reuters Beinen." — „Nichts nutz," sagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nämlichen Tage seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock fingelnagel neu von der nämlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht

glauben, daß es möglich sei. „Es gilt das und das," sagte der eine. — „Es soll gelten," sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nöthigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Kempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen, dann abgeschweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr in's Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscheerer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr Nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und gestrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Scheere in der Hand, und sechs Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht will's noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erstlich: Alles was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder, als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht in's Licht setzen.

Zweitens: Alles vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Waare ist geschwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nämlichen Zeit hundert Ellen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es ging alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit von statten. Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es ist bei allem dem doch ein theures Röcklein geworden.

Der verachtete Rath.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Basler Straße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich bereilen. „Dem muß es nicht arg pressiren," dachte er. — „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich," sagte der Fußgänger, „doch wenn Ihr recht langsam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit ist's noch?" — „Noch zwei Stunden." — „Ei," dachte der Fuhrmann, „das ist einfältig geantwortet. Was gilt's, es ist ein Spaßvogel. Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme," dachte er, „so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und hab's desto gewisser." Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. „Was gilt's," denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen? Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axe. Kurz der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf ging und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigefinger in die Höhe. „Hab ich Euch nicht gewarnt," sagte er, „hab ich nicht gesagt: Wenn Ihr langsam fahrt?"

Der Thalhauser Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut," sagte der Amtmann, „daß Ihr da seid, hier sind vier Oberamtsbefehle an Euch, die könnt Ihr nun selber mitnehmen." Als der Vogt in den rothen Löwen zurückgekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am fünften Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamer Weise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen." Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15. drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann, nicht minder sämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um 9 Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshofen fing doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfing den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrthum sein," sagte er zu sich selber, und ging in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt Ihr schon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „seht Ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meine — „Ein unruhiger Kopf seid Ihr," sagte der Amtmann, wie er's denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meinen — Gehorsam habt Ihr zu leisten, was man Euch be-

fiehlt, und damit Punktum. Seid Ihr noch nicht genug gestraft worden?" Demnach so ging der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade," sagte der Vogt zum Obmann, „daß es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als sie vor den Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen, „Wir sind die ersten," sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da." Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum Voraus auf nahestehende Bäume, andere standen einstweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten," sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet." Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seien, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollte noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt euere Narren," sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir denkten Euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind." — Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannsbosen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, ob schon lang niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sei, oder so, der wird geschlagen.

Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vernehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich, daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für bald Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Waare, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechszehn rheinländische Herren Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden," oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben," da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?" und es stand vor

ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmeier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt im Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Weges nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erste auf dem Platze, und „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon zum Voraus ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen," dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Dießmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch

Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum Zweitenmal fragen, denn das Erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug,“ und von jedem erfragte, woher er sei — er wär mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim, da zog es wie ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit euerm Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemder sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern. — „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht

niemals fremde Gutmüthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen obnehin. Jetzt führte er sie freudig, wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmal, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmeier,“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maas der bittere

Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz die Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Muthes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen," sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rath. Geld genug!" — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden," sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edeln Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischem Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

Irrthum.

Der Hausfreund will auch wieder ein paar hochdeutsche Reime zum Besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nämlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?" — rief der Richter — „Handschuh aus!"
„Nein!" — sprach der Färber — „Brill' heraus!"

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm, denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sei kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

1816.

Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?" Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr in's Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr mir in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur." Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — Sechs von Fünfzehn bleibt Neun." Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist," sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle," dachte er, „wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubniß, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Zwei Spracherinnerungen.

Ein guter Theil der geneigten rheinländischen Leser wird ersucht, zwischen den Wörtern „Lehren" und „Lernen einen Unterschied zu machen. Lehren heißt Unterricht geben. Lernen das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht sagen: „Der Herr Provisor hat mich die Regel de tri gelernt," sondern „der Herr Provisor hat mich die Regel de tri gelehrt," oder „ich habe sie bei ihm gelernt." Nicht so: „Lern' mich das und das, damit ich's auch kann," son-

dern so: „Lehr' mich das und das.“ Gewissen geneigten Lesern hat es bei dem Anfang dieser Erinnerung wollen ein wenig Angst werden, die da glaubten, es komme etwas Anderes und sie seien gemeint. Nein, selbige ficht der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behilflich sein, die gern hochdeutsch sprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt Einen zum Beispiel, der die ganze Woche spricht nach Landesart, wie es auf selbigen Bergen seit den urgroßväterlichen Zeiten üblich ist. Aber am Sonntag thut er's nicht anderst. Am Sonntag muß Hochdeutsch gesprochen sein. Er sagt: „Es hat mich viel Mühe gekostet, so zu reden, daß man's gleich zu Papeir bringen könnte. Aber jez gebt es anfangen.“ An hohen Festtagen thut er auch etwas Französisch d'ran, wie Knoblauch an's Saueressen.

Zweite Erinnerung. Auch wolle man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei Ausdrücken: „Es ist“ und „Es war.“ „Es ist,“ sagt man von demjenigen, was in der gegenwärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, währenddem, daß man davon redet. Z. B. Es ist heute Sonntag. „Es war“ sagt man von demjenigen, was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hatte, und sich nimmer so befindet, währenddem man davon spricht. Der Herr Schulmeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es war Gottlob heut ein schöner Tag,“ sondern: „Es ist ein schöner Tag.“ Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „Sie war ein wohlgesittetes, züchtiges Mägdlein,“ sondern: „Sie ist es,“ das Andere kommt noch früh genug, wenn sie aufgehört hat, es zu sein. Kurz, wo man in der gemeinen Rede sagt: es ist, da sagt man es auch in der hochdeutschen. Es kann nicht fehlen.

1818.

Eine Gerechtigkeit.

Im Jahrgange des Kalenders 1817, gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Ueberschrift: die folgenreiche Holzkohle, eine Erzählung, wie einst ein muthwilliges Büblein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulstubenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sei ihm von dieser Stunde an gram geworden und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Büblein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, sei es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden; und sei hernach etwas aus ihm worden.

Derjenige, der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und manche Leser des Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache ist wahr, aber nicht Alles, und darum will er nicht dazu schweigen.

Merke:

Erstens: Daß das Büblein das Bildniß des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, ist wahr. Die Kohle lag da, die Thüre war noch nagelneu, und nahm's an, und der Schulherr war leicht zu treffen.

Zweitens: Daß das Büblein dafür Schläge bekommen hat, ist auch wahr. Es waren nicht die ersten, auch nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten, und hat der Schulherr wohl daran gethan.

Daß aber drittens derselbe von dieser Zeit an dem Büblein feind gewesen sei und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, und zwar links, und getraut sich nicht, mit der Wahrheit zu bestehen, es müßte denn sein, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeschlachte Pflanze durch öfteres Anfäen und Versetzen nach und nach zahm wird und gut. Nein, dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie solche unchristliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, und liebte das Büblein nachher wieder wie vorher, und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieses schreibt,

ein Exempel aus den Büchern rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost oder den Frieden, oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tag wieder einmal zu seinen Jugendfreunden und Schulfreunden kommt, so reden wir von ihm.

Also kann es auch viertens mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen der Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmern Schule auch die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Kaffee Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun — aber niemals unverdiente, oder aus Feindschaft und Rachsucht des einen oder des andern Lehrers.

Es ist sonst des rheinländischen Hausfreundes Art und Weise nicht, die Leute zu verunglimpfen, am allerwenigsten die Todten, was man an ihm loben muß; denn die Todten haben auf der Erde nichts mehr anzusprechen, als die Unbescholtenheit und Ehre ihres Namens. Ja, sie haben gar nichts mehr anzusprechen, sondern wenn sie die Augen zum letztenmal geschlossen haben, und auf den Kirchhof getragen sind, so haben sie ihr Recht an sich selber verloren, und gehören nur noch der Zeit und den Hinterbliebenen an, und wir lesen uns diejenigen, welche wir behalten wollen, aus, und eignen sie uns in einem liebevollen und dankbaren Andenken zu, wenn's ein Vater war, seine Kinder, wenn's sonst ein braver Mann war, seine Mitbürger, wenn's ein Fürst war, seine Unterthanen, wenn's aber ein Schullehrer ist, seine Schüler, und leiden nicht, daß ein Unglimpf über sein Grab gehe. Darum wolle auch der geehrte Leser nicht mißvergnügt dazu sein, daß derjenige, der dieses schreibt, dießmal laut für sein Recht und Eigenthum streitet.

Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle und wer darin gemeint ist, verstehen, und darüber ungehalten sein oder sich betrüben mögen, ersucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Fast wäre sie nicht hinein gekommen.

1819.

Des Hausfreundes Vorrede.

Der geneigte Leser sieht den rheinländischen Hausfreund um etwas an:

Erstlich hat derselbe am Ende des Jahres die große Weltuhr gestellt, so daß seit dieser Zeit kein Sternlein mehr aufgegangen ist in dem Kalender.

Zweitens hat er ebenfalls versprochen, in Zukunft jedesmal dem Jahrgang seine Ehre anzuthun, und zu melden, in welchen Preisen zweihundert und hundert Jahre vorher der Wein und das Getreide gegolten haben, und hat's auch nicht gehalten.

Drittens hat er im nämlichen Jahr die Fortsetzung der vaterländischen Geschichte versprochen, und wer's wieder nicht gehalten hat, ist er. Keine Seele hat seitdem erfahren können, was nach der unglücklichen Schlacht bei Zülpich aus den armen Alemannen geworden ist. Manchem jungen Leser, der seitdem aus der Schule herausgewachsen ist, kommen diese Namen bereits vor, wie böhmische Dörfer.

Der Leser wollte sich darüber weniger wundern, wenn nicht der Hausfreund in vorderen Zeiten immer Wort gehalten hätte. Ein solcher Mann, sagt er, der es einmal so weit gebracht hat, daß er mit den Tag- und Nachtgleichen, mit den Mondsbrüchen und Finsternissen auf die Minute einhalten kann, der Witterung nicht zu gedenken, der sollte auch in andern Dingen sein Wort erfüllen oder lieber nichts versprechen.

Was nun die große Weltuhr betrifft, so kommt's dem Hausfreund nicht darauf an. Er will sie wieder loslassen. Sind wir nicht im Jahre 1815 zwischen den Planeten stecken geblieben, und haben bereits dem Merkurius und der Venus, oder dem Morgen- und Abendstern, ihre Lobreden gehalten. Folgen also jetzt die übrigen, als: Erde, Mars, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, Jupiter, Saturnus und Uranus, und sollen auf den nächstfolgenden Blättern einer nach dem andern

aufgeben. Der Buchdrucker hat bereits versprochen, solches Papier dazu zu nehmen, welches gewissermaßen die Nacht vorstelle.

Anbelangend nun zweitens die Ehre des Jahrgangs, so hat gegolten: Im Jahre 1619 Wein der Saum 6 Pfund und 9 Schilling. Dinkel das Viertel 3 Pfund. Roggen der Sack 2 Pfund 10 Schilling. Haber das Viertel 2 Pfund 15 Schilling. Im Jahre 1719: Wein der Saum nur 3 Pfund 10 Schilling. Dinkel das Viertel 5 Pfund. Roggen der Sack 4 Pfund 10 Schilling. Haber 4 Pfund. Solches gilt aber hauptsächlich von der Gegend um Basel und den angrenzenden oberländischen Landschaften, und wurde nach Basler Burgermaß gerechnet das Viertel sogenannte rohe Frucht zu zwei Säcken, oder acht große und sechszehn kleine Sester, der große Sester zu sechszehn, der kleine zu acht Becher.

Im Unterland aber, z. B. in der Gegend von Bühl, galt im Jahre 1619: Wein das Fuder 33 fl. oder der Saum etwas weniger als 5 fl. Korn das Viertel 2 fl. Im Jahre 1719: Wein das Fuder 19 fl. Korn das Viertel 2 fl. 24 kr.

Jetzt aber ist der Leser noch begierig zu erfahren, wie sich der Hausfreund drittens ausreden wird wegen der vorenthaltenen vaterländischen Geschichte. Wegen der Weltuhr und Ehre des Jahrgangs hat er sich brav gerechtfertigt. Antwort: Es sind seit mehreren Jahren so viele lebendige Kriege und andere sonderbare Ereignisse in die Welt gekommen, daß zu besorgen war, der rheinländische Leser habe genug daran, und verlange keinen Nachschub aus den verstorbenen Zeiten, und es geschieht nicht umsonst, daß der Hausfreund mit dem Jahre 1819 die alten vaterländischen Begebenheiten wieder wecken, und schöne christliche Kirchlein im Schwarzwalde bauen will, sondern er wünscht dem geneigten Leser eine lange Reihe friedlicher und fruchtbarer Jahre, von welchen das Jahr 1819 nicht das schlechteste sein soll, und er will etwas darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Hausfreund aufsätzig. Denn sie sagen, er verwöhne die Leute und mache sie meisterlos, weil er seinen Lesern über Alles, was er thut und unterläßt, Rechenschaft gibt und mit ihnen redet.

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt: „Freund, begreift Ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da, sehr ungelegen sein kann, wenn ich Morgens noch ein Stündlein schlafen möchte, und daß Ihr Euch unwerth macht bei der ganzen Nachbarschaft?" — Ihm erwiederte der Nachbar: „Ich begreife das Gegentheil. Ist's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt, und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskosten allein?" Als alle Vorstellungen nicht verfangen wollten, und die Wachtel immer früher schlug und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal und sagt: „Freund, wär' Euch eure Wachtel nicht feil?" Der Nachbar sagt: „Wollt Ihr sie todt machen?" — „Das nicht," erwiederte der Andere. — „Oder fliegen lassen?" — „Nein, auch nicht." — „Oder in eine andere Gasse stiften?" — „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit Ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen." Der Nachbar merkt nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. „Ei," dachte er, wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser." — „Ist sie Euch ein Zweiguldenstück werth?" fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am andern Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ei, meine gute Wachtel ist auch schon munter," — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh, sagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem Andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger sein, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt." Nach mehreren Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar

an: „Freund," sagte er, „eure Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt." — „Es ist ein braver Vogel," erwiederte der Nachbar, „ich habe mich nicht daran verkauft." — „Er ist recht brav worden in euerem Futter," fuhr jener fort. „Was verlangt Ihr Aufgeld, daß er Euch wieder feil werde!" Da lächelte der Andere und sagte: „Wollt Ihr sie vielleicht todt machen?" — „Nein." — „Oder fliegen lassen?" — „Das auch nicht." — „Oder in eine andere Gasse vermachen?" — „Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo Ihr sie ja eben so gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen." — „Freund," erwiederte ihm hierauf der Nachbar, „vor euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen." Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld." Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterschied es sei, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht oder in einem andern, ferner — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift und auf dem Tisch trommelt, oder ob es ein Anderer anhören muß, item: ob einer selber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein Anderer dabei sein und von Zeit zu Zeit sich verwundern und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er Acht gäbe.

Der vortheilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deßwegen, hatte ein braunes Rößlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger, als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den

Vater, als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmus zu Mittag gegessen habe, er wußt' es nicht. Fragte Jemand den Sohn, wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber, als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich mit einander? Es sind jetzt vier Monate." — Als er nach Hause ging, begegnete ihm der Ritterwirth: „Ei, Herr Benedikt, sieht man Euch auch wieder einmal? Es scheint, Ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden! Was gilt's, ich finde die euere?" Als er um das Eck herum ging, lief er dem Anschel Hirsch in die Hände. „Na, Herr Benedikt, wie lange soll ich auf Johanni warten? oder was führt Ihr für einen Kalender? den hundertjährigen?" Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er führte das Roß aus dem Stall und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäischen Morgensegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn: „Wißt Ihr auch, Herr Vater, daß heute Nacht das Bräunlein crepirt ist?" — „Was hat ihm gefehlt?" fragte der alte Herr nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen." — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten," erwiederte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ei dem andern gleich," sagte er, als der alte Herr herauskam, „so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn Ihr's kauft, sagte er, so habt Ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hättet Ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nämliche." Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, mein ich, sei es, — wie man sich täuschen kann." — „Um's Erkennen," erwiederte der schlaue Sohn. Kurz, das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn zahlte den Löwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt, Wasser trinken, als Abschreiber in einer Würzburgischen Schreibstube.

Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug' des Lesers hat's noch nicht vonnöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten." Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Queckſilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich." Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „Das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringlein."

Gleichwohl, weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Queckſilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Queckſilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dieß wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so

fährt das Queckſilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geſchehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde ſagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und Alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja ſie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und ſo zu ſagen ausgeſpannt ſein bis auf ein Gewiſſes.

Denn ſie iſt Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt, und alles durchdringt und ſegnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Alſo geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuſer, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein, und drückt auf das Queckſilber, und die Luft, welche noch außen iſt, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, ſie drückt und treibt das Queckſilber in der langen Röhre gewöhnlich zwiſchen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis ſie nimmer weiter kann. Denn wenn das Queckſilber in der Röhre einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo drückt es, vermöge ſeiner eigenthümlichen Schwere, der Luft wiederum dergeſtalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da ſtrebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft ſpricht: „Gelt, du mußt droben bleiben?“ Das Queckſilber ſpricht: „Gelt, du bringſt mich nimmer höher?“

Merke viertens die Hauptſache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal ſtärker, ein andermal ſchwächer. Die Gelehrten wiſſen ſelbſt noch nicht recht, wo dieſes herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausſpannung der Luft auf einmal ſtärker, ſo daß man ſagen kann, ſie gewinne neue Kraft, ſo drückt ſie auch um das ſtärker auf das Queckſilber im Kölblein, alſo, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im Geringſten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Queckſilbers in der Röhre nach gegen das Kölblein, bis ſie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen iſt, welchergeſtalt alſo das Queckſilber in der Röhre ſinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Alſo

steigt und fällt das Queckſilber, oder wie man ſagt das Wetterglas, und ſein Steigen und Fallen iſt übereinſtimmend mit dem unaufhörlichen Wechſel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menſchen verliehen, daß ihm in gläſernen Röhren ſichtbar werden kann, was in der unſichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leſer iſt vorſichtig, und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke alſo:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht ſchlecht hinein und ſchmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Grümmlein von dem Brod herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichſam wieder ein Taig daraus wird, und ſtopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, von dem Augenblicke an geht das Queckſilber nimmer ob ſich und nimmer unter ſich, ſondern bleibt unaufhörlich ſtehen, wie es ſtand. Warum? weil die Luft nimmer auf das Queckſilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte die beſte Luft, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geſchiebt.

Wenn es ihm aber mit ſeiner Vorſicht gelungen iſt, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Queckſilber drücken wie vorher, ſtärker oder ſchwächer, alsdann fängt es auch wieder an, luſtig zu ſteigen und zu fallen. Alſo rührt die Veränderung in dem Stand des Queckſilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht, und auf das Queckſilber drückt.

Daß aber die Luft allein es ſei, welche im Stand iſt, mit wunderbarer Kraft das Queckſilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieſer Höhe ſchwebend zu erhalten, iſt der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Queckſilber in der Röhre auf einmal ſo tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kölblein ſteht, gleich iſt, und hat alsdann Alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander, und vernichtet ihre Kraft an ſich ſelber, alſo, daß das Queckſilber freies Spiel bekommt und ſeiner eigenen Natur folgen kann, die da iſt, daß es vermöge ſeiner Schwere hinunterſitzt,

bis auf den Boden, oder auf das unterste des Saumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht, warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Queckſilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündiget es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anderes dazwischen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nötig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben Perometer, sondern Barometer.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahre 1817 das dritte Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahre 1707 aus den Tagen Kaiser Josephs des Ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum zweitenmal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das erstemal im Jahre 1717 als ein zehnjähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sei geführt worden. Sie sagt aber, es sei unterdessen Vieles anders geworden auch mit ihr.

Uebrigens ist es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfest, das alle hundert Jahre nur einmal kommt, in seinen Tagen zweimal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das anderemal an seinem späten Abend, wenn die Stimme der Müllerin leise wird und der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke beladen ist. — Ein Anderer könnte hundert Jahre alt werden, weniger einen Tag, und wär' nicht im Stand, ein einziges Reformationsfest zu erleben.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahre 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten, seitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!" Indem wächst ganz leise eine französische Grenadierkappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein paar Dutzend Wagbälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrieen auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der Furtwanger herbei, und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und sagt: „Aber jetzt kommst du nimmer." Item: es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in Ordnung sei, sieht er von Weitem die Sturmleiter und zwölf todte Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „Was hat's hier gegeben?" — „So?" sagt der Furtwanger, „Ihr habt gut fragen. Wißt Ihr, daß mir Einer mehr zu schaffen gemacht hat, als euch Alle. Nur zwölfmal hinter einander hat er angesetzt. Unten im Graben muß er liegen." Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm

allemal hinter dem Bajonnett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er überdieß selbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskasse Wein trinken und Speck essen, so viel er wollte.

Das Advokaten-Testament.

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Ueberzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt sein kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meinte wenigstens, es sei billig.

Einer Edelfrau schlaflose Nacht.

Es ist nichts lehrreicher, als die Aufmerksamkeit, wie im menschlichen Leben Alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag, z. B. Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das, was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles Einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt, und nicht verloren geht, es sei gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist im Stand, es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen Fluth. Ja, wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein paar Tröpflein davon vielleicht auch

dabei, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen, wieder aus einer Wasserwolke vom Himmel herab, und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienstmagd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität dienten mit einander auf einem Edelhof, und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheirathet. Allein sie waren Leibeigene, in soweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung, und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deßwegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Muth ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu thun sei, und freuten sich schon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, „wenn du mein Weib bist" — sagte er — „und ich dein Mann," und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft und meinten, es sei jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deßwegen. Sie steht aus dem Bette auf, und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegenüber einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergeben. Sie sitzt jetzt am rechten Orte dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhänglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein Nachts um zwölf Uhr, und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloses Lumpenpack," sagte sie inwendig für sich. „So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es euch nicht genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen, und Leckerbissen kochen!" Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag

anbricht, laß ich beide in das Gefängniß werfen, so fuhr die Edelfrau fort, und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Burschen in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf die Schooß. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brei, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers ging zur rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm sagte. Denn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr, als ob die Mutter mit nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins sich auch erbarmen," und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja, es fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ sie beide Eltern vor sich bescheiden. Beide sahen einander an. „Was gilt's," — sagten sie — „wir bekommen unsere Freiheit." — „Oder auch nicht," — sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Scham, und schauten einander verstohlener Weise an, gleichsam ob das andere noch da sei. „Wo ihr euer Kind habt," wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben," — stotterte endlich der Vater, — „in der Holzkammer hinter einer Beige *)." Als es aber der Bursche holen mußte, bracht er es, wie es war, in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt **) auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es schon wüßte, wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie

*) „Beige" d. i. ein Holzstoß.
**) „gebütschelt" d. i. eingewickelt.

und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen," — sagte sie. „Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt." Meint man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache. — „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammen geben lassen," — sagte die Edelfrau. „Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut stiften. Ich will aus euerm Kinde etwas werden lassen. Ist's ein Büblein?" — Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehrlich beisammen. Das Büblein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeißen, und lernt fleißig, und hat runde rothe Backen. — Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813 und 1814 über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahre 1819 kürzlich also zusammenstellen. —

Erstlich waren die Markomannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davon gezogen, und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerlei fremdes Volk über die Grenzen hinüber in die verödeten Besitzungen, und zogen die Römer nach sich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Alemannen,

ein braves gesundes Geschlecht, des dermaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwert, und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, den Franken, wie zwei Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bei Zülpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzten in Friedenszeiten die Tapferkeit an einander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sei gegen den Feind.

In der Schlacht von Zülpich aber verlor das tapfere Heer der Alemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814 ist erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leser am Hausfreund fast noch am besten, daß er ihm gern alles zweimal sagt.

Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Alemannen in ein Herzogthum ein, dessen nördliche Grenze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nämlich die Oosbach, die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwischen Rastatt und Bühl, an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berühren sich die fränkischen und alemannischen Wohnsitze, und noch jetzt, nach mehr als 1000 Jahren, ist dort die Scheidelinie zwischen zwei Völkern wohl erkennbar. Dann um ein paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Gesichtszüge und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweise, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuschnitt und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land in Gauen eingetheilt, oder in Landschaften. Davon sind zwischen dem Schwarzwald und dem Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Mortingau. Verklungen aber sind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen des Ufgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherlei Grafschaften, die Grafschaften noch in kleinere Aufsichten und Gebiete. —

In solche Maschen strickten sie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheitslust und sieggewohnter Schwerter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländischen Bodens und seiner Freiheit vergossen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieser Frankenschule, was jetzt den Enkeln so wohl ansteht. Sie gewöhnten sich an beständige Wohnsitze und an häusliches Eigenthum. Die meisten jetzt noch blühenden Ortschaften datiren sich aus diesem Zeitalter. In der nämlichen Schule lernten sie den Ackerbau und allerlei nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Gesetze, wenn man sie ehrt. Ja sie warfen ihre heidnischen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. —

Mancher geneigte Leser wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferstehungs- und Himmelfahrts-Fahnen zuerst in das Land gekommen seien. Er meint ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächsten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das schöne Tageslicht, wenn es einmal aufgegangen ist, breitet es sich nach allen Seiten aus, und scheint in die dunkeln Gemächer, also auch das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das mittelländische Meer in Italien gelandet hatte, sendete es bald seine Morgenstrahlen an die Grenzen unseres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald selbst und seine Gauen ging es still herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es sich zuerst an die fremden Völker und an ihre Wildnisse gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her sein Lichtlein im Schwarzwald an. Der erste, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreise, wahrscheinlich um das Jahr nach Christi Geburt 512 in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ sich nieder auf einer waldigen Insel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten- und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und taufte. Auch gründete er auf der Insel eine christliche Kirche, die erste im Schwarzwald, und stiftete ein Kloster. Das ist die jetzige Stadt Säckingen am Rhein

zwischen Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Thürmen und Dächern. Noch erkennt man das Rinnsal eines alten Rheinarms, der einst die Landschaft zu einer Insel umschloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: Trudpert, Offo, Ruthard, Pirmin, Landolin und andern wurden die ersten christlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münsterthal, an der Schutter und Kinzig, und weiter hinab. Das sind die Anfänge zu den nachmaligen Klöstern und Abteien St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim-Münster und andere, die insgesammt noch in unser Andenken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern und Thürme haben. Alle jene Männer aber sind aus England gekommen. Zwei von ihnen, Trudpert und Landolin, sind von Landeseingebornen gewaltsam getödtet worden. Denn das hat die christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin sie sich verbreiten soll, das Land muß zuerst mit dem Blute ihrer Zeugen getauft werden. Wo findet man mehr solchen Glauben? Diese Männer haben daheim alles verlassen um seines Namens willen, und sind unter Gottes Geleit getrost zu fremden Völkern gewandert, und haben für alles, was sie daheim zurück ließen, nichts gewollt, als das Licht der Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die Finsternisse des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterbelager noch nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn sie jetzt wiederkämen, und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beschauen könnten. —

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die Treisam, die Schutter, die Kinzig, die Alb, aus ihren unscheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorrauschen, und mit Leben und Wachsthum die Ebenen befruchten, also wandelte von den Bergpfaden in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachsthum des Christenthums, christliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreiteten sich in allen Gauen am Rheinstrom. Ei, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen unter einander schöne lutherische und katholische Ortschaften, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern darin. Die stattlichen Kirchthürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sei, und

grüßen sich mit paritätischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verloren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ohngefähr 250 Jahre waren unsere Altvordern unter fränkischer Oberherrschaft, als ein Hausmajor des Königs, mit Namen Pipin, dem König die Krone vom Kopf abhob, und auf seinen eigenen probirte. Er fand, sie stehe ihm recht, und ließ sie demnach sitzen. Unsere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seid unterthan der Obrigkeit," — verstanden darunter doch noch immer die alemannischen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, und zeigten ihren guten Willen gegen die Franken, nämlich den bösen, bei jeder Gelegenheit in der That, bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerschnitt das Herzogthum in viele kleine Theile, und regierte sie durch Statthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das ist immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die besiegte Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zufrieden sein will mit dem Schicksal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorsehung auf den Schlachtfeldern entschieden hat. Oder glaubt der geneigte Leser, die Vorsehung müsse erst nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davon getragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768 in der Regierung sein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenschaften und Tugenden, denen Deutschland viel Gutes zu verdanken hat.

Denn ohngeachtet seiner schweren Kriege und Staatsgeschäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeitspflege in bessere Ordnung; Er brachte die deutsche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateinisch. Er brachte den Ackerbau und die Künste in höheren Flor; Er ließ ein Gesangbuch von alten deutschen Liedern veranstalten, das sich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er stiftete die deutschen Schulen, und

zierte sie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude und eine Aufmunterung sein, daß er in sofern vom Kaiser Karl dem Großen abstammt. Denn als Karl die Königskrone von Deutschland, Frankreich und Italien auf seinem glorreichen Haupte vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Christnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Pabst Leo dem dritten zum römischen Kaiser ausgerufen. Solches Weihnachtsgeschenk brachte ihm die Christnacht des Jahrs 800, eine strahlende Kaiserkrone. Das ist das heilige römische Reich, welches bis in unsere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unsere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leser aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wisse, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820, wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

Erinnerung an die Kriegszeit.

Es ist nicht zu läugnen, wenn hie und da ein siegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landschaft einrückte und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhnenden Uebermuth. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Kamerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten:

„Herr Kamerad," sagte er zu ihm, „seit wann seid Ihr ein Jude geworden, daß Ihr Euch zwicken laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen." Nämlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deßwegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Nudeln aufstellen, und natürlich ein fettes Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deßwegen mußte ihm der Wirth lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wenn man meint, jetzt sei eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein

wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirth, und wenn er auch des Gukuks hätte werden mögen, mußte, so lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Scheere neben ihm stehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deßwegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein kurioser Bart gewachsen. Seit wann laßt Ihr Euch zwicken wie ein Jud?" Dem Wirth kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann," sagte er zu ihm, „es ist Krieg."

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wenn durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleien ein Ende haben.

Reise nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch ein großes Reichskammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigten Leser in theuerem und werthem Andenken sein kann, wenigstens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber saßen dort von Rechtswegen beisammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen lassen, und noch einmal verlieren. Mancher hessische, württembergische und badische Batzen ist dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichskammergericht zusammen, und alle Prozesse, die darin lagen, wurden todtgeschlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera im Sachsenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichskammergerichts lebhaft beschäftige. Räm-

lich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich, wie die andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirthshäusern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fing es auf einmal an in den Akten zu rauschen, fast wie in den Todtenbeinen, von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leineweber glaubte nämlich nicht anders, als das Reichskammergericht habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse, wenigstens *seinen*, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Akten schwer beladen trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiederte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel, was im Innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, seie kein Bundestag einpassirt. Da fing der Leineweber im Fortgehen an sich zu betrüben und zu ergrimmen: „O Deutsche," sagte er in seinem Innern, „wie tief seid ihr gesunken! Ein Deutscher zu sein, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen!" „Guter Freund," sagte er zu einem Vorbeigehenden, „könnt Ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat?" Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus," fuhr er mit sich selber fort, „wohin bist du verschwunden? Fast müsse man sich schämen, ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre."

„Guter Freund," redete er einen dritten an: „Wißt auch Ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartiert ist?" — „Lieber guter Mann," entgegnete der dritte, „hier ist kein Bundestag einquartiert. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main." — Der wohlerfahrene Leser weiß nämlich zum Voraus schon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt," fuhr der Dritte fort, „und wenn Ihr da her seid, wo Ihr sagt, so seid Ihr über hier nur 63 Meilen

weit umgegangen." „Das ist jetzt Ein Thun," sagte der Leineweber. „Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze, und wieder reich werde." „Ha ha," sagte der dritte, „was gilt's das sind Akten, die Ihr da aufgepackt habt, und fast drunter zusammenbrecht?" — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei," versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, „aber nimmer viel." Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hier an aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einstweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als sie hinter Egypten in dem rothen Meere sich einschifften, der bibelfeste Leser kennt's von Moses Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebensvorrath mit, aber etwas Ackergeräthe. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säeten von Getreide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten sie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der zeitungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliot's Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabakspapieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunst bettelt nicht," sagte er zu sich selbst in stolzem Gefühl, „Kunst geht nach Brod." Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenossen, und „habt Ihr nichts für mich zu weben," redet er den Meister an, „um Atzung und um einiges Zehrgeld?" Stellte ihn nun der Mei-

ster ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefüttert und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sei, und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundeskanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herren sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal," sagte er, „und seid ihr jetzt hier?" Einer von den Herren, der Vornehmste von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen," sagte er, „und was habt Ihr hier zu thun? Was bringt Ihr neues viereckigtes in euerm Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine." „Spaß," erwiederte der Weber, „meinen Prozeß von Anno Ein tausend sieben hundert sieben und sechzig." — Es ist nunmehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast soll er noch was anschifften. Statt dessen aber will er hienebst eine Abbildung des Leinewebers stiften, wie er auf der Heimreise einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden," sagte er.

„Man muß einem deutschen Manne nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandssachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Tort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir."

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Plakat, oder im Kräuterbuch, und verstehet es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zuhörer, und gebt um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist."

„Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfriede zerstört."

„Und nun, geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und seid dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch sein wird, als ich.“

Indem er aber die Akten absetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Weges ging. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein —) „Guter Freund,“ sagte er, „mit wem redet Ihr da so allein?“ „Mit niemand,“ erwiederte der Weber, „wenn Ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit Euch. Lupft*) ihn einmal! Was gebt Ihr mir dafür? Der Mann sagte: „Anderthalb Kreuzer für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir.“ Also verkaufte er dem Gewürzkrämer die Akten für einen Gulden vier und zwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reise,“ sagte er, „will ich denken. Dießmal in Frankfurt gewesen.“ —

Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegshauptleuten bekannt sein, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmuth und Leichtsinn, und noch einmal von Edelmuth. Zwei polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartirt. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde sein. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend

*) „Lupft ihn einmal!“ so viel als: „Hebt ihn einmal in die Höhe!“

Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes und heiliges Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als empfangenes Darlehen an, und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt, als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal, wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selb zehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr schon," fragte die Gefangenen der Edelmann, „wo der Ort eures Aufenthalts sein wird?" Die Gefangenen sagten, „in den kaukasischen Gebirgen." — „Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so langen Weg?" Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken, und wohl bei ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter ging, und sie nun von ihrem Wohlthäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. „Ich will es euch leihen," sagte er, „wenn euch einst Gott in euere Heimath und zu den Eurigen zurückführt, so könnt ihr mir's wieder schicken."

Die Geschichte könnte hier aus sein. Sie wäre schon des Erzählens werth gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen ging nach einer altrussischen Grenzfestung, Namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundstück haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit will aussprechen können. Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tageszeit anlangten, gingen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besehen, und als sie an ein schönes großes

Wirthsbaus kamen, dachten sie, „wollen wir nicht ein wenig hineingehen, und unserm Wohlthäter seine Gesundheit trinken?“ In dem Wirthsbaus aber saßen viele russische Herren und Edelleute, die redeten oder tranken mit einander, oder spielten Pharao. Pharao aber ist ein sehr gefährlich Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also, daß man es nicht Pharao nennen sollte, sondern das rothe Meer, weil viele, die hinein gehen, drin ertrinken, ausgenommen die Kinder Israel.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bei seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirthsbaus hinein tritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwei Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn gesehen, und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte, und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davon geschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copeke dahin war, und jetzt trostlos und verzweifelnd zur Thüre hinaus schlichen, ging ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justiz machen, und den russischen Stab wird walten lassen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmuth kann beschämen und bessern. „Meine Freunde,“ sagte er zu ihnen sanft und gütig, „Ihr müßt wohl besser bei Geld sein, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt.“ Die Gefangenen waren nicht im Stande, eine Silbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: „Ihr seid nunmehr gewitziget, und ich hoffe, meine Güte sei zum zweitenmal besser an euch angewendet, als zum erstenmal;“ und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von

fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unversehrt aus Rußland heraus gekommen, und hat ihre Wahrheit.

König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen, und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab, und läßt sie niederreißen?" Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr euer Mühle?" Der Müller erwiederte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern

erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse euere Mühle tariren, und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar, und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes in Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Gefecht nicht weit vom Vierwaldstätter See, mit dem Leichnam ging es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächst der Wahlstatt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es thaten und dabei waren, und ein Kreuz, wie man in der Geschwindigkeit eines machen kann, auf sein Grab steckten, daß, wer vorüber ginge, auch ein Vaterunser für seine Seele beten sollte. Item, am Dienstag darauf, als der Siegrist frühe Morgens in die Kirche gehn, und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienstag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden. Sonst thut der Glaube Wunder. Dießmal aber that's des Glaubens fromme Schwester, die Liebe. Er war als Freiwilliger mit-

gezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hintersaß, und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängstigte sich daheim, und weinte und betete, und jeder Schuß, den sie hörte, ging ihr schauderhaft durch das Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das seinige. Einer ging dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohlbehalten nach Hause kamen, brachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein Gebetbüchlein und seinen Rosenkranz. „Dein Mann," sagten sie, „hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern Ried. Ein Kreuz steht auf seinem Grab. Es hätte jeden treffen können," sagten sie. Die arme Frau verging fast in Thränen und Wehklagen. „Mein Mann erschossen," sagte sie, „mein einziges und alles — und im Ried begraben, in ungeweihter Erde!" Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht, als alles schlief, ging sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Ried hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und nicht trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte, und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sei kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicherweise noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehelichen Liebe und Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig sein. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge, und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde ertheilte

— diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisegefährten auf dem See zwischen Winkel und Stanzstadt ein Augenzeuge erzählt, und von Ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Werth der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sei grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt, dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn's noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?"

Mahomed.

Dem Mahomed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sei, weil er noch keine Wunder gethan hatte, wie Elias. Dazu sagte Mahomed ganz gleichgültig, wie einer, der eine Pfeife Tabak raucht, und was dazu redet, „das Wunder," sagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihr's aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander sein." Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machen und keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so

ergriff Mahomed sanftmüthig seinen Stab, und ging zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswerthes Beispiel gab, auch für solche Leute, die keine Propheten zu sein verlangen, nämlich, daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Z. B. hast du etwas nothwendiges und wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. Warte nicht bis er selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg, damit die Kinder nicht hinein fallen, kommt viel geschwinder zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen, — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauern soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum:

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen.

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein, und ist ebenfalls der Sitz eines russischen Statthalters, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz, wo viel Tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben, und dann tiefer hinein geführt wurden in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages

eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Uebermuth trotzte und spottete, die Rachsucht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verschmachtenden Fremdlinge an, eher zu etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegsgefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben, wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn trösten wollte: „Fasse dich, junges Blut, auch das wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode," — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein muthwilliges Lachen, und indem sie unwillkührlich aufschauen, — sie hätten's bereits können gewohnt sein, — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwei Jungfrauen, schön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beide Theile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt antun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff schmerzhaft den sonst vielgeprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch so jung," — dachte er, — „und schon so entartet," — und der Lieutenant dachte, — „so schön und doch so grausam," — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in Worte aus: „Töchter dieses unwirthlichen Landes," fing der Hauptmann an, — „Ihr verstehet zwar meine Rede nicht," — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott Ihr verständet sie," da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein," — fuhr der Hauptmann fort, — „stehet das euerem Geschlechte, euerer Jugend und eueren schönen Kleidern an, an dem Jammer schuldloser Menschen euere Augen zu weiden, und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden." Da fiel ihm erröthend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten

in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimath deutsch. „Edle Fremdlinge," — sagte sie, sanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, — „sprecht nicht also, daß wir gekommen seien, unsere Augen an euerem Elende zu weiden, und euere Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben, Euch zu bitten, daß Ihr mit uns gehen wollet, in die Wohnung unserer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens Euch zurückführen mögen zu eueren Fahnen, oder in die Umarmungen euerer Angehörigen, daß Ihr bei ihnen glücklich sein möget, alle Tage eueres Lebens." Ihr entgegnete hinwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, weß herrlichen Geschlechts Töchter ihr sein möget, wenn dem also ist, wie ihr saget, so vertrauen wir uns euerer Einladung an, die ihr aus deutschem Blut entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat."

Als sie aber in den Wagen einstiegen, und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, widerfuhr ihnen noch etwas apartes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite: „Verzeiht mir," — sagte sie, — „meine Ansprüche auf Euch sind mir zu werth. Meine Freundin hat kein Recht an Euch." Und zu dem Lieutenant sprach die ältere ebenfalls: „Meine Freundin hat kein Recht an Euch," — und zog ihn sanft und sittsam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwischen beiden schönen Jungfrauen schwerer sein müssen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem fünfzigjährigen Mann und einem zwanzigjährigen Jüngling.

Fragt sich nun, wer waren die Jungfrauen, und wo führten sie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angesehene deutsche Familienväter; der Deutsche kommt, wie das Quecksilber, überall durch, wenn er schon kein's ist. Beide Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beisammen, und sprachen von allerlei. „Ist's wahr," — sagte der Eine, — „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen?" — „Sie sind schon angesagt," erwiederte man ihm. — „Die armen Menschen haben einen schweren Gang," — sprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen, —

mein Vater? — Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen, und ihn trösten." Der Vater erwiederte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht." — „Oder wolltet Ihr denn nicht selbst einen einladen, oder Euch einen ausbitten von dem Hauptmann ihrer Bewachung?" — „Das könnte mir wohl übel gedeutet werden," — erwiederte der Vater, — „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimath, sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne mein Zuthun entgegenführt, will ich mich seiner nicht entschlagen," und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter mit einander, und leichtsinnig und gutmüthig, wie die Jugend ist, beschlossen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was sie thaten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waaren an, was da ist, ehe man auf geradewohl kauft, das Nächste das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zu einander, — „diese zwei wollen wir nehmen." — „Willst du den Alten?" — sagte scherzhaft die jüngere. „Oder willst du ihn?" sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen mit einander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte, — „auch das wird ein Ende nehmen," — lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschatz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber geben, und in schnellern Ablösungen mit einander wechseln. Hernach als aber der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, — „euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht," — lachten sie von Neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl, daß es unschicklich sei, hilft nur dazu, die Unschick-

lichkeit zu begeben. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen, und konnten's ihm geben, und waren deßwegen da, da lachten sie nicht mehr, und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt Ihr gethan!" — aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei sich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt als ein Bruder, der Lieutenant in dem seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Retterin auch noch ein wenig anderst, nämlich ebenso, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schwangschirte der Lieutenant seinen Glauben, nämlich, daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment, und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den Seinigen an, und wer ihn sah und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ei, wie seid Ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in euerer Gefangenschaft, Euch muß es nicht übel gegangen sein."

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegsobristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegsobristen aber hat sie der Hausfreund, und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm verzehrt, und schon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und sich frei zu trinken im Wirthsbaus. Also erscheint er einmal in Oberehningen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz," sagte er, „könntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das sei geschwind gesagt, aber besser machen sei eine Kunst. „Ei," erwiederte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seid ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig sein. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel," sagte er, „zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein, und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmied erwiederte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt Ihr aber Noth haben, wo Ihr euere Frucht und eueren Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sei, es könne wenigstens drei Tage dauern. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den Ihr mehr bekommt," sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." Das wäre nicht viel, sagte der

Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann."

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeindsversammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr euere neun Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß Ihr fortkommt, eh' Mord und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht." Der Zirkelschmied ließ sich nicht zweimal beißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsschuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Mißverstand.

Von drei Schlafkameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach: „Joachim, was soll das heißen, daß du seit am Montag nichts mehr mit

mir redeſt, ſo wir doch unſer Lebenlang gute Freunde geweſen ſind? Haſt du etwas gegen mich, ſo ſag's." — Der dritte erwiederte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenſtein. Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreit's wieder." Darauf ſagte der zweite: „So, du nennſt mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreit's auch wieder." Der dritte ſagte zum zweiten: „So war's nicht gemeint, Baſtian. Uebrigens halte ich den Geſchlechtsnamen meines ſeligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe geboben." Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beiſtand. Aber man erkennt etwas daran." Der dritte ſagt: „Dein Vater iſt ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rath redlich an die Hand gebt." Der zweite ſagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwieſen. Aber ſie redeten mit einander." Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdroſſen, daß du mir den Montag keine Antwort gabſt, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meiſter fortgejagt hat."

Als endlich der erſte des Zwiſtes müde war, weil er gern hätte ſchlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und ſagte: „Hat jetzt euer Diſputat bald ein Ende, oder ſoll ich aufſtehen und den Wirth bolen, daß er Frieden ſchaffe, oder ſoll ich's ſelber thun?" Dem erwiederte der dritte, weil er am Werte war: „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, Ihr hört ja, wir erpliziren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet."

Die Ohrfeige.

Ein Büblein klagte ſeiner Mutter: „Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben." Der Vater aber kam dazu und ſagte: „Lügſt du wieder? Willſt du noch eine?"

Der geschlossene Magen.

Als einst der Zirkelschmied wieder auf vier bis sechs Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau, der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu sehen. Nein, er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim, und ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein, sagte sie, laß es jetzt genug sein! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sei.“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmied so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Bärbel an: „Liebes Weiblein, sagte er, sei unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen sein, so viel bring ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Name eines Mannes genannt, der das 75ste Jahr zurückgelegt habe und noch nie aus Paris herausgekommen sei. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anderst, als vom Hörensagen, was eine Landstraße sei, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling. Man könnte ihm weiß machen, die Welt sei schon vor zwanzig Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sei. „Nein, sagte der Kammerdiener, er ist so gesund, wie der Fisch im Wasser.“ Oder ob er trübsinnig sei. „Nein, es ist ihm so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen.“ Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder.“ Des verwunderte sich der König, und wünschte diesen Menschen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frank-

reich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohl auf sei. „Ja, Sire, erwiederte er, allbereits 75 Jahre.“ Ob er in Paris geboren sei. „Ja, Sire! Es müßte curios zugegangen sein, wie ich anderst hineingekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen.“ — „Das soll mich doch Wunder nehmen, erwiederte der König. Denn eben deßwegen hab' ich Euch rufen lassen. Ich höre, daß Ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt Ihr, daß man schon lange auf Euch Achtung gibt?“ Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt, und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein Anderer sein, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede: „Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß.“ — Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es nothwendig sei, und ob es nicht auch anderst eben so gut sein könnte, sondern er thuts. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!“ Als er nach Hause kam, las er die Zeitung wie alle Tage. Aber dießmal fand er nicht viel d'rinn. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er ging spazieren, er ging in die Komödie, in das Wirthshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde, es ist ein hartes Wort, fünf und siebenzig Jahre continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte er's nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter sei so hübsch, oder es sei heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann begleiten lassen, wenn's sein müsse, auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahres, gerade am nämlichen Tage, als er Abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Kaleschlein im Hof? Wer will mich zum

Besten haben?" „Herzensschatz, antwortete die Frau, ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Kaleschlein und die Erlaubniß, darin spazieren zu fahren, wohin du willst." „Ma foi! erwiederte der Mann mit besänftigter Miene, der König ist gerecht." — „Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir spazieren auf's Land?" — „Ei nun, erwiederte der Mann kalt und ruhig, wir wollen sehen. Wenn's auch morgen nicht ist, so kann's ein andermal sein, und am Ende, was thun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig."

Rechnungs-Exempel.

Der Hausfreund will den Herrn Provisern der rheinländischen Hausfreundschaft noch ein Rechnungs-Exempel aufzulösen geben. Item — (ein gutes rheinländisches Rechnungs-Exempel muß immer mit Item anfangen und mit Facit schließen). Item der Nachtwächter in Segringen ging aus und rief die Stunde. Als er an den Adler kam, trat der Adlerwirth aus dem Bett an das Fenster. „Nachtwächter, Ihr schreit und verführt einen Lärmen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch versteht man Euch nicht. Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich!" Der Nachtwächter dachte: „Soll ich jedem Narren die Stunde besonders rufen? Ich setze voraus, daß die Leute schlafen. Wer heißt euch wachen?" Wißt Ihr was? Ich will Euch zwei Stunden auf einmal rufen, sagte er zum Adlerwirth, damit wir nicht so viel Mühe mit einander haben:

Hört, Adlerwirth, und lasset Euch sagen:
Die Glocke hat — sie hat geschlagen.
Wenn Ihr die Zahl zur Hälfte brecht,
Den Drittel und den Viertel recht
Dazu addirt, habt Ihr Gewinn.
Es steckt das Ganz und so viel drin,
Als laut mein unverdrossener Mund
Verkünden wird zur nächsten Stund.

Nämlich das, was die Glocke geschlagen hatte, und was demnach der Wächter ausrief, ist eine Zahl, die folgende Eigen-

schaften hat: Wenn man die Hälfte der Zahl und den dritten Theil und den vierten Theil der Zahl zusammen addirt, so kommt mehr heraus, als die Zahl selber ausweist. Wenn man aber die Zahl selbst, die man zwar noch nicht weiß, von der addirten Summe abzieht, so bleibt gerade so viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächsten Stunde wieder kommt. Diese Zahl wäre nach der Regula Falsi heraus zu rechnen.

Derjenige geneigte rheinländische Leser, der innerhalb acht Tagen nach Empfang des Kalenders das Facit zuerst liefern wird, dessen Bildniß soll zur Ehrenauszeichnung bei der nächsten Krönungsfeier oder Feuersbrunst unter den Zuschauern im Kalender abgebildet werden.

Seines Gleichen.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen Abends eine Flasche Wein und einen halben Vierling Käs. Eines Abends, als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmied mit seinem Schoppen Siebenzehner hinauf. „Euer Wohlgeboren, sagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbarn über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unsers gleichen, sagte er, können von so etwas wohl unter sich sprechen und einander Gedanken geben. Ich z. B. wäre euerer Meinung nicht gewesen.“ Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmied, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei Andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen, verachtenden Blick, und sagt: „Wenn Ihr bei Leuten eures gleichen sein wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seid Ihr?“ Der Zirkelschmied,

des Schimpfens und der Schande gewöhnt, erwiedert: „Sollte Euer Wohlgeboren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler mit einander sprechen?“ Deß erboste sich der Andere noch mehr. „Ihr ein Künstler, fragte er ihn, ein Kammmacher oder ein Besenbinder? Wollt Ihr ein Almosen von mir?“ Der Zirkelschmied erwiedert: „Herr Christlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute unsers gleichen pflegen sich sonst eben so sehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit.“ Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht Ihr mir schon wieder von eures gleichen, sagt er. Hör' ich's zum drittenmal von Euch, so werf' ich Euch den Stuhl an den Kopf,“ und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmied, reist!“

Der Zirkelschmied aber erbost sich darüber auch, und geht aus dem Löwen in's Rößlein gerad gegenüber, und „stellt euch vor, sagte er dort zu seinen anwesenden Bekannten, was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Broddieb, einbildet. Der hochmüthige Gesell nimmt's für einen Affront*) auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: Leute unsers gleichen, und ich sag's zum drittenmal, wenn er's hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl.“

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmied darauf beharrt, ein Mann, den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, sei seines gleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmied: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelschmied hatte insofern recht.

---

*) „Affront“ so viel als: „Beleidigung.“

Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nämlich, daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe, als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondschein auf der Straße ist, und sieht an einer Mauer oder im Nebel seinen Schatten aufrecht, daß er meint, es sei ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falschen Freund für einen guten Freund hält, und, trotz aller Warnung, dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen ist, und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint, etwas sei ein Blendwerk, und ist doch keins.

In einem nambaften Ort am Rheinstrom kam ein Gaukler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubniß, auf einer alten Heubühne, die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich, und es war der Mühe werth.

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verschiedene Exempel aus der verkehrten Regel Detri.

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch, und kam auf der andern Seite lebendig und eben so dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache scheint übertrieben zu sein.

Hierauf sagte er, das sei aber noch alles nichts. Jetzt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch aufschneiden. Hernach wolle er ganz in den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde.

Ehe er aber das große Wagestück beginnen konnte, fing die

Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack stürzte der morsche Boden, und die ganze Zuschauerschaft wäre in dem untern Raum zusammengestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes vierstimmiges Noth- und Zetergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenn's an Musik fehlt, so können sie machen. Alles schrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen," so daß der oben auf dem Balken genug zu trösten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld, sagte er, und seid verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk ist? Euch Leuten, sagte er, ist keine Ehre anzuthun." Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler, und meinte, unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen.

Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halberfrornen Kindern in die Stube. „Da bring ich Euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?" — „Niemand gehören sie, sagte der Pole, einer todten Frau im Schnee, siebenzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein," und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiederte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort," und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Mos-

kau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edeln russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ — „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe, und hatte Recht. Denn er ging noch vor der Abreise in's Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst,“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren? — wem bringen?“ Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater

unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wissen's auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären versorgt und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger, als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch Niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber Niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen, „ich will ihm zwei abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfingen, auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen, sagte er, wenn's so ist, so will ich mich nicht ent-

ziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder, sagte er zu dem Polen, ich will Euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen, — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut, sagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;" da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund, sagte er, Ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will Euch nicht in's Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering." — „Eben deßwegen, sagte Herr Charles, darüber laßt mich klagen. Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe. „Wenn's so ist", sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und euere Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür," sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne in's Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles, dachte er, und ein armer polnischer Fuhrmann," — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund", sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig

da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere der geneigten Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

Vermischte Aufsätze.

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude. *)

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hinzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sternen hinauf schaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seien alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tag sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

---

*) Aus Landkalender und Hausfreund.

Also will jetzt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht der Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte; aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand wegbaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April vom Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Toback einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth, es wird nach und nach Alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde noch nie gesehen. Nämlich er reis't um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herum

zieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausging.

Es sind schon mehr als zwanzig solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in Einem Leben zweimal um die ganze Erde herumgereis't, und von der andern Seite her wieder heim gekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owei ein wenig todt geschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehreren sichern Anzeigen erkennen die Gelehrten Folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: Sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft herabzufallen. Dieß ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum erstenmal hören sollte, wie groß diese Kugel sei; denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt: eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen in's Gevierte, und davon sind zwei Dritttheil Wasser und ein Dritttheil Land.

Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend sechs-

hundert und zweiundsechzig Millionen Meilen im Klaftermaaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber Niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen gibt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens: Die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinaufschaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deßwegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper, eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und Alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint! Der Durchmesser der Sonne ist 114mal größer, als der Durchmesser der Erde. Aber im

Körpermaaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel, als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsaamen- oder Mohnsaamenkörnlein in seiner Schaale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich, wie das andere. Der Hausfreund wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsaamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganze unermeßliche Sonnenmasse sei nichts Anderes, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie ein Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht Alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer Alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten, wie der Matthes, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins" nach dem Sprichwort.

Deßwegen will es nun heut zu Tag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl, wie unsere Erde, ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper sein. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einen hohen Berg hinauf

steigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundigen, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer sein soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester, mit mildem Licht umflossener Weltkörper sei, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag. Schon Doktor Martin Luther hat einmal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Leser begreift's ein wenig, aber doch nicht recht.

Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich, geredet worden ist, so wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Märzveilchen, Erndtekränze, Wein und gefrorne Fensterscheiben entstehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundigen haben sich überzeugt, daß Alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Copernicus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernicus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst Alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernicus, die Sonne, ja selbst die Sterne, haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21. März von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr an einen Kirschbaum oder an ein Crucifix auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdkugel diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen rings um die fest stehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint, sie sei untergegangen, und der Morgen, Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernicus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie zwischen der Sonne und den Sternen

fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deßwegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden Alles wieder so wird, und Alles wieder so steht, wie es vor eben so vieler Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden 4 Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen; denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verloren geben lassen. Deßwegen rechnet man je auf das vierte Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deßwegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfahrt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbei kommt. Wenn ihr auf einem sanft fahrenden Wagen oder lieber in einem Schifflein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schauet eurem Kameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und das Gegenwärtige verschwindet hinter euerm Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und Allem, was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen (denn die Erde ist selbst das große Gefährte, und Alles, was man auf ihr sieht, fahrt selber mit), sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt und nicht mitfahrt, und das sind eben nach Nro. 1 die Sonne und die Sterne, z. B. der sogenannte Thierkreis. Denn zwölf große Gestirne, welche man die zwölf himmlischen Zeichen nennt, stehen am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nämlich die Fische an den Widder. Dieß ist der Thierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmamente, als die Sonne, und sie steht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch weit herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befinde sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sei. Es kann nicht fehlen. Zu dem Allem sagt

Fünftens und letztens der Copernicus wieder, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die Sonne wagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich wagrecht in einer vollkommen runden Zirkellinie um die Sonne, also, daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Zirkelkreises stände, so müßte Jahr aus, Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich sein. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer die Sonnenstrahlen herabfielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Axe der Erde liegt nicht wagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Wenn am 21. März der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tage der rothe Faden um die Erde zieht, noch 1470 Stunden Wegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt

steht der geneigte Leser am 21. März. Aber schon am 22. legt sich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Crucifix, und an seinen Anfang an, sondern er lauft etwas berwärts gegen uns daran vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21. Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder $352\frac{1}{2}$ Meilen näher gekommen. Aber vom 21. Juni an kehrt der Faden in den nämlichen Windungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21. September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Crucifix vorbeistreift. Von dieser Zeit an wendet er sich jenseits gegen den andern Pol, immer weiter und weiter von uns weg, bis ungefähr zum 21. December, wo er 1440 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21. März wieder richtig bei dem Crucifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser figürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nämlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die vier Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21. März, wann der rothe Faden gerade auf das Crucifix herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde, Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Faden nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21. Juni, wenn der Faden am weitesten von dem Crucifix entfernt, und am nächsten bei uns ist. Alsdann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie sich der Faden wieder hinaus windet, kommt die Sonne immer schiefer gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Fadens wieder über dem Crucifix steht. Aber je weiter er alsdann hinauslauft gegen den andern Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20. December der Faden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich, wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22. Februar auf Petri Stuhlfeier kommt schon der Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20. März trifft der rothe Faden wieder bei dem Crucifix ein. Dieß hat noch nie fallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche jenseits des Crucifixes gegen den andern Pol hinaus wohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichsten Landschaften noch einen lustigen Frühling und eine fröhliche Ernte bringen kann.

So viel für dießmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer

über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nämlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich, wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehen sehen. „Sieh dort," würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, „sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne so und so." Es müßte ein wundersames Vergnügen sein, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugedacht.

Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig sein, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erstlich: Der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenn's nicht sein muß, und den gutmüthigen Leser im Numeriren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens: Daß der Mond, wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen scheint, will nicht viel sagen. Gesetzt, er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Axe, daraus erfolgen in Rück-

sicht auf den Mond die nämlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herab reichte, und auch an dem Crucifix im Felde angeknüpft würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist deßwegen nicht um die Erde herum gegangen, sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Are hat den Faden selber an sich aufgewunden.

Drittens: Der Mond muß auch sein Licht und Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond, wie die Erde, ebenfalls um sich selber, oder um seine Are, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 29 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an einem Ort so lange als ungefähr zwei von unsern Wochen, und eben so lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es anfängt 223 zu schlagen oder 309. — Aber

Viertens: Der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dieß sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer am nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern auch ein paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herum führe, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am

andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt, aber ungefähr in oben benannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens: Da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandtniß hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und der Erde heraus tritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinauf schauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dieß ist der Mondwechsel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde ein-

mal in schnurgerader Linie von der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hinein rückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsterniß; die Sonnenfinsterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dieß ist alsdann die Mondsfinsterniß. Die Dunkelheit, die wir an dem Mond erblicken, ist nichts anderes als der Schatten von unserer eigenen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Vollicht statuirt werden. Alle diese Finsternisse nun, die einzig von der Bewegung des Monds und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. „Woher wißt ihr," fragt der vorsichtige Leser, „daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe; und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie's euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen?"

Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsterniß voraussagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute sie anfängt, und wie tief sie in den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder sagt's auch voraus, wenn ihr könnt, und warum sucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir falliren.

Siebentens: Und wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen helleren und blasseren Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit verirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren

Theile seien Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprellen, und die dunkleren seien Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem kapablen Perspektiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffener Sternseher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt, als Land und Wasser, nämlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regel de Tri? Die höchsten Berge auf dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nämlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumessen, die unser einer (der geneigte Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und letztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? — Antwort: Was die Erde. So viel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Wiederschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste General-Nachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht, an die finstere Halbkugel des Monds, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt? Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond.

Zudem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von kuriosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns Alles besser

sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sei blos wegen ihnen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen.

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltenbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herab flimmert.

Für's erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahrszeit wieder. Und diese Sterne heißen *Fixsterne*.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandtniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern.

Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute über's Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehrsten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher als ein Fixstern.
2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.
3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsere Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdrehet. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.
4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahrszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sei selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermeßlichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet

sei, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stände, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuirt.
2) So müßte unsere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht sein, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.
3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre der nämliche regieren. Wie sieht's jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

der Merkurius, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne, als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahrszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und sechzehnmal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendstern oder Mor-

genstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blässer, und scheint sogar kleiner zu sein. Aber die Sternkundigen haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dieß ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet sein kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber was noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundigen durch die Hilfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat ebenso wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wundersames Vergnügen sein, mit einem solchen Fernrohre in der finstern Erdennacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man

bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsere Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein sein, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neu entdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

Fortsetzung.

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredet worden?

Leser. Ja! Von den Planeten ist geredet worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut, der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden?

Leser. Ja! Der Merkurius ist betrachtet worden und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser so wohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der

Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Beiläufer, dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie lauft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit weg steht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Dieß brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleich weit von einander hundert Pünktlein vorstellt, so stebt von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkurius, und kann

niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drei, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf gibt vier= und zwanzig, dort sah man nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zwei mal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deßwegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sei. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen, was wir Sternseher und Kalendermacher für respektable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt.

Denn als der berühmte Mann, Namens Herschel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perspektiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24 richtig entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht Alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz zu behaupten, er sei nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu sein, indem man nachher in kurzer Zeit nach einander noch drei Sternlein ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zersprungen sei, und muß ein rechtes

Betrübniß gewesen sein, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch Niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drei davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474 mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen vier Monde, welches schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er $29\frac{1}{2}$ Jahr vonnöthen hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90 mal schwächer als auf unserer Erde sein, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen, und seine langen Nächte erheitern. Ueberdieß hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunkeln Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sei nun der letzte Planet, an den die Sonne scheinet, und jetzt sei man fertig, bis

der berühmte Herschel, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborner Deutscher, am 13. Mai 1781, zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte, und vielleicht noch nicht der letzte ist. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste sein. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang, als bei uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361 mal schwächer, als bei uns. Dagegen wird er von sechs und vielleicht noch mehreren Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann sein und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetsterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Massen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliest, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom zweiten Bataillon in diesem Augenblick eine Kanone abbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren, in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238 und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese eilf Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich, bis zu dem letzten, so viel Licht und Wärme und Segen, als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen

hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreuet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.

Die Kometen.

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drei Königen von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mitsprechen bei seinem Schöpplein, und ist nicht schuldig, zu gestehen, daß er's aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangt's nicht.

Jetzt kommen wir zu den Kometsternen.

Von den Kometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deswegen kurz fassen, und Alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eilf Kometsterne gibt, wie man nur von eilf Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Kometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbeschieden am Himmel sichtbar wird, und dasteht, und sagt kein Wort, zumal ein solcher, wie im Jahre 1680, der viermal so groß schien, als der Abendstern, oder 146 Jahre vor Christi Geburt, der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder im Jahre 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen den rheinländischen Hausfreund, also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seist, und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst

nicht wissen, was du daraus machen sollst." Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!"

Solche Kometsterne nun sind einander nicht alle gleich; auch der nämliche, so lang man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen. Sie sind bald heller, bald trüber, bald größer, bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Komet im Jahre 1770 war daheim dreizehnmal größer, als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angesehen hat. Einer im Jahre 1680 war 160 mal näher bei der Sonne, als die Erde bei ihr ist. Einer im Jahre 1770 war siebenmal weiter von der Erde weg, als der Mond. Einige sind so weit entfernt oder so klein, daß nur wir Sternseher und Kalendermacher mit unsern Perspektiven sie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind, oder bei Tag am Himmel stehen.

Die Kometsterne haben viel Aehnliches mit dem Planeten, und drehen sich eben so wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten verschieden. Sie werden nur selten sichtbar, sie haben keine so feste und kernhafte Masse, als die Erde oder andere Planeten, — sie sind mit einem schönen, leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage *erstens*, sie erscheinen viel seltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf- und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bei der Sonne oder bei uns, wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer, und scheuen sich nicht, in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind sich scheut. Wenn so ein Stern einmal um die Sonne herum ist, und hat sich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen Linie hinweg und in seinen Winter hinaus, weiß Niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweggezogen ist, und es fällt ihm ein, so kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise, und selten einer, der ihn zum erstenmal gesehen hat,

wartet's aus, bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen, und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein Komet im Jahre 1456, einer im Jahre 1531, einer im Jahre 1607, einer im Jahre 1682 gestanden sei. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von ungefähr 76 Jahren, etwas mehr oder weniger, verflossen war, so behauptete ein gelehrter Mann, Namens Halley, es sei allemal der nämliche gewesen, und er müßte längstens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geschehen ist, und so muß er ungefähr im Jahre 1830 ebenfalls wieder erscheinen. Der Hausfreund will's seinem Nachfolger überlassen, den geneigten Leser bis dorthin wieder daran zu erinnern. Eben so behauptete einst ein anderer Gelehrter, der Kometstern von 1532 und 1661 sei der nämliche, und müsse deßhalb im Jahre 1790 wieder kommen, ist aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Kometstern hat keine so feste Masse, wie die Erde oder ein anderer Planet. Einige sehen aus wie ein bloßer Dunst, also, daß man durch sie hindurch die andern Sternlein will sehen können, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch das Ansehen, als wenn nicht Alles daran recht aneinander hinge, sondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Komet auf seiner langen Reise, wenn ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden, und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaften eines Planeten annehmen könne. Unsere Erde könne wohl auch einmal eine bloße Dunstkugel von viel tausend Meilen im Umfang gewesen sein, hernach sei sie immer wässeriger worden, dann habe sich das feste Land angesetzt, das Land und das Wasser habe sich geschieden, und sei zuletzt das daraus worden, was jetzt ist. Aus Respekt vor der himmlischen Allmacht mischt sich der Hausfreund nicht in diesen Streit.

Sage drittens, die Kometsterne sind mit einem schönen, leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beispiel haben rings um sich blos einen Strahlenschein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangelisten und Apostel aussehen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunstes,

der von Strahlen erhellt ist. Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbeizieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer, bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Kometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Sonst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sei nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen oder wässerigen Kometen hindurch fallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu sein mit diesem Geheimniß, denn es wissen's noch nicht viele Leute.

Sage *viertens*, der Komet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran Niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Komet das Unglück herbeizöge oder deswegen erscheine, um wie ein Postreiter es anzuzeigen. Nein, der Komet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten eben so gut sehen, als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unsern Lustgärten und Kirchhöfen, sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Kometen Schlimmes prophezeien, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schlauer Gesell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße stände und nach den Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuriose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt Jemand im Dorfe.“ Der geneigte Leser darf nur an die letzten zwanzig Jahre zurückdenken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopolds, an das Ende des Königs Ludwigs des Sechszehnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Austerlitz und Eilau, bei Eßling und Wagram, an das gelbe Fieber, an

die Petechen und Viehseuchen, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Konstantinopel, an die Zucker- und Kaffeetheurung, leider, wenn von 1789 bis 1810 alle Jahre ein anderer Komet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf bestanden.

So viel von den Kometen. Die Sterne, welche nächstens sollen beschrieben werden, bedeuten insgesammt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

Die Fixsterne.

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er besser verstehen kann, was nunmehro von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zeben greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen, gibts nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Narocki an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Büblein, das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer (der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer- oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch eine unzählbare Menge himmlischer Lichter, groß und klein, strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders, als wenn man ein paar Stunden nach Sonnenuntergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht, welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!“ Unterdessen bewegen sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrei durch die Nacht zieht, gehen immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deß-

wegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte; denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch eben so wie bei Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tagesbelle sehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen, ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig Acht, der wird finden, Abends, wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel, als frühe, ehe es aufhörte, dunkel zu sein. Wo sind diese hingekommen? Wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten, reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nämlichen da, sondern andere. Deswegen heißt es mit Recht: So Jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nämlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jetzt nimmer zu unser einem), damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, zum Exempel, die himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Scorpion, und alle Sterne, groß und klein, die in einem Sternbilde stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heerwagen, die Gluckhenne, oder das Siebengestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist Alles noch nichts, sondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge Alles öde und leer zu sein scheint; schaut ihr durch ein rechtschaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als 20 neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganz herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten obersten Stern sich hinauf schwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende sein, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sternen und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun, bis in's Unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man sich gegen Norden stellt, wo der Winter und die Russen herkommen, und halbwegs am Himmel hinaufschaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt, und der Angelstern oder Polarstern heißt; der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den zwölf Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Centrum, und drehen sich um ihn herum. Die nähern drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also, daß sie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heerwagen Sommer und Winter die ganze Nacht sehen, bald über, bald unter dem Angelstern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen, und auf der andern wieder hinauf. Also kann man z. B. das Siebengestirn nicht immer sehen. Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelstern gegenüber, eben so tief unter uns, als dieser über uns, steht wieder so ein Angelstern, der sich gar nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so, wie hier zu Land.

Allein das Alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That selbst aber ist es, wie hier folgt. Die Erde hängt ringsum zwischen lauter himmlischen Sternen ohne Zahl und ohne End, und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn sich der geneigte Leser erinnern wollte an Alles, was über die Axe der Erde, über ihr Umdrehen derselben und über ihre Pole früher gesagt worden ist. Denn der eine Pol der Erde, unserer, dem wir am nächsten sind, schaut gegen den obersten Polarstern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr, der andere Pol der Erde schaut gegen den andern Polarstern am Himmel, den wir hier zu Land und auf unsern Bergen nie sehen, gegen den untern, und die Axe oder Spindel, welche gleichsam durch die Erde hindurchgeht, es geht keine durch, aber wenn sie durchgienge und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinbohren, und sich in ihnen sammt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen, und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir meinen, die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, so meinen wir, alle Sterne geben auch in größern und kleinern Zirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst, und kommt so an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt so viel nicht an. Aber der geneigte Leser glaubt's nicht. Ich weiß es schon.

Was bisher über die Fixsterne gesagt worden ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr, als das Auge des Leibes.

Erstlich, die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundsstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen vorausstrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664mal weiter von uns entfernt sein, als die Sonne; denn wenn er näher wäre, so könnte man's wissen, und eine Kanonenkugel, im Sirius abgeschossen, müßte mit glei-

cher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dieß soll genug sein, sonst glaubt's der geneigte Leser nicht. Eben so weit, als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmt's hier gar nicht an.

Zweitens, der Sirius, der aus einer so unermeßlichen Weite doch noch so groß aussieht, und so ein strahlendes Licht zu uns herabwirft, muß in seiner Heimath wenigstens eben so groß, nein, er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche strahlende Sonne sein. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Ursache, für gewiß zu glauben, der Sirius sei daheim eine Sonne, so haben wir Ursache, zu glauben, jeder andere Fixstern sei auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

Drittens, die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sei. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der Sirius-Sonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könne, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben so weit jede von der nächsten entfernt sei, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen, und so nahe bei einander, daß uns ein paar hundert von ihnen zusammen kaum aussehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badischen Sechskreuzerstück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem stillstehe.

Wenn man nun

Viertens das Alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber schreiben könnte. Wie man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist, und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über 20 Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schim-

merk. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung, oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken, oder spielen Trumpf aus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Detri.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählige prachtvolle Sonnen strahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen, und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel herausschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht, und wissen nichts davon, daß in Oestreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bei Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt, und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schooß, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel, und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinest du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Der dritte sagt: Herr, du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist

der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich seiner annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr.

Deßwegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben, unten am Ende: Die Sterne, die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

Vom Tabakrauchen.

Es ist eine eigene Sache um das Tabakrauchen. Tausende rauchen und wissen nicht warum, — müssen rauchen und wissen nicht warum. Der beurtheilt's gerade hin als Gewohnheit, ein Anderer sucht das Delikate und Vergnügliche im Geruche des Rauches, was wohl nur eine Nebensache ist. Andere richtig im Geschmacke. Aber auch von diesen weiß sich fast keiner Rechenschaft zu geben, was der Sinn des Geschmackes Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der stinkende Rauch dieses Krautes Bedürfniß sei. Es scheint unbegreiflich, wie Jemand hat mögen anfangen, Tabak zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklärung. Ein Sinn des Menschen, das Auge, ist, so lange er wacht, unaufhörlich beschäftigt, durch irgend einen Gegenstand, der sich in ihm spiegelt, einigermaßen gereizt. Sei es nun die gegenüberstehende Wand oder Mauer, sie soll durchaus nichts haben, das die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf sich zieht; es ist genug, so lange sie dem offenen Auge gegenübersteht, hält sie diesen Sinn in einer kleinen Spannung, so wenig wir davon denken und dessen auch nur bewußt sind, daß wir etwas sehen. Wie langweilig und lästig ist uns gänzliche Finsterniß, das heißt Zustand, in welchem das Auge durchaus nichts zu sehen hat, wie unnatürlich und selten ist es, daß ein Mensch muthwillig und absichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen sich in diesen Zustand versetzte! Nicht anders ist es mit dem Ohre. Ein unaufhörliches Geräusch gibt ihm den ganzen

Tag über Beschäftigung, sei es auch nur unser eigener Fußtritt, unseres Athmens Rauschen, ob wir gleich theils kein positives Vergnügen bei dem Schallen empfinden, uns des Hörens nicht einmal bewußt sind. Unwillkührlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauschen mit einem Papierchen, schleppen, wo wir einsam gehen, den Stock auf dem Boden nach, damit er rassele, oder schwingen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er sause, sprechen ein paar laute Worte, thun einen einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, singen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft und fühlen ein dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausgebreitet muß es unaufhörlich irgendwo berührt und beschäftigt sein, ist es auch durch Kleider, Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander selbst. Wäre es auch nicht, so kommen wir ihm abermals durch unwillkührliches Reiben oder Streichen der Hand, durch sanften Druck und Kratzen zu Hilfe. Das gilt selbst noch von dem Geruch. Es gibt in der allgemeinen Atmosphäre, und in der besondern, die uns und andere Körper umgibt, immer etwas zu riechen. Sei auch die Empfindung davon so schwach und stumpf, als sie will. Es ist immer etwas. Nur der Sinn des Geschmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingeschränkte Art von Gegenständen reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derselben, nur auf einen kleinen Raum der empfindsamen Oberfläche des Körpers eingeschränkt, und noch überdieß an einer zurückgezogenen, verborgenen, eingeschlossenen Stelle des Körpers angebracht, ist er im Fall, oft Stunden und halbe Tage lang allein feiern zu müssen, wenn die andern Sinne alle etwas zu thun und zu spielen haben. — Aber wie der Mensch dem Ohr durch selbst geweckte Töne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwasser zu Hilfe zu kommen weiß, so fand er auch etwas für den Geschmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder schüttelte, ist hier einerlei, kurz er suchte und fand etwas für ihn.

Cajus ißt und trinkt unaufhörlich nur um den Geschmack zu beschäftigen. Der nüchterne Titus kaut wenigstens an einem Baumblatt auf seinem Spaziergange. Es ist nicht süß, ist nicht würzhaft, ist nicht fett, ist nicht angenehm bitter oder süß, ge-

währt ihm durchaus keine positiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu schmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabaks gehören? Ich zweifle gar nicht. Und dann wäre die Frage gelöset. Was hat die seltsame Gewohnheit Angenehmes? Worin besteht das Vergnügen davon? Positiv in Nichts. Es ist dem Geschmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenstockes, was dem Ohr das Summen und Rauschen und Klimpern und Pfeifen, womit wir dasselbe unterhalten, was dem Gefühl Kratzen, Reiben und Druck. Wir können, ohne es zu wissen, Stundenlang den Rauch einsaugen und ausblasen, wie wir, ohne es zu wissen, Stundenlang eine Wand, eine Thür, einen Tisch im Auge haben, das ferne Rauschen des Wassers oder der Fußtritte auf der benachbarten Straße ꝛc. hören, den Druck über einander gelegter Glieder oder sanft gebissener Lippen ꝛc. fühlen. Aber wenn wir's eine Zeitlang entbehren, so wird uns die Leere des Gefühls so lästig, als lange Finsterniß und öde Stille. Hiezu kommt noch, daß bei dieser Beschäftigung eines Sinnes mehrere mit beschäftigt sind; der Geruch durch das, was von dem Rauch der Nase zu Theil wird; das Auge durch die in tausenderlei Gestalt schwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; selbst, wie wohl sehr schwach, das Ohr durch jene wiederholte Aufschnellung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

Die Juden.

Sendschreiben an den Sekretär der theologischen Gesellschaft zu Lörrach (die wenig bekannt ist).

Wenn du, o Zenoides, es rathsam finden solltest, der theologischen Gesellschaft diese Epistel vorzulesen, so habe ich außer dem Schatten des seligen Ritters Michaelis nicht nur dich, sondern auch sie um Verzeihung zu bitten, wenn ich dießmal mancherlei durch einander sagen, und hie und da ein Weizenkörnlein unter viel Spreu verbergen werde. Der Verzeihung des seligen Ritters aber bedarf ich, weil ich bei allem Respekt vor seiner seltenen Gelehrsamkeit glauben muß, daß er in derselben und

durch dieselbe vor Bäumen den Wald nicht recht gesehen habe, als er der arabischen Gesellschaft mancherlei Fragen, z. B. über die Gottes-Anbeterin, als da ist, nicht die Priesterin Elisabeth oder die Prophetin Hanna, sondern Mantis religiosa Linnei (Frage 51); ferner über die fliegenden Katzen (Fr. 30) und die zweibeinige Maus (Fr. 42) mitgab und aufband, keineswegs aber ihr den Rath ertheilte, den auch die Instruktion Artikel 35 enthält, vor der Hand und seinetwegen das liegen zu lassen, und vor allen Dingen den Juden und seinen Blutsvetter, den Araber, auf dem heimischen Boden desto näher zu betrachten, und das charakteristische Gepräge zu studiren, welches das Klima des Landes, wo die Bibel geschrieben wurde, seinen Kindern aufdrückt; da nicht zu läugnen steht, daß man vor allen Dingen diejenigen, an welche geschrieben ist, baß kennen muß, wenn man das, was geschrieben ist, um einen halben Erdgürtel nördlicher, und um ein paar Jahrtausende später ausdeuten, und den heiligen freien Geist, der heimisch unter den orientalischen Palmen hauset, unter den nordischen Eichen bannen will. Ja es hätte sich der selige Katzen- und Bergmausjäger durch einen solchen Wink an die Gesellschaft, wenn sie geglückt wäre, ein desto größeres Verdienst erwerben können, da so manche Reisende im Orient lieber das Todte als das Lebendige zu beobachten scheinen. Sie botanisiren euch von Dan bis nach Berseba, besteigen den Libanon, und unterscheiden beim ersten Blick die berühmten alten Cedern von den jungen an der Größe, obgleich sie über deren Zahl bis auf diese Stunde nicht einig sind. Sie versäumen nicht, mit eigenen Augen zu sehen, ob das Geradlinigte und Zackigte, was man bisweilen unter dem Wasser des todten Meeres erblickt, Ruinen von Sodom oder Basalte sind, und wenn je ihr Blick auf das Lebendige fällt, so wollen sie lieber die Natur und Lebensart des Schakals als des Menschen studiren, obgleich der Fuchs dort von dem Fuchs hier in keinem größern Abstande stehen mag, als der Mensch dort von dem Menschen hier, und die Bibel nicht für Füchse geschrieben ist, kaum für akademische, zum Studium der Exegese. Das führt uns nicht weiter, und ich habe mir daher vorgenommen, bis ich mich zu einer Reise nach Palästina für den Zweck des Menschenstudiums befähiget habe, und der König von Dänemark oder die Hamburger Lotterie, in welcher man 250,000 Mark ge-

winnen kann, die Gelder dazu liefert, einstweilen die abgeraspelten und ausgeschiedenen Späne und Schlacken des Volks Gottes, wie sie mir im 49sten Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen, näher zu beobachten, und zugleich die theologische Gesellschaft bittweise anzugehen, es wolle mir dieselbe mit ihren jetzigen und künftigen Beobachtungen an diesem Volke Gottes, in wiefern sie zur Aufklärung und Entwickelung des logischen und ästhetischen Sinnes der Bibel etwas beitragen können, gefällig zu Handen geben.

Ich rechtfertige mein Vorhaben und meinen Wunsch mit der Behauptung, daß das jüdische Volk, wie alle asiatischen und alle unterdrückten Völker, sehr anhänglich an sein Altes sei, und den physischen, psychologischen und moralischen Charakter seiner Väter in Palästina im Wesentlichen noch nicht verändert habe.

Vorleser dieses lasse sich auf eine weitläuftige Herzählung der Belege hiezu, z. B. die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und den Bart, nicht bange sein.

Erstere erklärt man richtig daher, daß die Juden selten fremdes Blut durch Heirath in das ihrige gemischt haben, und ich setze nicht unwahrscheinlich hinzu, daß wenn Jemand alle Judengesichter, die jetzt existiren, kennte, und im Stande wäre, das Gemeinschaftliche und Charakteristische aus allen herauszuheben, und vorerst in ein Gesicht zusammen zu fassen, dann in diesem die männlichen und weiblichen Züge zu scheiden, und in zwei Gesichter zu zerlegen, so würde er mit dieser Operation die Original-Porträte des Abraham und der Sara richtig gefunden und dargestellt haben.

Ich will mich dabei nicht aufhalten, sondern nur einige minder bemerkte Spuren des alten Gepräges an unsern Juden in Anregung bringen.

1) Der Jude ißt, trinkt, betet und grüßt seine Landsleute mit bedecktem Haupt. Warum? Der Hut ist sein Turban. Kein Morgenländer zieht den Turban. Er ist wesentlich zur anständigen Erscheinung vor andern. — Der Jude geht gerne, so lang er kann, im Cüre, und wenn er ihn ablegen muß, besonders am Sabbath, im Schlafrock. Letzterer ist bei ihm sogar ein Artikel des Luxus und der Eitelkeit. Warum? Es ist ein morgenländischer Talar. Man kann lächeln, daß ich das behaupte, und sagen, die Weichlichkeit und Nachläßigkeit des Juden

zieht diese Kleidung vor. Zugegeben; — das Nämliche ist der Grund, warum sich auch die Morgenländer in lange weite Kleidungen hüllen. Gerne windet alsdann der Jude das weiße, roth gestreifte Schnupftuch über den Schlafrock um die Hüften. Es ist sein morgenländischer Gürtel zum Talar. — Die Pantoffeln die er den Schuhen vorzieht und wie den Schlafrock zum Gegenstand des Luxus macht, sind seine Sandalen. Zu beiden, nicht aber zur enggeschnittenen europäischen Kleidung, wählt er am liebsten die gelbe Farbe. Sie war und ist eine Lieblingsfarbe der Morgenländer. So setzt er sich, ohne es zu wissen und zu wollen, mitten in Deutschland aus europäischen Kleidungsstücken das Kostüme des Orient nachäffend zusammen, und gefällt sich darin, und wenn alsdann am heißesten Sabbath des Jahrs noch an einem Fleck die Sonne scheint, so wird er nicht in den Schatten stehen. Denn er ist ein Orientale.

2) Es steht irgendwo in der griechischen Bibel ein Ypsilon, das mir in diesem Augenblick mehr werth ist, als nicht nur der ganze Drache zu Babel, sondern auch das beste Stück in Esther, nämlich in dem Worte „*Μαϋσης.*" Es beweist nichts weniger, als daß der Gesetzgeber der Juden nie Moses, sondern immer Mauses geheißen habe, und also das Mauses unserer Juden nicht vernachläßigte Pöbelsprache, sondern reine Haltung des orientalischen Wohlklangs mitten unter allen abendländischen Dissonanzen sei, wie auch das Arabische beweist. Wenn gleichwohl einige Schriftsteller, z. B. Johannes, „*Μωσης*" schreiben, so rührt es nur daher, daß sie das O mega der Griechen, als korrespondirend ihrem Chaulem zum Voraus als Au aussprachen. Ich werde noch alle Nomina propria im Hebräischen mit ihrer griechischen Orthographie in den LXX und dem N. T. vergleichen, um der alten genuinen Aussprache auf den Grund zu kommen, und man wird sie, wenn es mir gelingt, sie in Regeln zu bringen, mit großem Segen in den hebräischen Lektionen einführen, ja selbst im N. T. die helleniſtische Aussprache wieder in Gang bringen. *Δωδεκα μαϑηται* wird zu lesen sein: **Daudeka Moseite.**

3) Nichts fällt den Juden schwerer, als den deutschen Dativ und Accusativ richtig zu unterscheiden. Er geht in der Schul, und steht in die Schule, wie es ihm einfällt. Nehmt es ihm nicht übel. Schon die LXX und die Schriftsteller des N. T.

verwechseln unaufhörlich und mehr als die andern — εἰς τόπον und ἐν τόπῳ, wiewohl es uns bisweilen auch nur scheint. Denn wenn der Schächer am Kreuz sagt: Gedenke meiner, wenn du kommst ἐν τῃ βασιλεια σου, so spricht er richtig „in deiner königlichen Würde," und z. B. Luther hat unrichtig übersetzt in dein Reich. Auch bei andern Griechen ist βασιλεια und bei den Römern regnum ursprünglich nicht das Königreich, sondern das königliche Amt.

4) Und weil hier des einen Schächers Erwähnung geschah, so sei auch der andere nicht vergessen. Wir erblicken nämlich auf Golgatha (es wäre zum Thema einer Charfreitagspredigt gut) dreimal das Höchste und Unereichbare in der Wirklichkeit. Am mittlern Kreuz das Ideal der höchsten, aufopfernden Gottesergebenheit und Menschenliebe, und auf der andern Seite desselben das höchste Vertrauen dessen, was man nicht sieht. Denn es gehörte viel dazu, in diesem Augenblicke an ein Königthum eines Mitgekreuzigten zu glauben und auf ein Reich Gottes unter seinem Zepter zu warten. Aber das Ideal der tiefsten Verwerflichkeit realisirt auf der andern Seite ein Dritter, der mit Nägeln in den eigenen Händen, und mit dem Tod auf eigener Zunge, der nämlichen Leiden eines Unschuldigen neben sich noch spotten kann, und damit einen Charakterzug seiner Nation belegt. Denn betrachtet den Juden wo ihr wollt, Spottsucht und Schadenfreude hat er mit seines Gleichen unter allen Nationen gemein; aber das hohe Talent, im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eigenen zu kühlen, ist ihm eigen.

Ich könnte hier noch einiges anreihen, wenn es mein Interesse wäre, die blöden Seiten aufzudecken, womit sich dieses Volk zu seinem Ahnherrn bekennt, der den Bruder um Erstgeburt und Erbtheil zu beschleichen, und den Schwiegervater in Mesopotamia zum armen Manne auszuschälen weiß, und nach seiner Heimkunft die unheilbare Feigheit des schlechten Gewissens auf ewige Zeiten dokumentirt. Achtung für eine anderweitige Heiligkeit dieses Volkes decke darüber den Mantel der Schonung. Lieber will ich sein Sachwalter sein, und jetzt eine schöne und beneidenswerthe Seite desselben ausheben.

5) Der Jude weicht dem Ackerbau und jedem Beruf, der anhaltend und mühsam beschäftigt, aus, und nährt sich, sei es

auch kümmerlich, von allerlei Handel, treibt Gaukelei, legt Rattengift, oder kultivirt irgend einen Nebenzweig einer nützlichen Kunst im Kleinen, z. B. die Operation der Hühneraugen. Man sagt daher, sie seien Tagdiebe, und das ist einseitig und ungerecht. Man sollte sagen: Sie sind Morgenländer.

Ich will hier die Frage nur berühren, nicht untersuchen, ob es die Meinung der Natur sein konnte, daß unter allen Lebendigen, die ihr Dasein in Ruhe genießen, der Mensch das einzige Zug- und Lastthier der Erde sein soll, die wenigen eingerechnet, die er dazu gemacht hat. Ich erinnere nur, daß es große Erdstriche gibt, wo die Natur viel gewährt und der Mensch wenig bedarf. Zwischen den Wendekreisen und noch darüber hinaus, wo das Menschengeschlecht zu Hause ist, und wie ein ewig junger Blüthenkranz den Erdkreis in der Mitte umwinden sollte, ohne weiterhin den Bären und Wölfen Wohnort und Nahrung streitig zu machen, dort leben glückliche Nationen, die von unserer nordischen Arbeitsseligkeit keine Begriffe haben. Selbst in Europa der Türke, der Grieche, der Italiener fliehen die Arbeit. Der Spanier steht im ganzen Norden in dem Ruf, daß er träg lebe, da er doch nur klimatisch lebt, wie wir, falls wir klug wären, auch thun würden, wenn wir in einem Lande wohnten, wo der Wirth den Gästen, die noch ihre eigene Speise selber mitbringen, für das geringe Koch- und Schlafgeld den Wein, so viel sie trinken mögen, gratis eingibt, wo man die jungen Esel mit Feigen auffüttert, und wo auf den unfruchtbarsten Aeckern noch ein vermaledeites Unkraut wuchert, das ihr zum Staat in Scherben zieht und im Keller überwintert, der Rosmarin und Lavendel. Selbst in den nördlichen Gegenden, wenn wir wenigstens auf das Beispiel der ältesten und meisten Völker sehen, scheint es, der Mensch soll sich durch die Noth nicht zum Lastthier herabwürdigen lassen, sondern mit dem Wenigen, das die Natur ihm dort geben kann, zufrieden sein, oder auswandern; und wenn irgendwo Arbeit von einer Betglocke bis zur andern, falls man leben will, Bedingung ist, so sind daran nur fehlerhafte Staatsverfassungen und Staatsverwaltungen, eine daher rührende verhältnißlose Vertheilung dessen, was die Natur hinreichend für Alle gab, und erkünstelte Bedürfnisse Schuld, die die Natur zu befriedigen nicht schuldig ist; und die wunderliche Grille kann nur in den Predigten und Katechismen des

kostbaren christlichen Nordens einfließen, daß auch noch in dem ewigen Leben keine Ruhe sei, vielmehr die Kräfte an höheren Gegenständen in weitern Wirkungskreisen fortgeübt werden sollen. Die Paradiese der Morgenländer haben nichts davon, und Einer, der besser als wir wissen muß, wie es dort aussieht, setzt die Seligen nicht abermal z. B. an einen Weberstuhl, sondern mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische. Gerne erleichtern wir uns, und beschönigen zwar unsere Arbeitseligkeit mit der Gemeinstelle, daß die Noth die wohlthätige Weckerin unserer Kräfte sei, und Uebung durch Arbeit sie zur Vollkommenheit ausbilde. Schön gesagt, wenn's nicht am Tag läge, was bei diesem nordischen Unfug herauskömmt. Nur wenige von uns erfahren etwas von der Bildung, der Aufklärung und dem Lebensgenusse, der Allen gebührt. Die meisten übrigen leben und sterben etwas besser, als das Thier, ohne Charakter, ohne Vaterlandsliebe und Muth, ohne Tugend. Auch die Wenigen bringen's nicht weit. Wir halten uns für die gelehrteste Nation. Wir sind's auch leider, wenigstens die schreib- und leselustigste, wenn's damit gethan wäre. Aber wo ist der reine lebendige Sinn, der das Wahre und Schöne überall und unmittelbar aus der Natur und dem Leben saugt? wo das innige, rege Gefühl, mit welchem der wahre Mensch das Wahre und Schöne sich vereigenthumt? Wo die hohe, göttliche Phantasie, beides an einander zu verherrlichen und in unsterbliche Ideale zu verschmelzen? Wo die Gabe, rein und klar wieder zu geben, was man so empfangen hat, und so warm, als es im eigenen Herzen lag, in ein fremdes zu legen? Verdampft, schon frühe im Schweiß der Schulen, und später am harten, todten Pult, und unter dem Druck der Folianten und Schatzungsmonate, die auf uns liegen. Wir sind nicht mehr im Stand, den Homer oder Ossian, oder ein einziges Kapitel im Jesaias, z. B. das 60ste, bis in sein tiefstes Leben hinein zu verstehen und zu fühlen, noch viel weniger selber so etwas zu machen, und wenn Homer unsere Messiade lesen sollte, so möchte er über manches den Kopf schütteln, wovon ich nur zwei Präliminar-Schwingungen interpretiren will. Die erste, wie ein Deutscher dazu kam, den angebornen Reim und Jambus zu verlassen, und über seine scharfeckige Sprache den wellenlinigen Herameter des Joniers zu legen, den schon der attische Dialekt selbst im Griechischen

nicht mehr verträgt. Die zweite: wie er dazu kam, zum Gegenstand eines epischen Gedichtes den Messias zu wählen, ohne damit sagen zu wollen, was einerseits ein frommer Mann und Rektor einst urtheilte, daß das Leben und die Thaten des Messias keiner Verschönerung durch Dichtung bedürfen, die doch nirgendswo etwas verderbt, noch weniger entheiligt. Denn ist nicht Gott selbst der erste und größte Dichter, ποιητης in beiderlei Sinn des Worts? Die ganze Idee des Weltalls mit allen seinen Theilen und Entwickelungen war in Gott, ehe sie realisirt wurde, ein großes, harmoniereiches Gedicht, herausgegeben Anno Mundi I. und bis jetzt noch nicht nachgedruckt; nicht einmal in Reutlingen. Was aber den Jesaias betrifft, so behaupte ich nur so viel, daß wer ihn vom 40sten Kapitel an lesen kann, und nie die Anwandlung des Wunsches fühlte, ein Jude zu sein, sei es auch mit der Einquartierung alles europäischen Ungeziefers, ein Betteljude, der versteht ihn nicht, und so lange der Mond noch an einen Israeliten scheint, der diese Kapitel liest, so lange stirbt auch der Glaube an den Messias nicht aus.

Ich kehre von dieser nordischen Abschweifung zu den Ländern zurück, in welchen Milch und Honig fleußt. In einem solchen war einst Abraham im Hirtenzelt unter den Terebinthen des Mamre des stillen Lebens froh; in einem solchen lebte einst der Heiligste seiner Nachkommen, und es mag in einem Festprogramm zu seiner Zeit sehr gelehrt untersucht worden sein, unde Christus vitae alimenta sumserit? aber schon die Frage war seltsam, und verräth den 50sten Grad N. Br. In einem solchen Lande konnte der Aufruf geschehen: Sorgt nicht für den andern Morgen, und ist noch bis nach Italien verständlich, wo ein Lazaroni, der einem Fremden zwei Kisten für acht Soldi wegtragen sollte, eine für vier Soldi wegtrug und die andere stehen ließ, weil das Bedürfniß des heutigen Tages damit gedeckt ward, und er für eine andere Kiste des folgenden Tages schon sicher sein konnte. Aus einem solchen Lande kamen die Juden nach Europa, und was wollen wir dazu sagen, daß sie der Weihe ihrer Heimath so getreu blieben, und mehr Charakter und Kraft haben, als wir? Wollen wir sie verdammen? Das sei ferne. Sie konnten aus ihrer Heimath vertrieben werden, das war Gottes Gewalt. Aber ihre

Heimath und die Würde und Freiheit des Volks Gottes an einem Sägbock oder hinter einem Schubkarren verläugnen, das können sie nicht. Sie können hungern, sie können verschmachten, wenn's sein soll, aber ihr edles Blut, einst in den Adern der Väter an einer bessern Sonne gebraut, in knechtischer Arbeit verdampfen, das können Abrahams Kinder nicht, und sind und bleiben zu dem Ausspruch: „Sorget nicht für den andern Morgen," die lebendige Exegese. Nicht weil der es sagte, der es sagte, sondern weil sie dort daheim sind, wo er's sagte. Sie säen nicht und ernten nicht, sammeln nicht in die Scheuren, und ihr himmlischer Vater nähret sie doch, selbst in Deutschland, was viel heißt. Sie nähen nicht und spinnen nicht, und er kleidet sie doch, und sorgt noch für das Schutzgeld. Unsere Exegese, die gerne jeden Spruch, ehe sie ihn erklärt, unter das Zenith schraubt, unter dem sie selbst steht, und nicht so fast aus dem Griechischen in's Deutsche, als vielmehr aus dem 32sten Grad in den 50sten übersetzt, erklärt es so: „Ihr sollt nicht ängstlich sorgen! Und hie und da ein Kompendium der christlichen Moral, oder eine dergleichen Predigt, bekennt sich stillschweigend zu einem Grundsatz, den ich zum erstenmal laut und keck aussprechen will, der so heißt: „Wenn du eine Pflicht nicht erkennen kannst, wie sie zu verstehen ist, so verstehe sie, wie du sie erfüllen kannst," oder „wenn ein Gesetz sich zu deutlich ausspricht, und du zu ungeschickt bist, die Klarheit seines Sinnes zu verwirren, so stelle dir vor, der Meister habe es nur zu seinen Jüngern gesagt (und du seist keiner, scilicet). Wenn er aber seinen Jüngern für Pflichten, die du nicht übst, und für eine Treue, die du nicht kennst, die Seligkeit seines Reiches verheißt, so stelle dir vor, du seiest einer, und freue dich einstweilen darauf (setze ich hinzu), bis sie kommt, so wird deine Freude, wie die Freude der Gerechten im Himmel, ebenfalls ohne Ende sein."

Zum Anhang dieser Nummer und Eintrag in's Ganze gehört übrigens noch die Bemerkung, daß der Jude ein einziges Metier der Europäer con amore treibt, das Fleischerhandwerk. Weil er koscher essen müsse, meint man. Allein da ließe sich helfen, und läßt sich, wo er nicht schlachten kann. Nein, sondern bis ihm sein Gott wieder einen Altar und einen Tempel baut, treibt er die freie Kunst des Schlachtens, die ihm von dorther

angestammt ist, an der Fleischbank fort. Blut muß fließen, am Altar oder in der Metzig!

6) Endlich, und damit ich das halbe Dutzend ausfülle, sei noch bemerkt, daß der Jude von keinem europäischen Laster so frei ist, als von der Trunkenheit.

Man hält's für Sparsamkeit, aber doch nascht er gern etwas Gutes, wenn er's haben kann, sei es auch theuer. Wahrscheinlicher könnte man sagen, der europäische Wein sei ihm zu schlecht. Ehe er sein heißes Blut im 1774ger Krenzacher kühlt, geht er an die Quelle, die ihm den Dienst wohlfeil und ganz leistet. Aber ich will's aus dem Fundament erklären. Es ist national. In der großen Musterkarte jüdischer Laster, die uns die Bibel aufbewahrt, nimmt Trunkenheit noch immer das kleinste Feld ein. Saufen ist nur im Norden endemisch, Branntwein sauft der Nordmensch. Wir pokuliren Wein. Wein mit Wasser trank der Grieche. Palmenwein genießt der Südländer, und der Araber läßt sich's von seinem Propheten ganz verbieten. Hätte der unsrige es uns verboten, so würden es pokallustige Exegeten und Leser so ausdeuten: Ihr sollt nicht ängstlich trinken.

Soll ich fortfahren? Nein, ich will deine Geduld, o Zenoides, und die Geduld und Session der theologischen Gesellschaft nicht aus einander sprengen. Grüße mir den Thumringer Juden, und, wenn er noch lebt, den Scheitele in Lörrach und den Nausel!

Standrede über das glückliche Loos des Schneiders,

gehalten bei der Einweihung der neuen Zunftlade von Jakob Oesterlin, Schneidermeister.

Es ist nichts damit gesagt, womit unsere Altvordern sich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Wesen, als der Urheber des Weltalls selbst, der Erfinder unserer Kunst gewesen sei, weil er nach dem ältesten Buch, das wir haben, den ersten Menschen die erste Toile verfertigt hat. Denn für's erste waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Säckler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht für's zweite alle gelehrten

und arbeitenden Kasten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren obersten und ersten Zunftherrn an? Ist er ja doch auch der erste Baumeister und der erste Gärtner, der erste Physiker und Astronom, der erste Theologe auf alle Fälle, und zugleich der heiligste und ehrwürdigste, und der erste Beichtvater des ersten Sünders. Aber um ein Wort des Ernstes in den sittigen Scherz zu mischen, wenn der Schöpfer überall den menschlichen Verstand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten sagen, nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen ist, seines Werkes sich zu freuen, wahrlich so muß man den Schneider loben, der den Wink verstanden, und den ersten Rock von Ziegenfell bis zum künstlichen Gallarock veredelt hat, indeß noch kein irdischer Baumeister einen schönern Weltbau aufgeschlagen, als der erste ist, noch kein Astronom einen neuen Firstern angezündet, noch kein Theologe die Geheimnisse der Gottheit erforscht, und noch kein zweiter Beichtvater so tief in das Herz seines Beichtkindes geschaut, und den Schmerz seiner Wunden so väterlich geheilt hat, als der erste. Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, sondern von seinem glücklichen Leben reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der König nur Staub ist, sondern seinen irdischen Brüdern, die wie er im Schweiß seines Angesichts, oder auch ohne denselben, ihr Brod essen, ihn gegenüber stellen.

Ich will ein paar Beithaten zu diesem glücklichen Leben, die jedoch nichts weniger als unbedeutend sind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der Geweihte unserer Kunst mit wenig Anstrengung seiner Kräfte, fast ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen seine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibschaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß nach aller Menschen Urtheil der weiseste der ist, der mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel, die größten Zwecke erreichen kann, von welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der sitzenden Lebensart. Für's erste sitzt die Lebensart nicht, sondern der Schneider. Für's andere ist er eben dadurch glücklich, daß er sitzen kann, und nicht laufen muß, außer in's Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der sitzenden Lebensart nur noch die liegende vor, an den Feiertagen, und

für einen großen Herrn noch die reitende. Die trinkende läßt sich mit der sitzenden vereinigen.

Denn welcher Zunftgenosse kann mehr, als wir seine Tage im lieben wirthlichen und geselligen Zimmer leben, wo doch dem Menschen allein wohl ist? Wahrlich, wenn nach dem Ausspruch aller Weisen nur ein stilles häusliches Leben ein glückseliges Leben heißen kann, so genießt es vor allen andern Zunftgenossen der unsrige in hohem Grade. In dem nämlichen Zimmer ißt und verdient er sein Brod, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünste derselben mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tönen eines Glockenspiels lauscht, und des entflohenen Sommers sich zum zweitenmal im mildern Nachsommer freut. Im Schooße seiner Familie lebt und genießt sein Dasein der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattin, umgaukelt von den fröhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlstand er arbeitet, und wird durch ihren beständigen Anblick zum unverdrossenen Fleiß, wie einst die alten Deutschen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbeseglichen Tapferkeit angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergessen, daß aller Lebensgenuß ohne ein gewisses Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein schaler Genuß sei; und wer hätte zu diesem Gefühl ein näheres Recht, als unser Zunftgenosse? Ihm frohnt willig die ganze Natur. Für seine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenstaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und von Amerika's Gebirgen das Schaaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameelziege ihre Haare; ihm spinnt durch ganz Frankreich und Italien, und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tausend Hände des Landmanns, des Scheerers, des Webers, des Färbers in Damaskus, in Genua und Pforzheim. Mit sinnender Miene wirft er die Ballen aus einander, zerschneidet mit kühner Scheere in einem Nu, was Minerva's Söhne mit sorglicher Hand in Tagen verbanden, setzt es mit künstlicher Nadel in neue Verbindungen zusammen, gestaltet das Formlose, näht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um, verschönert die Schönheit, verschleiert die

Häßlichkeit, macht, über alle Eindrücke des Schicksals erhaben, wie das Schicksal selber, Brautgewande und Todtenkleider, mit der nämlichen Nadel, gibt Uniformen und Ordenssterne, ist immer neu und unerschöpflich, und wenn selbst weise und gelehrte Männer, wie man sagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, so schwebt er, fortschreitend, wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neuesten Mode.

Mit stolzer Zufriedenheit sieht er nun, wohin er sich wendet, die Gestalten, die er schuf, um sich schweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Palästen, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen und in den Kirchen sein Name, nur sein Name genannt, — das ist unser Mann im Staate, und diese Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organischen Blüthe der Hautgefäße, gleichsam die perennirenden Monatsröslein des menschlichen Körpers, die bei uns am besten gedeihen, erhalten ihn unaufhörlich in einem regen wohlthätigen Selbstgefühl, dessen Verlust schon so manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt seinen Werth, und die Mächtigen derselben seine Ueberlegenheit. Wer darf ungestraft die Hand an die geheiligte Person des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn messen mit kühnem Blicke und Maas? Derselbe. Darum sitzt er auch, seines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit über einander geschlagenen Beinen in officio, noch größer, und in seinem Stande souveräner, als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber; aber wenige Sultane beherrschen sich selber.

Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge; den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; diesen der Kummer.

Nicht selten wird ein jugendlicher Verschwender ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

Das Glück, die Braut der Jugend.

Glück, die Braut der Jugend. Es ist Erfahrung, das Glück will der Jugend besser als dem Alter. Mit der ganzen Dosis jugendlichen Leichtsinnes unter tausend unüberlegten gewagten Schritten fährt der Jüngling besser als der Mann mit allem gesetzten Ernst und kalter Bedächtlichkeit. Je älter wir werden, desto weniger und seltener vereinigen sich die Umstände und Zufälle zu unserm Vortheil. Woher?

Alle leicht in die Augen fallenden Gründe abgerechnet, daher, daß sich der Spielraum um ihn her, in welchem die Umstände und Zufälle für ihn wirken können, immer mehr verengen, muß, je mehr er die Vortheile, die sie ihm entgegen tragen, benutzt. Den ausgebildeten Jüngling, den alle Fülle der Kraft an Geist und Körper belebt, winkt und ruft und lacht Alles entgegen, die ganze Welt steht ihm noch offen. Es tönt die Trommete des Kriegs, es rauscht der Wimpel des Kauffchiffes; sein Vaterland und das Ausland bedarf Aerzte, Lehrer, Rechtsvertheidiger, spekulirende, thätige, wagende, Köpfe. Es wäre Wunder, wenn von allen Feldern und Laufbahnen, in denen er sich zu wagen Kraft und zu üben Geschick hat, nicht eine an

der Heerstraße seines Lebens offen stände, daß er nur den Seitensprung thun und sich in ihr tummeln und vorwärts traben dürfte. Aber hat er den Sprung einmal gethan, hat die Trommete des Kriegs ihn in die Heldenbahn gelockt, — er nennt es selbst Glück, daß sich hier eine so gute glänzende Gelegenheit für ihn anbot, die schönsten hoffnungsvollsten Aussichten in dem dunkelhellen Wirrwarr, so lichtvoll für ihn aufheitern; aber hat er den Schritt gethan, ist Soldat, und will seine Laufbahn verfolgen, wie erstaunend hat sich auf einmal die Welt für ihn verengt, er kann nur als Krieger glücklich werden. Doch eine Zeitlang noch ist auch diese Laufbahn weit genug und in mancherlei Seitenwege aus einander gespreitet. Die Macht, bei der er seinen ersten Dienst ergriff, hat Ruhe und Frieden. Eine andere rüstet sich zum Krieg. Hui rafft er sich auf, und wechselt den Dienst. Lieutenant da oder dort, zwei Jahre Ancienetät vorwärts oder zurück, eine glückliche Expedition hält ihn für Alles schadlos und zieht ihn vor. Aber starkes Avancement, ausgezeichnete Gnadenbezeugung seines Chefs oder Monarchen, Attachement, eheliche Verbindung — lauter Glück, fesselt ihn immer enger nicht nur an diesen Stand, sondern auch an dieſen Dienſt, dieses Land; nach wenigen Jahren entschlummert der Löwe oder Adler in tiefen Frieden. Ein neuer Regent hat den militärischen Geist nicht wie sein Vater, das ehemals wackere, muthige Heer bekommt einen Anstrich von Philisterei. Aber das Lieblingskind des Glückes ist nun der Hauptmann an der Schwelle des höhern Avancements, ist Vater und Gatte, ist angesessen. Was ist zu thun? Um ihn her donnert Mars in Süd und Osten, aber er ist Hauptmann und Unterthan des friedlichen Königes von Z. Es weben tausend Wimpel und Flaggen, aber er ist Soldat und zu Lande. Es blühen Töchter, fähig durch Reiz, Familienverbindung und Reichthum glücklich zu machen. Keine verschmähte seine Hand, — aber er ist schon, was er erst werden müßte, Gatte. Es öffnet sich Gelegenheit zu der glücklichsten Spekulation, die fast nicht fehlschlagen kann, die auch ein Soldat, wenn er nur Geld hat, und wagen kann, seiner Ehre und seinem Dienst unbeschadet benutzen darf; er ist reich, aber sein Vermögen liegt in einem angekauften oder erheiratheten Rittergute. Da steht er, Hauptmann in —schen Diensten, und von allen durch einander greifenden, auf einander folgenden,

aus einander folgenden Wechseln der Dinge und Zufälle kann nur einer noch für ihn günstig werden, daß Major L . . . sterbe und ihm seinen Platz zurücklasse.

Das Glück des Weisen.

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glücks nicht mehr verlangt als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Kann er sich auch nicht in Seide und Purpur hüllen; er will nur seine Blöße decken. Reizen auch Indiens Gewürze und Cyperns Weine seinen Gaumen nicht, er will nur seinen Körper nähren und seine Kräfte unterstützen. Keine Marmorsäulen tragen sein Dach, aber es schützt ihn gegen die Stürme des Himmels. Er wird nicht unter den Reichen, nicht unter den Angesehenen seines Volkes gepriesen, ihm genügt der Name eines guten Menschen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters. Er sieht sich nicht von Schmeichlern umlagert, kein Schwarm von Dienern wartet auf seine Befehle, keine Clienten huldigen ihm, keine Fremde dringen sich zu seiner Bekanntschaft, ihm genügt ein Freund. Um sich sein mäßiges Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern sein großes.

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Goldkisten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern im ruhigen zur Freude rein gestimmten Herzen. Wer mit einer Brust voll ungezähmter brennender Leidenschaft seine Ruhe im Reichthum oder in dem Stande sucht, findet sie nie. Er hat eine Million gehäuft, und findet sie nicht, er häuft die zweite, und findet sie noch nicht. Er ist aus dem Staube in die Rathsstube, in das Kabinet des Fürsten, an die Spitze einer Armee, auf den Thron gestiegen. Immer höher und nie erreichbar stieg sie vor ihm auf, je höher er selber stieg. Selbst auf dem Thron sitzt sie nur für den, der sie auf den Thron mitbringt. Nur der Zufriedene, der seine Wünsche auf das beschränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und in dem Besitz und Genuß dessen seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und

für die Freude des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling und seine Blüthen, ihm schwanken die Gipfel des Blüthenhains in der kraftbewegten Luft, ihm flüstert die vertrauliche Quelle. Sanfter Schlummer besucht seine Lagerstätte, während auf seidenen Polstern den Reichen die Sorgen, den Ehrsüchtigen der Neid, den Schwächling die Sünden quälen, und der Ausschweifende in lärmenden Sälen sich zum Schwächling entkräftet; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne, und hat ein offenes Herz für alle neuen Freuden der Natur.

Um sich sein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern sein größeres. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, der die Waage des Schicksals hält. Ohne Reue schaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft. Untreu ist jeder andere Besitz, unentreißbar nur der, den wir im Herzen tragen.

Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität.

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die gepriesene Ode des Horatius — ich will Keinen nennen. Denn wer preist nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Beschäftigung aus eigener Ueberzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung, — in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien, — in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden, — in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieser Seite des Gegenstandes, weil sie vielleicht diejenige ist, die man sonst am wenigsten in's Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität, weil diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, mit den mannigfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseins

und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben sind, und weil sie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältnisse zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen, und in sich selbst getheilt, bedarf das menschliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte sagen Anschauung dessen, was in allen Zerstreuungen ihm nie verloren gehen und allen seinen Gesinnungen und Handlungen Einheit, Würde und Adel ertheilen, was den Geist über sich selbst und über die Erde erheben soll. Man erzählt, daß ein Bischof von Mainz, — es war eines armen Wagners Sohn, — um in seiner höhern geistlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren, hin und wieder in seinem Palast Wagenräder habe malen lassen, die ihn an seine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wissen, daß gewisse Leute, um die Sterblichkeit nie zu vergessen, statt des Blumentopfes den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufstellten; und selbst an den Wänden der einsamen Klostermauern schien das Memento mori nicht überflüssig.

Wenn aber jene Gesinnung, die wir mit dem Namen der Religiosität bezeichnen, nichts Anderes als ein stetes Andenken an Gott ist, wenn sie wenigstens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne dasselbe nicht gedenkbar ist; sie die den Geist in allen Zerstreuungen und Versuchungen sich selbst und seiner Bestimmung bewahrt, sie die alle himmlische Tugenden in sich vereinigt und verklärt, sie die allen Wünschen, Vorsätzen und Grundlagen Einheit, Würde und Adel gibt, dann darf ich kühn die Frage aussprechen: welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch stete Erinnerung im Andenken an das höchste Wesen zu erhalten geeignet sei.

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös sein, ehe es weiß, daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere, lebendige und unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntniß; und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgibt, hat nicht nöthig, Landwirth zu sein und den Pflug zu führen, um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das

die Nacht durchschimmert, im Gewittersturm, in der Blume des Feldes, in dem weisen Zusammenhang aller Dinge den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften, in welche sich das bedürfnißreiche Geschlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere an ihm festgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Allessegnenden erinnert, und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tageszeiten, in allen Jahrszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welch' andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu, daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden, und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen. Wem verdankt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder sein Dasein? Aber wen flehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thränenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in

seinen Schicksalen eine unzerstörbare Verflechtung in dem großen Zusammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gotteslängner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Mißgeschick, in seinen erfüllten und in seinen verwickelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkennte.

Eben so wenig läßt es auf der andern Seite sich läugnen, daß oft genug auch das Wünschen, Streben und Hoffen des Landmanns von menschlicher Willkür und Uebermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen, von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das seinige; — der Dieb findet auch zu seiner Thür den Eingang; Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; — und der Krieg zerstört seine blühenden Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Paläste der Fürsten verödet. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkür, über allen Zwang der Umstände erhaben nur mit seinem Gott in unmittelbarer Verbindung stände.

Allein dieß Alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besondern Verhältniß zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln, er bedarf keiner Laune eines Königs dazu. Sie ist durch das ewige wirksame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich, und wartet nur auf seine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren, blauen Himmel herauf, daß sie die Keime seiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt stumm zu seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir den Menschen, der einen Regentropfen im Dunstkreis zusammen-

ziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder sammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künstlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sämann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt, — nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche schwere Halme unter der Sichel fallen, nur demuthsvoll und vertrauend sprechen: Dein Wille geschehe, wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn wir sagen, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an seine Verhältnisse zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religiosität.

Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauch anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen sein möchte.

Nach vielen und vielfachen Bemühungen, womit deutsche Volksfreunde die zum Theil anstößigen, zum Theil wenigstens geschmacklosen Volkslieder durch bessere zu ersetzen und zu verdrängen, bis jetzt fruchtlos versucht haben, scheint mir nach meiner besten Einsicht und Erfahrung nur noch ein Versuch übrig zu sein, von dem vielleicht etwas zu erwarten wäre.

Es verrathet ein achtungswerthes Zutrauen zu dem Sittlichkeits- und Anständigkeitsgefühl der menschlichen Natur, wenn man annimmt, daß selbst in den untersten und verwahrlosetsten Klassen des Volks anstößige und sittenwidrige Lieder blos aus Mangel an Bekanntschaft mit bessern gesungen, und durch Bekanntmachung von solchen verdrängt werden können.

Einige Zweifel dagegen will ich jedoch nicht unterdrücken.

Nicht Mangel an Bekanntschaft mit bessern Liedern scheint die Ursache zu sein, daß sittenwidrige Lieder gesungen werden.

Ich will nicht davon reden, daß schon die Mildheimische und vielleicht ähnliche Sammlungen auf verschiedenen Wegen in die Hände des Volks gebracht sind. Der gewöhnlichste Weg, auf welchem die Lieder für die rohesten Volksklassen in ihr Publikum übergehen, sind die bekannten Liedertische auf den

Jahrmärkten, wo reiche Sammlungen solcher Produkte gewöhnlich vier zusammen auf einem halben Bogen Löschpapier dem gut gekleideten Käufer für drei, dem lumpigen für einen Kreuzer mit Einschluß des Honorariums für den Unterricht in der Melodie losgeschlagen werden. Es sind aber bei weitem die meisten dieser Quartette von Zotenhaftigkeit ganz rein, und in den übrigen zeichnet sich doch gewöhnlich nur eins unter vieren durch schmutzigpöbelhaften, und noch seltener durch eigentlich unzüchtigen Inhalt aus. Von den andern sind manche vielleicht in hohem Grade sinn- und geschmacklos, aber in sittlicher Hinsicht sind sie rein, und es liegt in dem Verhältniß derselben zu den Unreinen zum Theil eine feine Spekulation der Verleger. Denn der züchtige Käufer nimmt zu den drei reinen das vierte mit, und für den unzüchtigen macht das eine die drei andern verkäuflich. Theils beweist dasselbe Verhältniß, das von Alters her das nämliche ist, daß die Nachfrage nach züchtigen Liedern doch immer noch die größere ist, und die unzüchtigen noch immer blos als Sporco mit jenen abgesetzt werden können.

Aber bei weitem nicht alle diese Lieder sind neben der sittlichen Unschädlichkeit zugleich von ästhetischem Unwerth. Viele volksmäßige Lieder unserer guten ältern und neuern Dichter, ich nenne Hölty, den Verfasser des Siegwart, Heinrich Stilling, Asmus, Bürger, Schubart, finden sich schon alle auf den nämlichen Tischen, in dem nämlichen Format, im nämlichen Preis, bald vier zusammengedruckt, bald einzeln unter andern ebenso wie jene schmutzigen versteckt; ohne Zweifel schon frühere Versuche edler Volksfreunde, durch bessere Lieder die schlechten und den Geschmack daran in diesem Publikum zu ertödten, und es rührt daher der lächerliche Mißgriff, durch welchen einige dieser Gedichte, z. B. Schubarts Kaplied, und Pfeffels Lied von des Graf Walters Pfeifenkopf sich wieder in des Knaben Wunderhorn verlieren, und die Heimweisung der Gasse und des siebenzehnten Jahrhunderts erhalten konnten.

Wenn es aber kein sicheres Mittel gibt, etwas zur Verbreitung unter das Volk zu bringen, als diese Anthologieen, wenn diese Elzevire alle Jahrmärkte besuchen, und von allen Marktgängern besucht werden, so kann schwerlich der Gesang unanständiger Lieder aus dem Mangel an Bekanntschaft mit den anständigen hergeleitet, und durch fernere Vermehrung des bereits unbenutzten

Vorraths an diesen verdrängt werden, und es steht keiner andern Vermuthung, als der schlimmsten, aber darum nicht befremdenden oder hoch bedenklichen der Weg offen, daß jene Lieder von denen, die sie singen, aus den übrigen nach Geschmack gesucht und gefunden werden.

Schon diejenigen Stände, welche sich für berechtigt halten, die gebildeten zu heißen, sinken ja in ihren Individuen von der höchsten Stufe, die den Menschen an den Engel reiht, an zwei Linien der ästhetischen und moralischen bis zu einer Gemeinheit herab, in welcher man mitten zwischen den Quellen der feinsten und edelsten Unterhaltung an der fadesten und schlüpfrigsten Romanenlectüre sich erlaben, mit den zweideutigsten und unzweideutigsten Scherzen sich Abende lang unterhalten, und ebenfalls, nur nicht auf der Gasse, Lieder singen kann, die auch nicht im Gesangbuch stehen, und man müßte entweder glauben, daß in den Tiefen der gemeinsten Volksstände keine solche Hefen liegen, oder man müßte diesen Rohen und Versunkenen zutrauen können, daß sie allein zur Veredlung ihres Geschmackes etwas Anderes singen könnten, als was ihr Geschmack zur Befriedigung fordert, wenn diese Erscheinung ebenso das Befremden, als das Bedauern des Menschenfreundes rege machen könnte.

Der einzig richtige Weg, diesem Uebel von innen heraus abzuhelfen, wenn er sich nur nicht in das Land der frommen Wünsche verlöre, wäre daher, den Charakter und Geschmack des Volks durch Erziehung, Belehrung, und was am wirksamsten sein würde, und am wenigsten geschieht, durch Behandlung zu erheben und zu veredeln, und unterdessen geschehen zu lassen, was man doch nicht hindern kann, daß Jeder, so lange er die Wahl hat, einstweilen zu seinem Gesang wähle, was einstweilen seinem Geschmack zuschlägt.

Das einzige äußere Palliativmittel aber ist meines Erachtens, diese Wahl zu beschränken, was keineswegs durch eine abermalige Vermehrung der guten und unschädlichen Lieder, sondern durch allmählige Verminderung, und wenn es möglich wäre, Vertilgung der schlechten zu bewirken ist. Wenn ich indeß nicht eine zu gute Meinung von dem badischen Landvolk habe, was doch in Vergleichung mit vielen andern wirklich gut ist, und die schönen Früchte einer wohlthätigen Staatserziehung nicht verläugnet, und wenn meine zufälligen Beobachtungen an

ihm nicht zu flüchtig und mangelhaft sind, so scheint es mir, daß bei demselben die Vorliebe für zotenhafte Lieder nicht einmal endemisch sei. In der Regel werden sie eher von fremden Handwerksgenossen und Gesinde gesungen und eingebracht, und finden alsdann freilich Gemüther da und dort, welche für die Ansteckung dieser Krankheitsmaterie, wogegen es keine Vaccinationslieder gibt, große Empfänglichkeit haben.

Ehe ich aber meine Vorschläge zu einer Veranstaltung darlege, nach welcher meines Erachtens am besten jene unschädlichen und guten Lieder in Umlauf gesetzt und diese ungesitteten entfernt werden könnten, sei es mir vergönnt, diesen Gegenstand noch von einer andern Seite darzustellen, und daran zu zeigen, wie schwer es sei, nicht nur an der unzüchtigen, sondern auch an der geschmacklosen Lieder Statt bessere zur guten Aufnahme bei dem Volk und zur Lebendigkeit des Gesanges zu bringen.

Das Volk singt nicht leicht außer den Stunden des Frohsinnes. Der Frohsinn aber singt nicht gern etwas Fremdes in sich hinein, sondern etwas Eigenes oder Angeeignetes aus sich heraus, und so sehr die Liedertische auf dem Markt besucht werden, so werden doch die neuesten Produkte dieses Buchhandels von den Käufern meistens nur gelesen, höchstens auf kurze Zeit gesungen, oder in Gesang versucht. Je tiefer wir aber zu der rohesten Volksmasse herabgehen, für die doch eigentlich das Heil zu suchen ist, desto mehr treten uns folgende Erscheinungen entgegen:

1) Die rohesten Menschen kommen, um dem Frohsinn Luft zu machen, mit der geringsten Anzahl von Liedern aus. Andere Gesänge hört die Dreisam, andere der Neckar, aber manche Kameradschaft singt vielleicht nicht mehr als sechs bis acht, manches Thal nicht mehr als zehn bis zwanzig Lieder. Sie verlangen nicht mehr, denn sie bedürfen nicht mehr. Was am ersten Sonntag nach Trinitatis gut war, ist's am zweiten wieder.

2) Es findet hier nicht viel neuester Geschmack und Wechsel der Liebhaberei statt. Einige Ephemeren in jeder Zeit abgerechnet, bleiben die wenigen Lieder, die einmal gäng und gäbe geworden, auch meistens die nämlichen während der ganzen gesanglustigen Periode des Lebens, und reichen oft für mehrere Generationen zu. Das Lied „Kaiser Joseph willst du

noch" ꝛc. ist noch nicht vergessen, obgleich Kaiser Joseph schon lang nicht mehr will.

3) Diese Kinder Melpomenens bedürfen für ihre Lieder keinen Sinn. Sie wollen bei dem Gesang nichts denken und nichts fühlen, nur einen Text haben für die Töne.

So singt der Bewohner der Rheinebenen die Alpenlieder der Schweiz, der Handwerksgenosse Jägerlieder, z. B. „Schönstes Hirschlein über die Maßen," — der Deutsche das polnische Vaterlandslied, als ob einige Stellen desselben, wie das Unterpfand einer Weissagung, nicht vor dem Jahre 1812 hätten untergehen dürfen. Der Inhalt des viel gesungenen Liedes: „Ein Lämmlein trank von frischen" ꝛc. ist nichts Anderes als des Phädrus Fabel: Ad rivum eundem etc., und hat außer dem Schluß:

„Die Armen gelten wenig,
Die Frommen leiden Noth,
Den Weinberg nahm der König,
Den Naboth schlug man todt."

nichts Volksmäßiges, wenn es nicht die Fabel als solche schon an sich ist.

Ohne Zweifel wird die Wahl außer dem Zufall durch die Melodie entschieden. Auf alle Fälle irrt, wer glaubt, daß das Volk aus mehreren Liedern die sinnigsten und passendsten wähle. Wenn es indessen wählt, so liebt es einen wunderlichen Sylbenschlag, z. B. Viola, Viola, Viola la, mehr den Witz, als die Gemüthlichkeit, und einen Ton, der zu verrathen scheint, daß auch die besten dieser Lieder von solchen Zunft- und Wirthshausfäßigen Genies selber verfertigt seien, und der sich in der Nachbildung schwer treffen läßt. Göthe hat zwei Lieder: „Dort oben auf jenem Berge." Aber das ältere Urlied gleichen Anfangs kann doch selbst für einen gebildeten Leser, der ein Ohr für Volkston hat, das werthere bleiben. Ja es scheint mir, daß die beliebtesten dieser Lieder nicht einmal aus den Flugblättern in die Gegend, wo sie gesungen werden, übergegangen, sondern daselbst entstanden oder mündlich eingebracht, und erst später in die Flugblätter aufgenommen worden seien. Des Knaben Wunderhorn hat unter den ersten fünfzig Liedern schon sechszehn, denen die Sammler keine andere Hinweisung geben konnten, als: Mündlich.

Scheint die Richtigkeit dieser bisherigen Angaben zweifelhaft, so darf ich nur an Erscheinungen erinnern, die jeder Beobachtung nahe liegen. Der Schnurrant singt und spielt in jeder Kneipe Jahr aus Jahr ein die nämlichen Lieder.

Der akademische Student, wenn noch so roh, doch hoch gebildet gegen den Mühlarzt und Trainsoldaten, mit den Schätzen der neuesten schönen Literatur bekannt, hat und singt, wenn es gilt, nur wenige, meist rohe Burschenlieder, die der Vater daheim auch noch auswendig weiß. Er liest mit Entzücken Schillers schönste Gesänge, und singt mit Entzücken:

„Lustig sind wir lieben Brüder,
Lila lieben Brüder" ꝛc.;

hat sogar unstudentische, sogar gemein soldatische Lieder, z. B.

„Der Kaiser hat brave Soldaten,
Wenn sie bezahlet sein" ꝛc.,

in seinen Canon aufgenommen, und sie haben sich darin erhalten.

Selbst im gebildeten Zirkel, ich rede nicht von musikalischen Abendstunden, nicht von den Gesängen ex officio bei Vaterlandsfesten, aber wo beim Becherklang die Gesangslust ungerufen laut wird, kann man auch Jahre lang die nämlichen wenigen Lieder hören, z. B.

„Süße heilige Natur."

Selbst die heilige Andacht, die einfältige und tiefe, die sich nicht in das leere Herz hinein pumpen, sondern aus dem vollen heraus will, singt wenige Lieder, und gerne die nämlichen, nicht immer die schönsten, aber die liebsten, und die Lieder des alten Gesangbuchs sind glücklicher und geschwinder aus den Kirchen und Schulen, als aus den Häusern und Herzen verbannt worden.

So begegnet der Mensch überall dem Menschen. Aber alles Einseitige und Beschränkte, alles Gewohnheitsmäßige und die unvertilgbare Vorliebe für Alles, dem dunkle Gefühle sich eingemischt oder angehängt haben, multiplizirt sich, um mathematisch zu sprechen, von der höchsten Stufe, auf welcher der Mensch noch Mensch ist, bis zur tiefsten hinab in die Quadrate der Entfernungen.

Diese Bemerkungen enthalten einen Hauptgrund, warum

alle Versuche, das Volk an reinere und sinnigere Lieder zu gewöhnen, bisher gescheitert sind, und die Bürgschaft, daß der nächste neue, wenn er auf dem nämlichen Weg geschieht, wieder scheitern wird. Bürgers schönste Volkslieder und Schubarts getroffenste, dem Volke auf hundert Wegen zugespielt, gingen im Gesang nie auf, oder bald wieder unter, während die alten im Geschmack und Ton folgender Musterverse:

Zu Amsterdam in Holland
Schöne Farben sind uns allda bekannt,
Grün und blau,
Schwarz und grau,
Wie auch die schöne Carmesine.

Zu Moskau in Rußland,
Schöne Ledern sind uns allda bekannt,
Juchten, Korduan.
Zucker, Marzipan
Ißt man allda zum Frühstücke.

oder:

Schöns Gretel komm herab
Hab dir ein Weck im Sack
Den Weck will ich dir geben
Das Weinglas ist mein Leben
Schöns Gretel an der Hand
Das ist mein Unterpfand.

im lebendigen Strom aus dem 18ten in das 19te Jahrhundert übergegangen sind, und in allen Schenken und auf allen Gassen fort gesungen werden.

Demnach wäre mein Vorschlag nach allem bisher Vorgetragenen:

dem Volke nichts mehr indirekte aufzudringen, noch direkte anzubieten, wofür es keinen Geschmack und keine Empfänglichkeit hat, und wogegen seine verschmähende Wahl schon lange standhaft und einstimmig entschieden ist, — dagegen aber seinem eigenen Geschmack nachzugeben, denselben durch eine Revision des vorhandenen Vorrathes vor Verirrungen zu bewahren, und ihm die Wahl des sittenwidrigen und schlechtesten zu erschweren.

Ich stelle daher höherer Ermessung anheim, ob folgende Vorschläge dazu ausführbar und zweckbefördernd möchten erfunden werden:

1) Daß die Lieder einer neuern Sammlung nicht in neuen noch unbenutzten Quellen aufgesucht, sondern größtentheils aus jenen schon vorhandenen alten, so sehr accreditirten Volksliedern mit Weglassung aller eckelhaften und pöbelhaften und gar zu albernen zusammengetragen werden.
2) Daß eine solche neu zu veranstaltende Sammlung vereinzelnd in der beliebten Form: „Vier neue weltliche Lieder ꝛc., gedruckt in diesem Jahr" gefertigt, und zum Verkauf vereinzelt der Wahl des Käufers überlassen werde.
3) Daß zu lieb den sinnigern Gemüthern, die auch für etwas Besseres Empfänglichkeit haben, je zuweilen unter drei gemeine ein oder zwei edlere Lieder eben so eingeschwärzt werden, wie es bisher mit den unanständigeren geschah.
4) Daß sobald die Sammlung zum Verkauf fertig ist, alle bisherigen Flugblätter dieser Art für die inländischen Märkte verboten und kassirt werden, und nur diese neue Sammlung und Auflage die Zulässigkeit auf die Märkte und zur schnelleren Erkennung irgend eine ausgezeichnete Vignette erhalte, und wenn ausländische Krämer sich nicht dazu verstehen würden, nur Inländer mit dem Recht dieses Verkaufs belehnt würden.

Dieß ist nach meiner Einsicht und dem Resultat meiner Erfahrungen, wenn noch etwas versucht werden kann und soll, das einzige Mittel zum Zweck, und ich könnte eine Einwedung dagegen, „daß die ausgestoßenen Lieder gleichwohl noch von Gränzbewohnern auf ausländischen Märkten gekauft, oder von ausländischem Gesinde eingebracht, auch wohl im Lande selbst verkauft werden können," ganz mit Stillschweigen übergehen, da diese nämlichen Schleichwege auch unter jeder andern und anders eingerichteten Sammlung offen bleiben, und nichts beweisen, als was schon zu viel ist, daß das Uebel, so lange es rohe und unsittliche Gemüther gibt, die diese Waare für ihren Geschmack bedürfen und mit Geld oder Beifall bezahlen, nicht wird zu heben sein; und ich will die vierte und schlimmste Elusion auch nicht verschweigen, daß das Volk, wenn auch alle bisher üblichen schandbaren Lieder seinen Händen und Lippen auf einmal durch

ein Wunder entzogen werden können, Leute genug in seiner eigenen Mitte hat, die ihm wieder so viel neue machen können, als es bedarf. Gleichwohl könnte vielleicht auch diesem Unheil noch ein Versuch mit Hoffnung entgegen gesetzt werden, wenn, was zwar ohne Zweifel auch schon geschehen ist, den Ortsvorgesetzten, Kirchenältesten und Wirthshausvisitatoren in den Umfang ihrer Pflicht gegeben würde, auf den Inhalt der Lieder, welche öffentlich gesungen werden, aufmerksam zu sein, und sodann die Betretenen vor die Censur gezogen, und zwar nicht mit einer Buße am Körper oder Geld, wohl aber von dem Pfarrer und ersten Vorgesetzten nach Befinden mit väterlicher Ermahnung oder durchgreifender Castigation in Worten angesehen würden, was doch wenigstens bei der heranwachsenden Jugend nicht ohne Eindruck bleiben dürfte.

Verschiedene Gedanken.

1.

Ist's Verständigkeit oder Zufall, oder vom verborgenen Geist gefügt? In den Frühlingswochen, wo Alles blüht, zwischen Ostern und Pfingsten, erscheint auch allemal die Blüthe der Evangelien in den Sonntagsterten, von der Auferstehungsgeschichte an des Erstlings von den Todten, dieser unverwelklichen primula veris, bis am Pfingstfest der befruchtende Geist hinabsteigt. Lauter sanftes Wehen und Duften des Sonntags in uns und außer uns. Es ist die Weihungszeit für die religiösen Gefühle wenigstens eines Jahres. Wer sie nicht empfäht oder annimmt, kann ein unfruchtbares Jahr bekommen.

Umgekehrt sind alle Sternenblumen und alle blühenden Apfelbäume schöne Evangelien des Jahrs, aber nach Trinitatis, wenn Alles sich in Früchte bildet und vervielfältigt, kommen die Wunder.

2.

Im nämlichen Sinn, wie auf der ganzen Erde Christen verbreitet sind, wird auch auf der ganzen Erde ein christlicher

Feiertag, z. B. Pfingsten gefeiert. Aber er hat in jedem westlichern Grad der Länge einen spätern Anfang als im nächstvorhergehenden östlichen, und wandelt also in 24 Stunden um die Erde herum, mit der Sonne.

Ebenso kann rings um die Erde herum in jedem Augenblick das Morgengebet verrichtet, die Betglocke geläutet werden, und in 24 Stunden ist es wieder da.

3.

Die Erde ist eine Gondel, die an der Sonne hängt, und auf der wir aus einer Jahreszeit in die andere fahren.

4.

Auch die große Weltuhr hat irgendwo einen Wecker.

5.

Die Ruinen in Asien, Aegypten, Griechenland, Italien und überall sind die Eselsohren im großen Buch der Geschichte. Ueberall bezeichnen sie die merkwürdigsten Stellen in demselben.

6.

Ewige Güte! Die Tochter dankt und vergilt den Eltern alle Sorgen und Schmerzen und Liebe der Erziehung oft dadurch, daß sie ihnen wieder ihre eigenen Kinder zu erziehen gibt.

7.

Es gibt für mich keine eingreifendere Versinnlichung der Ewigkeit, als das Stillstehen einer Uhr, wo es ewig z. B. Dreiviertel auf Neun bleibt.

8.

Wenn die Handwerksbursche mit einem Lied fertig sind, und nach der Melodie nicht genug haben, pfeifen sie sie in Ermanglung des Textes nach, wie man Brod in die Brühe tunkt, wenn das Fleisch gegessen ist.

9.

Man muß immer wieder von Neuem die Cultur an den

Griechen lernen, wie man immer wieder ächte Kartoffeln aus Amerika holt und wilde Elephanten einfangt.

10.

Die Langeweile wartet auf den Tod.

11.

Es ist kein gutes Compliment, wenn man sagt: „Es hat mich gefreut, Sie wohl zu sehen.“ Man sollte sagen: „Es freut mich, Sie wohl gesehen zu haben“ (und könnte allenfalls, während man's sagt und sich wegdreht, die Augen zuschließen).

12.

Der Hebräer denkt sich gegen andere Nationen Manches in der umgekehrten Ordnung, aber natürlicher und ansprechender.

Das νυχτημερον beginnt ihm, wie die Zusammensetzung des Wortes selbst, mit der Nacht (die früher war) und endet mit dem fröhlichen Tag.

Wir feiern den Ruhe- und Freudentag der Woche im Anfang derselben, haben alsdann das Gute weg, und die sechs Mühetage kommen nach. Er arbeitet zuerst sechs Tage, und hat den belohnenden Freuden- und Ruhetag am Ende zu gut. Was ist vernünftiger?

Die Römer und Griechen hatten ihr goldenes Zeitalter im Rücken. Die Väter haben's genossen. Die Propheten der Juden künden's der Zukunft an. Die Enkel werden sich seiner freuen. Ueberall geht das Traurige voraus, und das Erfreuliche kommt nach.

Beiträge

zur

Religionsphilosophie.

I.

Weltgesetze.

1. Es scheint in allem Geschaffenen der Erde nur eine Hauptform zu herrschen, die durch alle Theile fortgeführt und in dem Menschen vollendet wird. Nehmen wir die Erde im Großen als Eins, so scheint sie nach einer größern Hauptform, in der alle andern Planeten und Sonnen gebildet sind, ebenfalls mitgebildet zu sein. Wahrscheinlich hängt auch, wie etwa die Naturreiche unseres Erdenballes oder ihre Klassen, eben so die gesammte Schöpfung auf den sämmtlichen Planeten untereinander zusammen, und es ist auch hierin ein Plan, eine Form, die durch Alles fortläuft. In einem Weltkörper fängt sie vielleicht, wenn es möglich ist, auf einer tiefern Stufe als bei uns an; in einem andern gebt die Kette, die hier in ihrem letzten Glied, dem Menschen, scheint abgerissen zu sein, weiter; dort in einem andern wird vielleicht eine Seitensprosse, für welche hier nicht Raum war, weiter ausgeführt, oder es sind im Ganzen alles eben so viele Sprossen eines und desselbigen Stammes.

2. Wie in der Bildung eine Form, so in den Erscheinungen und Schicksalen der Dinge einerlei Gesetze, in den Gesetzen derselbige Geist. Wie der Körper nur im Gleichgewicht ruhig bleibt und sichern Stand hat, so wie er, wenn das Gleichgewicht gehoben ist, sich durch Schwingungen in dasselbe zurückarbeitet oder auf immer aus seiner Stelle verrückt bleibt, so ist's auch auffallend ähnlich im Reich geistiger Kräfte. — Wie durch die Versetzung und Zusammenmischung von Dingen, die entgegengesetzter Natur sind, entweder eines das andere verschlingt, oder beide zu Grund verdorben werden, oder sich eines von dem an-

dern scheidet, oder eine Gährung entsteht, aus der sich etwas Neues, Besseres läutert, so ist's auch mit der Zusammenmischung zweier Völker von verschiedenem Charakter, so mit der Kollision verschiedener Grundsätze und Begierden. Solche Gährungen entstanden und solche Korruptionen, als zur größten Barbarei und Sittenlosigkeit die edelste Sittenlehre Jesu, und wieder zur einfachsten Lehre Jesu die spitzfindige, neuplatonische Philosophie kam.

3. Lange hielt ich es für möglich, daß die Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fortdauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es ist Alles nur Wechsel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluß dort. Jetzt kann ich mir nichts Anderes mehr denken, als daß sie, die einst nicht war, was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das Nämliche sein könne. Sollte das Schicksal aller Geschöpfe, die sie am mütterlichen Busen nährt, nicht zuletzt ihr eigenes sein? Wie ein Baum dem andern, und ein Mensch dem andern, zwar nicht gerade an der nämlichen Stelle und nicht dem nämlichen nach Gestalt und Theilen, aber doch einem seiner Art Platz macht, d. h. wie er, wenn sein Mechanismus zerstört ist, in die Erde zurückkehrt, um zu dem Neuen, das irgend einmal und an einem Ort werden soll, seine aufgelösten Theile als Material zu liefern; sollte nicht eben so die Erde ihren Theilen nach, vielleicht aus der Sonne, der Schöpfungsstätte der Planeten, sich losgewunden, ihren Theilen nach in diesem Punkt des Weltalles sich gesammelt haben? — Sie hat in den Fluthen, die sie bedeckten, als Embryo die Periode ihrer ersten Bildung ausgehalten, sie hat in ihren gewaltsamen Erschütterungen, in ihren ehemals so zahlreichen Vulkanen, in ihren Ueberschwemmungen, die Krankheiten ihrer Kinderjahre, der jugendlichen Gichter der gährenden Säfte des noch nicht berichtigten Gleichgewichts ihrer festen und flüssigen Theile überstanden; jetzt scheint sie in ihren besten, blühendsten Jahren zu gedeihen; aber einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen gegen den Widerspruch anderer behaupten, daß sie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, einst wird sie, alt und lebenssatt, in den mütterlichen Schooß der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu und anderst zusammensetzen, d. h. Theile zu andern Kompositionen hergeben, Theile von andern Destruktionen em-

pfangen; unterdessen wird ein neuer, ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, so im Großen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrsche.

II.

Engel und Teufel.

Daß die Planeten Weltkörper und die Fixsterne Mittelpunkte eben so vieler Planetensysteme seien, ist ausgemacht. Daß jeder, wenn er nur für irgend eine Klasse von Wesen bewohnbar ist, auch von denselben bewohnt sei und wenigstens einmal bewohnt gewesen sei, oder noch sein werde, ist eben so wenig zu bezweifeln. Daß unter diesen viele Vernünftige sein müssen, läßt sich natürlich erwarten. Daß in allen bewohnten Erdkörpern Mannigfaltigkeit herrsche, vielleicht überall eine vernünftige Klasse, aber nirgends als auf der Erde Menschen seien, daß einige an Geisteskräften von uns stufenweise hinab-, mehrere hinaufsteigen, kann aus der uns bekannten Schöpfung analogisch geschlossen werden. Wollen wir nun unter Engeln vernünftige Wesen verstehen, die uns an Geisteskräften charakteristisch übertreffen (Anderes können wir ohnehin nicht darunter verstehen), so ist auch der Vernunft nichts begreiflicher, als daß es Engel geben müsse. Nun aber müssen diejenigen, die ihre höheren Kräfte gut anwenden, in dem nämlichen Verhältniß viel besser sein als wir, und die, welche einen bösen Gebrauch von den übrigen machen, viel böser und verworfener, gerade wie unter den Menschen selbst ein mächtiger und verschmitzter Bösewicht viel gefährlicher und schlimmer ist, als ein anderer. Und so hätten wir nicht nur Engel überhaupt, sondern auch gute Engel und Teufel.

Daß aber jene uns beschützen und auf den Händen tragen, diese zum Bösen verführen und fällen können, das zu hoffen und zu fürchten, wäre vorläufig so thöricht, als sich auf eine kräftigere Arzneipflanze, die im sonnennahen Merkur gedeiht, zu verlassen, so hypochondrisch, als von einem giftigern Molch im fern kreisenden Saturn sich bang werden zu lassen.

Wir Erdenkinder sind einer des andern Engel (*der meinige wollest du sein, ehrlicher Bote Winkelmann!*), einer des andern Teufel, mancher sein eigener.

III.

Geister und Gespenster.

Geist und Gespenst werden im gemeinen Leben oft verwechselt, müssen aber unterschieden werden. Nicht jeder Geist, selbst auf dem Gebiete des Aberglaubens, ist ein Gespenst. Der Geist ist unsichtbar, das Gespenst ist sichtbar.

Geist, in welcherlei Sinn man das Wort nehmen will, bezeichnet allemal die *unsichtbare Ursache zu einer wahrnehmbaren Wirkung*, und ursprünglich gar nichts Anderes.

Den ältesten Anspruch auf diese Benennung haben daher Athem, Luft, Wind; hebräisch Ruach, griechisch *πνευμα ανεμος*, lateinisch animus und spiritus.

Geist im Wein, das Unsichtbare, Belebende, Erwärmende, Stärkende, Berauschende im Wein.

Geist im Menschen, das Unsichtbare, Belebende, Thätige, Schaffende im menschlichen Körper.

Geister in Feld und Hain, die unsichtbaren Naturkräfte bei allen Nationen, selbst hie und da in der Bibel, Dryaden, Brunnengeister, Berggeister, Gnomen, Elfen, der Engel an der Tenne Arafna ꝛc.

Der ewige, göttliche Geist, die ewige, unsichtbare Ursache, durch welche Alles ist, und in seiner Ordnung und Kraft besteht. Röm. 1, 20. Apostelgesch. 17, 24, 25, 28.

Eine solche unsichtbare Ursache zu ihrer wahrnehmbaren Wirkung kann nun zugleich eine ganz *unbekannte* Ursache sein, oder sie kann durch Zufall, Beobachtung oder tiefes Nachdenken dem menschlichen Verstande wenigstens bis auf einen gewissen Grad erkennbar und erklärbar werden. Im letzten Fall wird oft die Benennung Geist im Sprachgebrauch, wenigstens mit der Länge der Zeit, aufgegeben, oder wenn man sie beibehält, so denkt man sich dabei, so viel man von der Sache weiß.

Im ersten Fall kann sich der Mensch nicht begnügen, bei der Idee: unsichtbare Ursache stille zu stehen. Der Denkende forscht und macht Hypothesen, bis er den Geist ergriffen hat oder ergriffen zu haben glaubt, und der sinnliche Naturmensch, der träge, der nicht selber denken, nicht einmal Andern nachdenken mag, und der rohe, der Beides nicht einmal kann, personifizirt sich die unsichtbaren und unbekannten wirkenden Kräfte, denkt sie sich und seinem Geiste ähnlich als verständig handelnde Wesen, oder er erklärt sich das Unbekannte aus dem analogen Bekannten oder Bekanntern. Auch das ist eine Hypothese, und gar nicht die absurdeste, die in dieser Materie schon zur Sprache gekommen ist.

Aus dieser etymologischen Betrachtung geht hervor, was auch die Erfahrung lehrt:

1) daß es Geister geben könne, d. h. unsichtbare und unerkannte Ursachen zu sichtbaren Wirkungen, die sich der menschliche Geist, im nämlichen Grade, wie er die Wirkungen regelmäßig und Zwecke dadurch erreicht findet, nothgedrungen als sich ähnliche, d. h. denkende und handelnde Wesen vorstellt.
2) Daß der Geister immer weniger werden, je mehr man durch Beobachtung und Nachdenken mit der Natur bekannt wird.
3) Daß man nach und nach, je öfter und länger man durch neue Entdeckungen die Erfahrung macht, daß das, was man einst für Geister hielt, keine solche seien, endlich auf den Gedanken kommen könne, es gebe gar keine Geister, und daß diese Vermuthung nichts weniger als sicher sei, wenn sie keinen andern Grund hat, als den Schluß aus der Erfahrung: Nicht alles sind Geister, was man bisher oder einst dafür hielt.
4) Daß zur nämlichen Zeit in einer Gegend Geister sein können, wo in einer andern und nahen keine sind. z. B. auf dem Lande mehr, als in Städten.

Und so läßt sich denn auf der Studierstube ausmachen, daß auch

5) bei uns auf dem Lande der Geisterglaube noch ganz und gar sein müsse, weil unsere Landleute, auch die verständigsten, und selbst die Schullehrer und selbst die Pfarrer

noch lange nicht im Stande sind, zu allen Erscheinungen des Lebens die unsichtbare Ursache zu erkennen oder zu zeigen.

Dürfte aber der Frage, wie dieser Geisterglaube zu tödten sei, nicht eine andere vorauszusetzen sein, ob er getödtet werden *könne*, und wenn er unschädlich und weise geleitet werden kann, ob es rathsam sei, ihn tödten zu *wollen*.

Jedes Volk und jede Volksreligion auf der Erde hat unter diesem oder einem andern Namen und Typus ihre Geister, — liebliche oder häßliche und schreckliche Wesen, Gebilde einer feinern oder einer groben, sinnlichen Phantasie, und jedes Volk streift sich erst alsdann in seinen einzelnen Individuis, und nie in allen, und nie ganz von ihnen los, wenn es zu einer hohen Aufklärung sich emporgeschwungen hat. Bis dahin liegt der Glaube an sie im menschlichen Geist selbst und ist ihm Bedürfniß. Man müßte, wenn man ihn davon befreien wollte, ehe man ihm alles Unerklärbare in der Natur und den Erscheinungen des Lebens erklärt hat, entweder den Zusammenhang zwischen Wirkungen und Ursachen zerreißen und ihn gewöhnen, Wirkungen zu beobachten, ohne sich um die Ursache dazu zu bekümmern, d. h. nicht mehr zu denken, sondern bloß zu genießen und zu dulden, was der Zufall bringt, oder man müßte die immer geschäftige, bindende und einkleidende Phantasie in ihm tödten, die überall anblümt, wo für den denkenden Verstand noch keine Ernte steht. Aber wer vermag das Eine oder das Andere? Wer kann es auch nur wollen?

Es ist wahr, daß *unser* Geisterglaube ein geschmackloser und häßlicher Geisterglaube sei, und wir haben ihn, oder wenigstens die Keime dazu, der christlichen Religion zu verdanken, so wie wir sie empfangen haben, auf daß es wahr bleibe, die Vorsehung gebe uns kein so großes und schätzbares Gut, zu dem wir nicht eine kleine Zugabe von Ungemach mitnehmen müssen, so wie nach dem alten Sprichwort auch umgekehrt kein Unglück so groß ist, es sei denn ein kleines Glück dabei.

Jede Nation, die sich frei bildete, schaffte sich ihre eigene Mythologie, oder modificirte sich die entlehnte ihrem Genius gemäß. Sei sie ursprünglich so roh und dürftig sie wolle, sie ist wie das Volk, dem sie angehört, ihm, seinem Charakter, seinen Bedürfnissen, seinem Boden und Himmel eigen oder

angeeignet, und kann mit der Zeit sich veredeln und sinnig bereichern, wie das Volk selbst sich veredelt, seinen Boden um sich verschönert und sein Himmel über ihm milder und heiterer wird.

Die Mythologie der Deutschen war, so viel wir von ihr wissen, einer solchen Veredlung und Bereicherung wohl fähig, aber sie mußte der christlichen Religion weichen, die uns einen fremden, unnationalen Geisterglauben brachte, den sie zum Theil selber nur von den Juden, so wie diese von den Chaldäern aufgeladen hatte, und der unter unserm nördlichen Himmel, für welchen er nicht geeignet ist, nothwendig verkrüppelte, und die Triebkraft seiner noch unentwickelten Blüthenknospen verlor, wie eine Pflanze, die ihr aus ihrem warmen heimischen Boden in einen andern und schlechtern versetzt. Daher müssen wir, selbst wenn wir das Bedürfniß eines edlen Geisterlebens um uns fühlen, und uns in seine entzauberten Kreise zurücksehnen und gerne zurücktäuschen wollen, noch einmal zu einer fremden, aber unter ihrem eigenen Himmel frei und unbeschrieen ausgebildeten Mythologie, der griechischen, greifen, weil wir unsere eigenthümliche verloren haben und den eingetauschten orientalischen Geisterglauben mit seinen spätern abendländischen Auswüchsen nicht brauchen können. Und dem gemeinen Mann, der von den Göttern Griechenlands nichts weiß, und wegen ihrer Unverträglichkeit mit dem christlichen Religionsglauben nichts wissen darf, bleibt zur Belebung der Natur um ihn her und zur Belebung seiner eigenen Wohnung mit unsinnlichen Wesen und personifizirt wirkenden Ursachen zu unerklärbaren Wirkungen nichts übrig, als, ein paar unschuldige Berggeister abgerechnet, die bösen Geister, die in der Luft herrschen, die Geister alter Ritter, Mönche und Missethäter im Zwinger zerstörter Burgen, umgebauter Klöster und moderner Hochgerichte und Kirchhöfe, höchst selten und immer seltener fast nur noch bei andern da und dort ein Engel, und es wäre (incidenter es zu erwähnen) eine Frage, die nicht nur in psychologischer, sondern selbst in moralischer und religiöser Hinsicht eine Untersuchung verdiente, warum der Glaube an einen Verkehr der Engel auf der Erde fast ganz verschwunden ist, während der Teufelsglaube noch kräftig sich behauptet, und warum jener sich nie so entwickelt und ausgebildet und mannigfaltig modifizirt hat, wie dieser, da doch die Bibel

eben so viele, wo nicht mehr, und sicherere, wenigstens ansprechende Data dazu gibt.

Indessen ist es nun mit unserm Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit, die ihn uns gegeben hat, läßt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn wo möglich zu verschönern und zu veredeln, und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen.

1) Weil er so tief in der Natur des sinnlichen Menschen und in der sinnlichen Natur jedes Menschen überhaupt liegt, und nicht in sie hineingetragen, sondern in ihr geboren und daheim ist.

2) Weil wir alle noch gar nicht gewiß wissen, wenn wir auch, um unserer Aufklärung zu schmeicheln und zu wissen meinen, daß es gar keine Geister, keine unsichtbaren Bewohner unseres Planeten und keinen verborgenen Verkehr von außerirdischen Geistern mit ihm gebe. Oder woher wüßten wir's, die wir noch das Datum angeben können, vor welchem man von den magnetischen, elektrischen, galvanischen und andern physischen Kräften und ihrem Einfluß nichts wußte? Es ist viel leichter, von etwas Bekanntem wissen, daß es sei, als von dem Unbekannten, und doch an sich Möglichen beweisen, daß es nicht sei.

3) Gesetzt, wir wissen's und erkennen's aus sichern Gründen a priori oder aus einem Wahrheitsgefühl, das oft, und vielleicht in den meisten Fällen, den mangelhaften Beweisen das Complementum zur Ueberzeugung giebt, wie werden wir dem gemeinen Mann unsere Ueberzeugung mitzutheilen im Stande sein, wenn wir nicht in jedem einzelnen Fall das, was er für Geisterwirkung halten muß, natürlich zu erklären oder die vorgeblichen Fakta zu widerlegen wissen? Soll er uns gegen seine vermeinten oder wirklichen Erfahrungen und seine befestigten Traditionen auf's Wort glauben? Wird er's? Wollen wir's verlangen, die wir doch selber gegen allen blinden Glauben eifern?

4) Noch einmal gesetzt, wir wissen's und erkennen's, glauben wenigstens immer, daß verwandte Geister uns umschwe-

ben und besuchen können, — wir sind ausgegangen aus dem lieblichen Paradies, wo noch die Elohim in der Abendkühle unter den Bäumen wandeln, und der Cherub der Aufklärung steht an der Pforte und läßt uns nicht mehr hinein, — um was ist's besser mit uns geworden? Blicken wir nicht noch oft über die Planken hinein und sehnen uns zurück? Warum bieten wir so gerne den Dichtern die Hand, die uns durch unbewachte Seitenpförtchen wieder auf einen Augenblick hinein führen? Warum kommen wir so oft mit einer höhern Weihe für das Schöne und Gute wieder heraus?

5) Man kann den Glauben, daß es Geister gebe, wenn er nur veredelt ist, ohne Anstand als eine vorliegende Schanze um den Glauben an Gott, und in einigen Modifikationen desselben, um den Glauben an Seelenunsterblichkeit und an Vergeltung nach dem Tode für das Unvergoltene vor dem Tode, also wohl für die drei wichtigsten und heiligsten Glaubenslehren ansehen. Immer gut für die gute Sache, wenn die feindliche Macht des Unglaubens unserer und der künftigen Tage erst nach und nach lange an solchen Vorwerken niederzureißen hat, ehe sie den Katapult an das Heilige selber ansetzen kann. Warum wollen *wir* es thun, die wir das Heilige zu bewahren da sind? Laßt uns, wie die Weisen aller Zeiten, Wahrheit in die Mythen legen, falls wir sie dafür halten, und dem gelehrten Zunftgeist entsagen, der da will, daß alle Menschen, fähig dazu oder unfähig, die Wahrheit in der nämlichen reinen Form anschauen und festhalten sollen!

6) Christus selber und seine Apostel, auch damals noch, als sie den heiligen Geist empfangen hatten, der sie in alle Wahrheit leitete, begünstigen in ihrer Lehre den Glauben an den Einfluß guter und böser Geister mehr, als sie ihm entgegen arbeiten. Glaubten er und sie selber daran, so werden wir wohl auch keine andere Wahl haben. Befolgten sie aber nur die Klugheitsmarime der vorigen Nummer, so geben sie uns ein beherzigungswerthes Beispiel. Oder wäre der gemeine oder gemeinste Mann en gros jetzt gereifter und empfänglicher für die reine

trockene Wahrheit ohne Hülle, als damals die Juden, Griechen und Römer, bereitwilliger, seine Vorurtheile abzulegen, und wir sicherer, daß er nicht mit seinen Irrthümern auch die Wahrheit wegwerfen würde, die sich in jene mischt, wie das Licht in die Finsterniß in der milden Dämmerung. Das Fortrücken in der Kalender-Jahrzahl macht wohl den Menschen, aber nicht die Menschheit reifer.

So viel von den Geistern.

Ein Gespenst ist ein sichtbar gewordener Geist, und zwar nach dem Sprachgebrauch böser Art. Das Wort scheint von Spinnen herzukommen, und eben das nämliche mit Gespinst (Luft oder Hirngespinnst) zu sein. Wenigstens verdient es diese Ableitung, obgleich Adelung das altdeutsche Wort: Spanen, Ueberreden für das Stammwort hält, und Gespenst bei den Alten oft Suggestio diabolica bedeutet.

Es steht daher Math. 14, 26 richtig φανταςμα und Luther übersetzt richtig, Sie sprachen, es ist kein Gespenst, obgleich in andern Stellen z. B. Lucas 24, 37 wieder πνευμα gesetzt wird.

Ein sichtbarer Geist wäre nun freilich nach dem Begriff ein Widerspruch, folglich ein Hirngespinnst. Aber seine Gegenwart darf nach der ächten Gespensterlehre eigentlich nur durch eine scheinbare Hülle dem Auge erkennbar werden. Man muß mit einem Schwert mitten durch ihn hinfahren können, ohne ihn zu verwunden. Und er ist demnach ein Luftgespinnst. Christus belehrt daher seine Jünger richtig, wie natürlich: „Tretet näher und betastet mich. Ein Geist (Gespenst) hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe."

Dem Gespensterglauben möchte ich nun freilich das Wort nicht reden. Er scheint bloß zum Schrecken und Betrügen gut zu sein. Indessen überlasse ich die Vorschläge, wie er zu vertilgen sei, mit Bescheidenheit denen Menschenkennern unter uns, die in ihrer nähern Berührung mit dem gemeinen Mann zu den längst bekannten und leicht zu findenden Heilmitteln gegen diesen Aberglauben neue und wirksamere mögen gefunden haben.

IV.

Hang zur Abgötterei.

Hang zur Abgötterei ist in einem gewissen Sinn der Menschheit, so wie sie im Ganzen vor dem Blick des Beobachters sich darstellt, nach dem Maße, Verhältniß und der Richtung ihrer geistigen Kräfte natürlich, unwiderstehlich, durch keine Dämme einzuschränken, durch keine Gewalt auszulöschen. Ich will sagen, es ist dem Gros der Menschheit nicht möglich, sich einen reinen würdigen Begriff der Gottheit, ein reines geistiges, umfassendes Bild seiner Vollkommenheiten zu denken. Es wird selbst dem Weisen schwer, es zu abstrahiren, von sinnlichem Zusatz rein, und immer fest zu halten. Gelänge es auch jenem, und ist es diesem gelungen, so ist es erst kein Gott nach seinen Bedürfnissen. Nur ein Gott für seinen Verstand, wenn er einen Gegenstand sucht, an dem er seine Denkkraft zur höchsten möglichen angestrengten Höhe hinauf heben kann, aber kein Gott für das Herz, kein Gott für das Leben; ein Gott, bei dessen Gedanken selbst die feinere, edlere Sinnlichkeit, die doch immer beschäftigt sein will, und mit in's Interesse des Verstandes gezogen sein muß, wenn etwas für den Menschen Interesse haben soll, so gar nichts zu sagen und zu thun hat. Kein Wunder also, daß sie sich etwas zu thun macht, und ihre Ranken schießen und an dem intellektuellen Begriff sich anschmiegen und anklammern, oder auch, wenn er sie nicht fassen und festhalten kann, abwärts an der Erde hinkriechen läßt. Alle Nationen, die sich selbst überlassen blieben, haben daher auf dem einen oder andern Weg sich in gröbere oder feinere Abgötterei, oder wenigstens Gottesbildnerei verloren. Entweder haben sie die Gottheit unwürdig zur Menschlichkeit hinabgezogen, oder irdische sinnliche Gegenstände auf den Thron der Gottheit erhöht. Glücklich genug, wenn die Bildung des Gottes- oder Götterglaubens nicht dem Zufall oder der rohen Sinnlichkeit des großen Haufens überlassen blieb, sondern da oder dort von einem Weisen und Guten der Nation für den Genius und die Fassungskraft seiner Mitbürger besorgt und festgesetzt war.

Selbst eine Nation, bei der Glaube und Verehrung eines Gottes, ohne Bild, Staatsgrundgesetz war, die jüdische, eine

Nation, bei der dieser Gottesglaube so genau und innig in die Geschichte, politische Verfassung und häusliche Lebensart verwebt war, bei der die muthvollsten, feurigsten und aufgeklärtesten Lehrer des wahren Gottesglaubens auftraten, bei der für die Sinnlichkeit durch den prachtvollsten, mannigfaltigsten Ceremoniendienst schien gesorgt zu sein, — bei der die Vorsehung fast durch unmittelbare Anstalten und Einwirkungen den Glauben an die Grundwahrheit aller Religionskenntnisse zu bewahren schien, selbst die jüdische Nation schwankte alle Augenblicke über die schmale, schwer zu haltende Linie hinaus, goß güldene Kälber, bublte fremden Göttern nach, und opferte auf den Höhen. Selbst diese Nation, als sie von dem Taumel der unvernünftigen Gottesversinnlichung geheilt und genüchtert schien, scheiterte noch mit ihrer Vernunft an dem rein mosaischen Gottesbegriff, und sah sich entweder auf die dürre Sandbank pharisäischer Orthodoxie, Casuistik und Ziererei, oder an die harte Klippe des sadducäischen Unglaubens verschlagen. — War eine schönere, würdigere und wohlthätigere Auskunft möglich, als die, welche die Gottheit traf, als sie den erhabensten und reinsten Begriff ihres Wesens und ihrer Vollkommenheiten durch einen guten Menschen lehrte, und das Geistige und Unbegreifliche und Unsichtbare in dem guten Menschen selber verkörperte? Konnte sie dem schwachen Menschenherzen, das nun einmal Bild statt Begriffes und einen menschlichen Gott haben mußte, ein edleres Bild, und einen göttlichern Menschen, oder einen menschlichern Gott zur Liebe, Verehrung und zum Vertrauen aufstellen, als den, welchen sie aufgestellt hat — Jesum? Und wenn auch der kirchliche Begriff zu weit geht, ist er nicht der unschädlichste und noch immer der würdigste, die Lücke, die Gott dem schwachen Menschenherzen und der lebhaften Sinnlichkeit selber öffnete, weil sie doch irgendwo einen freien Spielraum haben mußte? War es nicht Weisheit, daß er ihr diese Lücke öffnete, damit sie nicht an einem gefährlicheren Ort die Schranken der Weisheit durchbräche?

V.

Glaube und Vergeltung.

Es ist mir nicht genug zu vermuthen, daß Gott in einem Leben überhaupt das Gute belohnen, und das Böse ahnden werde. — Er wird wohl den Guten, d. h. den, der mehr Gutes als Böses gethan hat, die Folgen seiner bösen Handlungen gleichwohl auch fühlen lassen, so wie dem Bösen aus den Folgen seiner guten Handlungen Tropfen der Linderung in den bittern Kelch sich mischen werden. Also keine absolute Seligkeit und keine ganz trostlose Hölle, so wie auf der Erde keine absolute Tugend und kein absolutes Laster.

Aber wenn ich fragen soll: Was wird sein? so muß ich die Frage, was sein werde? und nicht, was mir das liebste wäre? beantworten, sonst bin ich dem Thoren gleich, der sich einbildet, er müsse diesesmal im Lotto gewinnen, weil er des Gewinnstes so gar bedürftig ist, und könnte leicht dem noch größern Thoren gleich werden, der auf den zukünftigen Gewinn hin schon rechnet und zehret.

Der Glaube an einen büßenden Erlöser, er sei gegründet oder nicht, ist allemal tröstlich im Leben und am Rande des Grabes für den, der glauben kann.

Der nicht an ihn glauben mag oder kann, muß dieses Trostes entbehren; über den Rand aber des Grabes hinaus kann es wohl wenig schaden, nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte. Denn wäre dieser Glaube eitel, so wäre es offenbar besser, nicht zu glauben an das, und nicht zu hoffen an das, was nicht ist. Wäre aber wirklich ein büßender Erlöser da, — nun dann — ich traue Gott schon ohne Erlöser zu, und es ist mir begreiflich, daß er mich um meiner menschlichen Fehler willen aus Liebe nicht ganz und nicht ewig unglücklich machen werde. Hat er aber wirklich seinen eingeborenen Sohn auch noch zum Sühnopfer dahingegeben, so muß er mich noch mehr lieben, als ich ihm zutraue, mehr als alle Vernunft begreifen kann, so kann er vermöge seiner größern unbegreiflichen Liebe nicht thun, was er schon nach seiner geringeren begreiflichen Liebe nicht hätte thun können, so kann er keinem kapriciösen Wohlthäter gleichen, der alle seine Wohlthaten an wunderliche

Bedingungen knüpft. Und das thäte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt (weil er nicht prüfen kann oder mag), geradezu glaubt, selig machte, und den, der gern glauben möchte, und gewiß glauben würde, wenn er könnte, verdammen wollte. — Was ist auch Glaube an sich? Wer nicht glaubt, um zu handeln, der erfüllt, um die wichtigste Wohlthat zu erlangen, die einfältigste Bedingung. Wer glaubt und darum gut handelt, weil er glaubt, — den Glücklichen macht sein Glaube selig. Wer aber ohne den Glauben gut handelt, auch dessen wird sich Gott erbarmen, oder es komme keiner und überrede mich, Gott habe die Menschen so lieb, daß er auch seinen Sohn für sie dahin gegeben habe.

VI.

Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele.

Die Physiker haben erwiesen, daß der Körper des Menschen sich unaufhörlich wandele, und in wenig Jahren allen Theilen nach ein ganz veränderter und neuer Körper sei. Also nach zehn Jahren auch andere Nerven, den Bestandtheilen nach — und anderer Nervensaft, natürlich, und doch noch immer die alte Seele; — die Seele muß also nicht aus Materie bestehen.

Mein Körper hat sich nämlich nun schon wenigstens zum drittenmal ganz geändert, und ich habe nichts davon gemerkt, habe immer das nämliche Bewußtsein gehabt; fühle, daß ich noch immer das nämliche Individuum bin. Was ist's für ein Theil meines Wesens in mir, der dieses fühlt und erkennt? Was ist für ein fixer Punkt meines unveränderlichen Daseins in mir, vermöge dessen ich trotz alles Abreibens und Wegdünstens der Materie noch immer der Nämliche bin? Muß es nicht selbst etwas Unwandelbares und somit etwas Immaterielles sein?

Daß die vernarbte Wunde an dem Arm, den ich jetzt habe, noch sticht, wie sie an dem stach, an welchem sie geschlagen und geheilet ward, ist noch begreiflich. Die Narbe selbst belehrt

mich, daß hier die Theile auf eine fehlerhafte unnatürliche Art zusammengesetzt sind, und daß hier die organische Wirkung der Natur so lange nicht zurücktreten könne, so lange sich die Narbe nicht verliert. Also auch die neuen Theile setzen sich allemal wieder fehlerhaft an, und so lange muß ich immer neuen Schmerz empfinden. Nicht die Wunde, die ich vor zwanzig Jahren empfangen habe, auch nicht die Narbe, die sich damals überzog, sticht mich jetzt mehr, sondern die, welche ich jetzt habe, aus dem nämlichen Grund, warum mich jene schmerzte. Das wäre also begreiflich.

Daß ich aber eine Rede, ein Gedicht, eine Musik, die ich mit meinem jetzigen Ohre höre, wieder als die nämliche erkennen kann, die ich vor fünfzehn Jahren schon auswendig gelernt, oder auch nur mit besonderem Antheil und Wohlgefallen gehört hatte; ja, daß diese Finger eine Musik noch auf dem Klavier zu spielen wissen, an die ich vielleicht in so vielen Jahren nicht gedacht habe, das ist unbegreiflich, wenn nicht etwas in mir wäre, das seit jener Zeit keinen Wechsel seiner Theile erlitten hat, und also immateriell ist.

VII.

Auferstehung.

Sei der Glaube, daß wir in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen sollen, der uns jetzt kleidet, in der Bibel gegründet oder nicht, so deucht mir doch wenigstens eine physische Wahrheit, die am öftersten als Einwendung gegen ihn gebraucht wird, gerade für ihn zu sein, wenigstens ihm einen recht erträglichen Sinn zu geben. „Nie," sagt man, ist ja der Körper der nämliche; unaufhörlich geben ihm alte Theile ab, und setzen sich neue an die Stelle derselben an. Höchstens nach zehn Jahren ist von allen Theilen, die ich jetzt zu meinem Körper rechne, keiner mehr mein. Was abgeht, fällt der Natur heim, und wird in ihrem Schooß zu neuen Formen verarbeitet, so wie zuletzt der ganze Körper der Natur heimfällt und in seine Theile aufgelöset wird, die in einer neuen Zusammensetzung

wieder Theile eines andern Körpers werden. Wollte jeder in der Auferstehung wieder Anspruch machen nur auf das, was zu einer gewissen Zeit zu seinem Körper gehörte, so würde der Streit der sieben Brüder, die ein Weib hatten, nichts sein gegen den unauflöslichen Proceß derer, die alle jene Theile mit gleichem Recht als die übrigen ansprechen würden. Wollte gar jeder wieder in seinem Körper vereinigen, was jemals sein Körper war, — welch ein Widerspruch, welch ein Monstrum müßte der neue Engelskörper sein!"

Alles wahr, antworte ich, und doch, wenn schon unser Körper unaufhörlich sich wandelt, spricht jeder, ohne sich durch die Behauptung der Physiker irre machen zu lassen, und der Physiker selbst von seinem Körper, den er noch im sechzigsten Jahre hat, als von dem nämlichen, den er jederzeit hatte. „Vor zwanzig Jahren," sagt er, „hab' ich dieses Bein gebrochen; dieses Muttermahl hab' ich mit auf die Welt gebracht." Wäre dieses auch nur simpler Sprachgebrauch, und die Schrift redete irgendwo von Auferstehung des nämlichen Körpers, oder begünstigte wenigstens die Redensart, so wäre sie schon dadurch vor dem Vorwurf einer behaupteten oder begünstigten Ungereimtheit gesichert, da sie sich vernünftiger Weise nach dem Sprachgebrauch richten mußte, und in der Lehre von der Auferstehung so wenig auf die Gesetze der stets umschaffenden Natur, als in den Stellen, wo von Bewegung himmlischer Körper die Rede ist, auf das Copernicanische System Rücksicht nehmen konnte. Sie sagte dem Sprachgebrauch nach nur so viel: Du wirst in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen, den du jetzt hast, wie du jetzt den nämlichen Arm hast, den du vor zwanzig Jahren entzwei brachst. Doch es ist auch nicht einmal bloß unschicklich gewählter Sprachgebrauch, den Körper, wenn er auch nicht mehr aus den nämlichen Theilen besteht, doch noch den nämlichen zu nennen. Die Finger, die du jetzt hast, spielen denn doch noch mit der nämlichen Geläufigkeit die Arie, die sie vor zehn Jahren auf dem Klavier spielten; die Nase hat noch dieselbe Beugung, denselben Höcker; die vernarbte Wunde sticht noch, wie sie vor zehn Jahren stach. Kurz, Lage, Verbindung, Mischung der Bestandtheile des Körpers, Gestalt, Fertigkeit und Eigenschaften desselben, leiden unter dem steten Wechsellauf der Theile so wenig, daß sie eine gewisse Identität des Körpers als

solches darstellen. So werden wir auch einst den nämlichen Körper wieder empfangen, das hieße, eine Hülle, die aus ähnlichen Bestandtheilen nach dem Plan und Gesetz gebildet ist, wenn auch gleich nicht die nämlichen Erdtheilchen, die die Natur diesen Sommer in der Organisation einer Bohne vereinigt, und die heute, als ich sie aß, in einen pars mei animalisirt wurde, wieder an dem nämlichen Orte werden zu finden sein, wo die Natur sie jetzt zur Erhaltung des Körpers anbringt.

Aber, — sag ich auch wieder, — und dieser Einwurf deucht mir von ganz anderm Gehalt zu sein, der künftige Körper soll verklärt sein, und läßt er sich so verklären, daß er nicht auch an Gestalt, an Lage, Verbindung und Mischung der Bestandtheile, an Fertigkeiten und Eigenschaften ein anderer werde? Freilich, wenn wir unter Verklärung nur eine schönere, blendende Farbe verstehen wollen, so wird es Gott ein Leichtes sein, so viele, bis jetzt noch gebundene Lichtmaterie aus den Körpern zu entwickeln, als zur Hervorbringung eines solchen Phänomens nöthig sein wird. Aber traun, die Verklärung ist etwas Anderes. Jedes Geschöpf der Erde hat, wie es der Weisheit des Schöpfers angemessen ist, gerade die Einrichtung seiner Maschine erhalten, die zu dem Endzwecke, warum es lebt, erforderlich war. Die Eiche, bestimmt, Jahrhunderte lang eine Welt von Geschöpfen zu beherbergen und zu nähren, und im großen Umfange des Stammes und der Aeste dem Sturme zu trotzen, schlägt ihre Wurzeln so stark und so tief und so ausgebreitet, daß sie auch einen solchen Baum zu nähren und festzuhalten im Stande sind. Die Anziehungsgefäße des Nußbaums, der uns mit öligten Früchten versehen soll, sind so beschaffen, daß sie die Theile der allgemeinen Masse nicht anziehen können, welche in den Kirschbaum übergehen, dessen wässerichte Frucht nur kühlen und erquicken soll. Der Fisch, zum Bewohner des Wassers bestimmt, hat seine Flossen, wie der Vogel seine Fittige, das Eichhorn seine Krallen. So hat auch der Körper des Menschen jetzt gerade die Einrichtung, die zu seinem Zweck erforderlich ist, die er haben muß, damit die Seele in ihm die Fertigkeiten erwerbe, die sie, so lang sie ihn bewohnt, ihrer Bestimmung nach erwerben soll. Da es uns z. B. jetzt so wenig etwas angeht, was für Würmer in den Eingeweiden der Infusionsthierchen sich nähren, als was für Geschöpfe die Berge des Mondes

abweiden, so ist auch unser natürliches Sehorgan weder Mikroskop noch Tubus genug, um Eins oder das Andere zu bemerken. Es reicht gerade auf den Grad von Nähe und Ferne, und sieht gerade unter dem Winkel, der zu unserer Bestimmung hier erforderlich ist. So wenig wir aber in der Zukunft ohne Bestimmung und Geschäft vegetiren werden, so wenig wird unser Geschäft und unsere Lage dort wieder die nämliche sein, die sie hier war, sonst hätte uns der Schöpfer ohne weitere Umstände hier lassen können. Aber wird denn auch der Körper, der uns kleiden soll, noch der nämliche sein können?

Sei dort unser Geschäft, welches es will, — wenn wir in einen neuen Körper gekleidet werden, so wird er für dasselbe eingerichtet und modificirt sein. In dem nämlichen Verhältniß, wie dort die Gegenstände, an denen wir höhere Vernunft und Tugend üben sollen, anders und geistiger sein werden, in dem nämlichen wird auch der Körper anders und vollkommener, d. h. er wird verklärt, aber eben darum nicht der nämliche sein.

Es war also der Mühe werth nachzusehen, ob uns denn die Bibel zur Wiederbesitznehmung des alten Körpers Hoffnung mache, und siehe, da sagt uns wenigstens Paulus: — es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

Inhalt des dritten Bandes.

Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Zweite Abtheilung.

	Seite
Mittel gegen Zank und Schläge	1
Betrachtung über ein Vogelnest	2
Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist	5
Die nasse Schlittenfahrt	7
Der Bauersmann und der Visitator	9
Dankbarkeit	10
Tod vor Schrecken	10
Franziska	12
Der böse Winter	16
Hochzeit auf der Schildwache	17
Das Seewunder	19
Der gläserne Jude	20
Einer oder der andere	21
Die Probe	22
Die Besatzung von Oggersheim	24
Die Schlafkameraden	26
Der Herr Wunderlich	29
Merkwürdiges Rechnungs-Exempel aus der regula societatis	31
Des Dieben Antwort	32
Die Waizenblüthe	32
Veronika Hakmann	33
Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts	34
Weltbegebenheiten:	
Der Brand von Moskau	36

Seite

Der Friedensstifter 39
Die Alemannen am Rheinstrom 40
Fortsetzung der Weltbegebenheiten 44
Glück und Unglück 48
Wein- und Fruchtschlag 48
Verloren oder gefunden 52
Nützliche Lehren 53
List gegen List 54
Hilfe in der Noth 57
Der Bock 60
Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813 61
Billige Rechtspflege 62
Weltbegebenheiten:
Reise nach Paris. Erste Station 63
Wunderlichkeit 67
Der fromme Rath 68
Ein Hausmittel 69
Zwei Weissagungen 70
Eine seltsame, jedoch wahrhafte Geschichte 72
Gleiches mit Gleichem 74
Fortsetzung der Weltbegebenheiten:
Reise nach Paris. Zweite Station 76
Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende . 80
Einer Schildwache lächerlicher Irrthum 83
Geschwinde Fertigung 84
Der verachtete Rath 86
Der Thalhauser Galgen 87
Der Schneider in Pensa 89
Irrthum 94
Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will 95
Zwei Spracherinnerungen 95
Eine Gerechtigkeit 97
Des Hausfreundes Vorrede 99
Die Wachtel 101
Der vortheilhafte Roßhandel 102
Belehrung über das Wetterglas 104
Merkwürdiges Alter 107
Der Furtwanger in Philippsburg 108

Seite

Das Advokaten-Testament 109
Einer Edelfrau schlaflose Nacht 109
Fortsetzung der vaterländischen Geschichte 112
Erinnerung an die Kriegszeit 117
Reise nach Frankfurt 118
Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk 122
König Friedrich und sein Nachbar 125
Seltene Liebe 126
Der sinnreiche Bettler 128
Mahomed 128
Die lachenden Jungfrauen 129
Der Wettermacher 134
Mißverstand 135
Die Ohrfeige 136
Der geschlossene Magen 137
Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf 137
Rechnungs-Exempel 139
Seines Gleichen 140
Das Blendwerk 142
Herr Charles 143

Vermischte Aufsätze.

Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude 151
Die Erde und die Sonne 152
Fortsetzung über die Erde und Sonne 156
Der Mond 162
Die Planeten 167
Fortsetzung 171
Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude:
Die Kometen 176
Die Fixsterne 180
Vom Tabakrauchen 186
Die Juden 188
Standrede über das glückliche Loos des Schneiders 197
Geiz und Verschwendung 200
Das Glück, die Braut der Jugend 201
Das Glück des Weisen 203

Seite

Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität . . . 204
Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauche anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen sein möchte 208
Verschiedene Gedanken 216

Beiträge zur Religionsphilosophie.

I. Weltgesetze 221
II. Engel und Teufel 223
III. Geister und Gespenster 224
IV. Hang zur Abgötterei 231
V. Glaube und Vergeltung 233
VI. Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele 234
VII. Auferstehung 235

CnLG.7.87

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY